



JACK KETCHUM

EVIL

ROMAN

MIT EINEM VORWORT VON
STEPHEN KING

HEYNE
HARD
CORE

ZUM BUCH

Eine Vorstadt in den USA der Fünfzigerjahre. Kein schlechter Ort, um seine Jugend zu verbringen – weitab von McCarthys Kommunistenjagd, dem Kalten Krieg und der Atombombe. Doch dieser Ort hat auch seine düsteren Seiten, wie der junge David bald erfahren wird. Denn in der kleinen ruhigen Sackgasse, in der er und seine Freunde wohnen, geschehen in einem Keller Dinge, von denen niemand weiß und die auch nicht ans Tageslicht kommen sollen. Was passiert, wenn der Wahnsinn ungebremst seinen Lauf nimmt und das Böse von den Menschen Besitz ergreift?

Jack Ketchums Horrorthriller ist ein Meisterwerk der psychologischen Spannung und gleichzeitig eines der schockierendsten Werke der modernen Literatur.

ZUM AUTOR

Jack Ketchum ist das Pseudonym des ehemaligen Schauspielers, Lehrers, Literaturagenten und Holzverkäufers Dallas Mayr. Seine Horrorromane zählen in den USA unter Kennern neben den Werken von Stephen King oder Clive Barker zu den absoluten Meisterwerken des Genres, wofür Jack Ketchum mehrere namhafte Auszeichnungen verliehen wurden. Weitere Infos zum Autor findet man [unter www.jackketchum.net](http://www.jackketchum.net).

JACK KETCHUM



Roman

Aus dem Englischen von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
THE GIRL NEXT DOOR
bei Overlook Connection Press

3. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2006

Copyright © 1989 by Dallas Mayr

Copyright © dieser Ausgabe 2005 by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration: © Toshiaki Tasaki/getty images

Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie, Zürich - München

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-67502-9

ISBN-13: 978-3-453-67502-5

VORWORT

von Stephen King

In Wirklichkeit gibt es überhaupt keinen Jack Ketchum. Es handelt sich um ein Pseudonym für einen Mann namens Dallas Mayr. Natürlich würde ich so etwas nie verraten, wenn es ein streng gehütetes Geheimnis wäre. Aber so ist es nicht. Bei allen Romanen Ketchums (sieben oder acht sind in den USA erschienen) ist der Name Dallas Mayr auf der Copyright-Seite vermerkt, und wenn er Autogramme gibt, kann es durchaus sein, dass er mit »Dallas« unterschreibt. (Im Seite-2-Text dieser Ausgabe wird er allerdings bestimmt als Jack Ketchum vorgestellt.) Mir kam »Jack Ketchum« ohnehin nie wie ein ernst gemeinter Nom de Plume vor, eher schon wie ein Nom de Guerre. Und ein sehr passender. Schließlich war Jack Ketch über Generationen der Spitzname britischer Henker. Auch in den Romanen seines amerikanischen Namensvetters überlebt eigentlich niemand: Immer klappt die Falltür auf, immer zieht sich die Schlinge zusammen, und auch die Unschuldigen müssen baumeln.

Nach einem alten Sprichwort sind im Leben nur zwei Dinge sicher: der Tod und die Steuern. Dem kann ich noch eine dritte Gewissheit hinzufügen: Disney Studios wird nie einen Roman von Jack Ketchum verfilmen. In Ketchums Welt sind die Zwerge Kannibalen, den Wölfen geht nie der Atem zum Schnaufen und Keuchen aus, und die Prinzessin landet zuletzt an einen Balken gefesselt in einem Atombunker, wo ihr eine Wahnsinnige mit einem Bügeleisen die Klitoris wegsengt.

Ich habe schon einmal einige Sätze über Ketchum geschrieben und dabei festgestellt, dass er für Leser des Genres zu einer Kultfigur und für Autoren von Horrorgeschichten zu einem Helden geworden ist. Im Grunde kommt er einer amerikanischen Antwort auf Clive Barker sehr nahe, allerdings eher im Hinblick auf die Sensibilität als auf den Stoff seiner Romane, da sich Ketchum kaum je mit übernatürlichen Erscheinungen befasst. Das spielt jedoch keine Rolle. Wichtig ist nur, dass sich kein Schriftsteller, der ihn gelesen hat, seinem Einfluss entziehen kann, und dass ihn kein Leser, der seinem Werk zufällig begegnet, so schnell wieder vergessen wird. Er ist zu einem Archetyp geworden. Das gilt schon seit seinem

ersten Roman *Off Season* (eine Art literarische Fassung von *Die Nacht der lebenden Toten*) und auf jeden Fall für *Evil*, das wohl als Ketchums definitives Werk angesehen werden kann.

Der Romancier, mit dem er für meine Begriffe die größte Ähnlichkeit hat, ist der sagenumwobene Krimiautor Jim Thompson aus den späten Vierziger- und Fünfzigerjahren. Ketchums gesamtes Œuvre ist wie das von Thompson als Taschenbuch erschienen (zumindest in seiner Heimat; in England sind ein oder zwei gebundene Ausgaben von ihm veröffentlicht worden), er ist nie auch nur in die Nähe der Bestsellerlisten gekommen, er wird nie außerhalb von Genre-Zeitschriften wie *Cemetery Dance* und *Fangoria* rezensiert (wo er nur selten wirklich verstanden wird), und er ist für das allgemeine Lesepublikum praktisch ein Unbekannter. Doch wie Thompson ist er ein äußerst interessanter Autor, grimmig und manchmal sogar brilliant, ausgestattet mit großem Talent und einer verzweiferten Welt-sicht. Sein Werk besitzt eine lebendige Intensität, der das Schaffen mancher seiner weitaus bekannteren Kollegen nicht das Wasser reichen kann – ich denke da an so unterschiedliche Romanciers wie William Kennedy, E. L.

Doctorow und Norman Mailer. Von den heute arbeitenden amerikanischen Romanciers bin ich mir eigentlich nur bei einem sicher, dass er bessere und wichtigere Geschichten schreibt als Ketchum: Cormac McCarthy. Das mag hoch gegriffen erscheinen als Lob für einen obskuren Taschenbuchautor, aber es ist keine Übertreibung. Ob es einem nun passt oder nicht (und vielen, die den folgenden Roman lesen, wird es nicht passen), es ist die Wahrheit. Jack Ketchum ist ein ernst zu nehmender Autor. Schließlich sollte man nicht vergessen, dass auch Cormac McCarthy völlig unbekannt und ständig pleite war, bis er *All die schönen Pferde* veröffentlichte, einen Western ohne große Ähnlichkeit mit seinen anderen Büchern.

Aber im Gegensatz zu McCarthy hat Ketchum kein Interesse an einer dichten, lyrischen Sprache. Er schreibt eine direkte amerikanische Prosa, in der gelegentlich ein spitzer, halb hysterischer Humor aufblitzt – zum Beispiel wenn Eddie, der verrückte Junge aus *Evil*, »mit nacktem Oberkörper und einer lebenden schwarzen Schlange zwischen den Zähnen« daherkommt. Kennzeichnend für Ketchums Werk ist allerdings nicht der Humor, sondern der Horror. Wie Jim Thompson vor ihm (siehe die Bücher *Grifters* und *Der Mörder in mir*, die

beide fast von Jack Ketchum stammen könnten) fasziniert ihn das existentielle Grauen des Lebens, eine Welt, in der ein Mädchen gnadenlos gefoltert wird, und zwar nicht nur von einer psychotischen Frau, sondern von einer ganzen Nachbarschaft; eine Welt, in der sogar der Held zu unentschlossen, zu schwach und innerlich zu zerrissen ist, um das Unheil abzuwenden.

Evil ist ein eher kurzes Buch. Dennoch ist es ein ambitioniertes Werk mit Tiefgang. Im Grunde finde ich das gar nicht so überraschend. Abgesehen von Lyrik war der Spannungsroman in den Jahren nach Vietnam für Amerika die fruchtbarste Form des schöpferischen Ausdrucks (künstlerisch gesehen waren es keine besonders guten Jahre; zum größten Teil war die Entwicklung in der Kunst genauso erbärmlich wie in den Bereichen Politik und Sex). Wahrscheinlich ist es immer einfacher, gute Kunst zu produzieren, wenn es weniger kritische Zuschauer gibt. Für den amerikanischen Spannungsroman gilt dies schon seit *McTeague* von Frank Norris – ein weiterer Roman, der von Jack Ketchum stammen könnte (allerdings hätte Ketchums Fassung bestimmt viel von dem ermüdenden Gerede weggelassen

und wäre deutlich kürzer geworden).

Evil beginnt als eine Art Archetyp der fünfziger Jahre. Wie bei fast allen solchen Geschichten (man denke an *Der Fänger im Roggen*, *Ein anderer Frieden*, meine eigene Erzählung *Die Leiche*) ist der Erzähler ein Junge, und das Buch beginnt (nach einem Kapitel, das eine Art Prolog ist) in wunderbarer Huck-Finn-Manier: Ein barfüßiger Junge mit braun gebrannten Wangen liegt in der Sommersonne auf einem Bachstein und fängt mit einer Blechbüchse Flusskrebse. Dort findet ihn die hübsche Meg mit Pferdeschwanz, die vierzehn und natürlich neu im Ort ist. Sie und ihre jüngere Schwester Susan wohnen bei Ruth, einer alleinerziehenden Mutter mit drei Jungs. Einer dieser Jungs ist (natürlich) Davids bester Freund. Zusammen verbringt die ganze Horde Kinder die Abende in Ruth Chandlers Wohnzimmer vor dem Fernseher und schaut sich Komödien wie *Vater ist der Beste* und Westernserien wie *Cheyenne* an. Mit sparsamer Präzision ruft Ketchum die Erinnerung an die fünfziger Jahre wach: die Musik, die Isolation des Vorstadt-lebens, die durch den Bunker im Keller der Chandlers symbolisierten Ängste. Dann packt er diese erlesen blöde Vorstellung einer idyllischen Vergangenheit und zerpflückt sie mit

atemberaubender Leichtigkeit.

Zum einen ist der Vater in der Familie des jungen David sicherlich nicht der Beste, sondern ein zwanghafter Schürzenjäger, dessen Ehe an einem seidenen Faden hängt. Und David weiß das auch. »Mein Vater hatte viele Gelegenheiten zu Affären, die er auch nutzte«, berichtet er. »Er traf sie spät, und er traf sie früh.« Es ist nur ein leichter ironischer Peitschenschlag, aber die Spitze ist mit Schrot beschwert; man hat schon weitergelesen, bevor man merkt, dass es ein wenig brennt.

Meg und Susan sind im Haus der Chandlers gestrandet, weil ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen sind (irgendjemand sollte mal einen Aufsatz schreiben über den allzeit beliebten Autounfall und seine Auswirkungen auf die amerikanische Literatur). Zunächst hat es den Anschein, als würden sie sich gut einleben bei Ruths Jungs – Woofer, Donny und Willie junior – und bei Ruth selbst, einer unbekümmerten Frau, die gern Geschichten erzählt, viel raucht und anderen Jungs schon mal ein Bier aus dem Kühlschrank anbietet, wenn sie versprechen, dass sie es nicht ihren Eltern verraten.

Ketchum hat schöne Dialoge zu bieten und gibt Ruth eine wunderbar kantige Stimme, die

für den Leser einen leicht kratzigen Nachhall bekommt. »Merkt euch eins, Jungs«, sagt sie an einer Stelle. »Das ist wichtig. Bei einer Frau müsst ihr nur immer nett sein – dann tut sie euch jeden Gefallen ... Davy war nett zu Meg und hat dafür ein Bild gekriegt ... Mädels sind einfach gestrickt ... Ihr müsst ihnen nur ein bisschen was versprechen, dann geben sie euch fast immer, was ihr wollt.«

Das ideale heilsame Umfeld und die ideale erwachsene Autoritätsfigur für zwei traumatisierte Mädchen, möchte man meinen ... nur dass wir es hier mit Jack Ketchum zu tun haben, und bei Jack Ketchum läuft die Sache nicht so. Ist noch nie so gelaufen und wird wahrscheinlich auch nie so laufen.

Ruth mag nach außen hin so fröhlich sarkastisch erscheinen wie eine Kellnerin mit rauer Schale, aber weichem Kern, doch in Wirklichkeit verliert sie allmählich den Verstand und versinkt immer tiefer in einer Hölle aus Gewalt und Paranoia. Sie ist eine scheußliche, aber merkwürdig banale Schurkin, die perfekte Besetzung für die Eisenhower-Jahre. Was ihr eigentlich fehlt, erfahren wir nie. Nicht zufällig lautet die von Ruth und allen Kindern, die ihr Haus besuchen, benutzte Zauberformel: *nicht der Rede wert*. Diese Phrase, die fast wie eine

Zusammenfassung der fünfziger Jahre wirkt, nehmen sich alle Figuren des Romans so sehr zu Herzen, dass es irgendwann viel zu spät ist, um das bittere Ende abzuwenden.

Letztlich interessiert sich Ketchum weniger für Ruth als für die Kinder – nicht nur für die Chandler-Jungs und David, sondern auch für all die anderen, die ab und zu hinunter in den Keller der Chandlers steigen, während Meg langsam zu Tode gefoltert wird. Ketchum liegt etwas an Eddie und Denise, an Tony, Kenny, Glen und der ganzen albernen Fünfzigerjahrebande mit ihren Pomadentollen und den vom Baseballspielen aufgeschürften Knien. Manche schauen praktisch nur zu wie David. Andere schrecken schließlich auch nicht davor zurück, Meg mit heißen Nadeln die Worte ICH FICKE FICK MICH auf den Bauch zu nähen. Sie schlendern herein ... sie schlendern wieder hinaus ... sie sehen fern ... sie trinken Cola und essen Erdnussbutterbrote ... und niemand sagt ein Wort. Niemand setzt den Ereignissen im Bunker ein Ende. Es ist ein Alptraum-Szenario, eine bizarre Kreuzung aus *Happy Days* und *Uhrwerk Orange*, aus *Dobie Gillis* und *Der Sammler*. Das Ganze funktioniert nicht nur, weil Ketchum das kleinstädtische Ambiente perfekt einfängt, sondern auch, weil wir

gegen unseren Willen zu der Einsicht gezwungen werden, dass so etwas mit der richtigen Mischung aus emotional gestörten Kindern, dem richtigen geistig gestörten Erwachsenen als Führer durch den Schrecken und vor allem der richtigen Geht-mich-nichts-an-Atmosphäre durchaus denkbar wäre. Immerhin war dies die Ära, in der eine gewisse Kitty Genovese in einer New Yorker Seitenstraße über einen Zeitraum von mehreren Stunden hinweg mit Messerstichen zu Tode gequält wurde. Immer wieder rief sie nach Hilfe, und viele Leute sahen, was passierte, aber niemand unternahm etwas dagegen. Nicht einmal die Polizei wurde gerufen.

Auch sie folgten bestimmt dem Motto *Nicht der Rede wert ...* und von dort ist es im Grunde nur noch ein kleiner Schritt bis zu *Machen wir doch mit*.

Der Erzähler David ist die einzige menschlich anständige Figur des Romans und macht sich als solche sicherlich zu Recht Vorwürfe wegen des schrecklichen Foltermordes in Ruth Chandlers Keller; Anständigkeit ist nicht nur eine Einstellung, sondern auch eine Verantwortung, und als der einzige Zeuge, der begreift, dass die Geschehnisse in diesem Haus böse sind, lädt er letzten Endes größere Schuld

auf sich als die moralisch hohlen Kinder, die das Mädchen von nebenan aufschlitzen, verbrennen und sexuell missbrauchen. David beteiligt sich nicht an diesen Dingen, aber er erzählt seinen Eltern nichts von den Vorfällen im Chandlerhaus und meldet sie auch nicht der Polizei. Ein Teil von ihm *will* sogar mitmachen. Es ist eine Art von Genugtuung für uns, als Davy schließlich doch noch eingreift – der einzige kalte Sonnenstrahl der Hoffnung, den uns Ketchum gestattet –, doch wir hassen ihn auch dafür, dass er es nicht schon früher getan hat.

Wenn Hass alles wäre, was wir für diesen unglückseligen Erzähler empfinden, würde *Evil* bei seiner moralischen Gratwanderung genauso abstürzen wie *American Psycho* von Brett Easton Ellis. Doch David ist Ketchums vielleicht gelungenste Figur überhaupt, Lichtjahre entfernt von Ellis' flachen Pornogestalten, und seine Komplexität verleiht dem Buch eine Tiefe, die in den früheren Romanen des Autors nicht immer anzutreffen ist. Wir empfinden Mitleid mit David, wir verstehen sein anfängliches Zögern, Ruth Chandler zu verpfeifen, die Kinder als Menschen behandelt und nicht als Quälgeister, die einem ständig zwischen die Beine laufen, und wir begreifen auch seine ver-

hängnisvolle Unfähigkeit, die Tragweite der Ereignisse zu erfassen.

»Und manchmal war es ... wie diese Filme, die später in den sechziger Jahren kamen«, sagt David. »Ausländische Filme meistens – wo man das Gefühl hatte, dass man in eine undurchdringliche Welt faszinierender, hypnotischer Illusionen eingetaucht war, deren endlos übereinander gehäufte Bedeutungsschichten letztlich nur auf ein völliges Fehlen von Bedeutung verwiesen, Filme, in denen sich Schauspieler mit Pappkartongesichtern völlig emotionslos durch surreale Albtraumlandschaften treiben ließen.«

Für mich ergibt sich die Qualität von *Evil* letztlich aus der Tatsache, dass ich David als gültigen Teil meiner Weltauffassung akzeptiert habe – genauso gültig und in mancher Hinsicht auch unliebsam wie der psychotische Sheriff Lou Ford, der sich lachend, prügelnd und mordend seinen Weg durch die Seiten von Jim Thompsons *Der Mörder in mir* bahnt.

Natürlich ist David viel anständiger als Lou Ford.

Das macht ihn auch so schrecklich.

Jack Ketchum ist ein brillanter, bewegender Romanautor, mit dessen düsterer Auffassung

der menschlichen Natur wahrscheinlich nur Frank Norris und Malcolm Lowry wetteifern können. Seinem Publikum wurde er als Schöpfer spannender Reißer präsentiert (die Warner-Taschenbuchausgabe von *Evil* erschien mit einer dünnen Cheerleaderin als Titelbild, die rein gar nichts mit der Handlung zu tun hat; das Buch sieht aus wie ein Schinken von V. C. Andrews oder ein Kindergruselroman von R. L. Stine). Und seine Bücher sind tatsächlich spannend und mitreißend, aber die Titelbilder und Werbetexte geben genauso ein Zerrbild von ihm, wie dies bei Jim Thompsons Romanen der Fall war. *Evil* besitzt eine Lebensnähe, die kein Roman von V. C. Andrews je hatte und die für die meisten Werke der Unterhaltungsliteratur unerreichbar bleibt; das Buch verheißt den Schrecken nicht nur, sondern löst sein Versprechen auch ein. Aber es ist auch ein Reißer, daran kann kein Zweifel bestehen. Der Leser wird mitgerissen, selbst wenn er sich davor fürchtet, mitgerissen zu werden. Ketchums thematischer Ehrgeiz ist groß, hält sich jedoch im Hintergrund und behindert nicht die Hauptaufgabe eines Romanciers, die darin besteht, den Leser mit allen Mitteln in seinen Bann zu ziehen, seien sie fair oder fies. Bei Ketchum sind die Mittel meistens fies ... doch

dafür funktionieren sie umso besser.

***Evil* ist weit entfernt von dem dümmlichen Schmalz in *Die Liebenden von Cedar Bend* oder den harmlos heroischen Faxen in *Der Regenmacher*, und das ist vielleicht auch der Grund, warum Leute, die ihre Lektüre auf die Bestsellerlisten der *New York Times* beschränken, keine Ahnung von Ketchum haben. Dennoch scheint es mir, dass unsere literarische Erfahrung ärmer wäre ohne ihn. Er ist ein echter Bilderstürmer, ein wirklich guter Schriftsteller, einer der wenigen außerhalb des Kreises von Auserwählten, die tatsächlich wichtig sind, Jim Thompsons Bücher haben immer wieder neue Leser gefunden, lange nachdem der Kreis von Auserwählten seiner Zeit in Vergessenheit geraten war. Ganz bestimmt wird das auch bei Jack Ketchum der Fall sein – nur wünsche ich mir, dass das im Gegensatz zu Thompson noch vor seinem Tod passiert. Eine Ausgabe wie diese, die sicherlich Aufsehen erregen wird, ist ein Schritt in die richtige Richtung.**

Bangor, Maine

24. Juni 1995

**You got to tell me brave captain
Why are the wicked so strong?
How do the angels get to sleep
When the devil leaves the porch light on?**

– Tom Waits

**I never want to hear the screams
Of the teenage girls in other people's
dreams**

– The Specials

**Eine Seele unter der Last der Sünde
kann nicht fliehen**

**– Iris Murdoch
*The Unicorn***

TEIL EINS

Ihr glaubt, ihr wisst, was Schmerz ist?

Fragt meine zweite Frau. Sie weiß es. Oder glaubt es zumindest.

Als sie neunzehn oder zwanzig war, ist sie zwischen zwei kämpfende Katzen geraten – die eine gehörte ihr, die andere einem Nachbarn. Eine ging auf sie los, kletterte an ihr hoch wie an einem Baum und riss ihr dabei tiefe Wunden an Schenkeln, Bauch und Brüsten. Die Narben sieht man heute noch. Sie erschrak dermaßen, dass sie nach hinten gegen das antike Buffet ihrer Mutter knallte, die gute Kuchenplatte aus Keramik zerbrach und sich fünfzehn Zentimeter Haut von den Rippen schürfte, während sich die fauchende Katze mit Zähnen und Klauen wieder einen Weg an ihr herunterbahnte. Mit sechsunddreißig Stichen mussten sie sie zusammennähen, hat sie erzählt. Und mehrere Tage lag sie mit Fieber im Bett.

Das ist Schmerz, meint meine zweite Frau. Sie hat nicht die geringste Ahnung.

Evelyn, meine erste Frau, ist der Sache vielleicht schon ein Stück näher gekommen.

Sie wird von einer Erinnerung verfolgt.

An einem warmen Sommermorgen ist sie mit einem Leihwagen auf der regennassen Autobahn unterwegs, neben ihr sitzt ihr Freund. Sie fährt langsam und vorsichtig, weil sie genau weiß, wie rutschig der heiße Asphalt bei Regen sein kann. Da überholt sie ein VW und schiebt sich schlingern auf ihre Spur. Die hintere Stoßstange mit dem New-Hampshire-Motto »Frei leben oder sterben« auf dem Nummernschild berührt nur leicht den Kühlergrill ihres Volvos. Fast zärtlich. Den Rest besorgt der Regen. Der Volvo kommt ins Schleudern und schießt über die Böschung. Einen Moment lang schweben sie und ihr Freund schwerelos durch die Luft, und auf einmal ist oben unten, dann wieder oben und zuletzt wieder unten. Irgendwann bricht sie sich dabei am Lenkrad die Schulter. Der Rückspiegel zerschmettert ihr das Handgelenk.

Dann kommt das Auto zum Stillstand, und sie starrt auf das Gaspedal über sich. Sie schaut sich nach ihrem Freund um, aber er ist nicht mehr da. Verschwunden wie von Zauberhand. Sie findet den Türgriff auf der Fahrerseite und kriecht hinaus auf das nasse Gras. Als sie aufgestanden ist, späht sie durch den Regen. Es ist die Erinnerung an das, was sie dann sieht, die

sie für immer verfolgt wird. Vor ihrem Auto liegt inmitten von rot bespritzten Glasscherben ein blutiger Klumpen. Er sieht aus, als wäre ihm bei lebendigem Leib die Haut abgezogen worden.

Der blutige Klumpen ist ihr Freund.

Deshalb weiß sie mehr über Schmerz. Auch wenn sie ihn verdrängt hat und nachts sogar schlafen kann.

Sie weiß, dass Schmerz mehr ist als die alarmierende Reaktion des Körpers auf eine Verletzung.

Schmerz kann auch von außen nach innen dringen.

Manchmal ist Schmerz das, was man sieht. Schmerz in seiner reinsten, grausamsten Form. Schmerz, den weder Drogen noch Schlaf und selbst Schock und Koma nicht lindern können.

Man sieht ihn und nimmt ihn in sich auf.

Man wird zum Wirt eines langen, weißen Wurms, der nagt und frisst und in den Eingeweiden immer fetter wird, bis man eines Morgens hustend aufwacht und sich einem dieser blinde, blasse Kopf aus dem Mund windet wie eine zweite Zunge.

Nein, das kennen meine beiden Exfrauen

nicht. Obwohl Evelyn der Sache ziemlich nahe gekommen ist.

Aber ich kenne den Schmerz.

Da müsst ihr mir schon vertrauen.

Ich kenne ihn schon sehr lange.

Mahnend sage ich mir, dass wir damals noch Kinder waren, bloß Kinder. Verdammt, wir hatten doch gerade erst unsere Pfadfinderhüte abgelegt und waren alles andere als erwachsen. Ich weigere mich zu glauben, dass ich immer noch derselbe bin wie damals, dass ich das alles nur unter einer tiefen Schicht begraben habe. Man bekommt immer eine zweite Chance im Leben, und ich habe meine genutzt. An diesen Gedanken klammere ich mich.

Obwohl der Wurm nach zwei schlimmen Scheidungen doch ein wenig an mir nagt.

Dann sage ich mir wieder, dass das alles in den Fünfzigern passiert ist, einer merkwürdigen Zeit der Repression, Geheimniskrämerei und Hysterie, Joe McCarthy fällt mir ein, auch wenn er für mich damals praktisch keine Rolle gespielt hat. Ich wunderte mich nur, dass mein Vater es immer so eilig hatte, nach der Arbeit im Fernsehen die Anhörungen des Ausschusses für antiamerikanische Umtriebe mitzubekommen. Ich erinnere mich an den Kalten

Krieg. An die Luftschutzübungen im Schulkel-
ler und an die Filme über Atomtests, in denen
Schaufensterpuppen in kulissenartigen Wohn-
zimmern verbrannten und zerfielen. An *Play-
boy*- und *Man's Action-Hefte*, die in Wachspa-
pier eingeschlagen unten am Bach versteckt
waren. Nach einiger Zeit waren sie so ver-
schimmelt, dass man sie nicht mehr anfassen
wollte. Ich erinnere mich daran, wie Elvis in
der Grace Lutheran Church von Reverend
Deitz attackiert wurde, und an die Rock-'n'-
Roll-Krawalle in der *Alan Freed Show* im Para-
mount. Da war ich zehn.

Heute denke ich mir, dass sich damals etwas
zusammenbraute. Amerika war wie eine Eiter-
beule kurz vor dem Platzen. Und diese Dinge
passierten überall, nicht nur in Ruths Haus.
Überall.

Manchmal wird es durch diesen Gedanken ein
wenig erträglicher. Was wir getan haben.

Ich bin jetzt einundvierzig. 1946 geboren, auf
den Tag genau sieben Monate, nachdem wir
die Atombombe auf Hiroshima geworfen ha-
ben.

Matisse hatte gerade seinen Achtzigsten gefei-
ert.

Ich arbeite an der Wall Street und verdiene

hundertfünfzigtausend im Jahr. Zwei Ehen, keine Kinder. Ein Haus in Rye und eine Wohnung in der Stadt, von der Firma gestellt. Wenn ich irgendwo hinmuss, werde ich meistens in einer Limousine chauffiert, nur in Rye sitze ich selbst am Steuer eines blauen Mercedes.

Kann sein, dass ich bald wieder heirate. Die Frau, die ich liebe, weiß nichts von der Sache – genauso wenig wie meine anderen Frauen, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass ich ihr jemals davon erzählen werde. Warum auch? Ich bin erfolgreich, ausgeglichen, großzügig und ein rücksichtsvoller, aufmerksamer Liebhaber.

Doch mein Leben ist eine Katastrophe. Seit dem Tag im Sommer 1958, an dem Ruth, Donny, Willie und wir anderen Meg Loughlin und ihre Schwester Susan kennen gelernt haben.

Ich war allein unten am Bach und lag mit dem Bauch auf dem großen Stein, den wir »den Felsen« nannten. Mit einer Blechdose in der Hand war ich auf der Jagd nach Flusskrebse. Zwei kleine hatte ich schon erwischt. Sie schwammen in einer größeren Büchse neben mir. Jetzt wollte ich auch noch ihre Mutter fangen.

Das Wasser des Baches wurde durch die starke Strömung aufgewirbelt und spritzte gegen meine nackten Füße. Das Wasser war kalt und die Sonne warm.

Ein Geräusch in den Büschen ließ mich aufblicken. Das hübscheste Mädchen, das ich je gesehen hatte, stand am Ufer und lächelte mir zu.

Sie hatte lange braun gebrannte Beine und langes rotes Haar, das zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war. Sie trug eine kurze Hose und eine helle Bluse mit offenem Kragen. Ich war zwölfteinhalb. Sie war älter.

Ich weiß noch, dass ich ihr Lächeln erwiderte, obwohl ich sonst zu Fremden nie besonders freundlich war.

»Flusskrebse.« Ich leerte die kleine Dose aus.

»Wirklich?«

Ich nickte.

»Große?«

»Die nicht. Aber es gibt hier welche.«

»Darf ich mal sehen?«

Ohne sich erst hinzusetzen, stützte sie sich wie ein Junge mit der linken Hand ab und sprang herunter zum ersten großen Stein. Einen Moment lang sah sie sich die Reihe von Steinen an, die im Zickzack über den Bach führte, dann kam sie zu mir auf den Felsen. Ich war beeindruckt. Sie zögerte keine Sekunde und hielt mühelos das Gleichgewicht. Ich rückte ein Stück, und da saß sie auch schon neben mir. Sie hatte grüne Augen und roch gut.

Sie schaute sich um.

Für uns alle hatte der Felsen damals eine besondere Bedeutung. Er lag mitten in der tiefsten Stelle des Baches, vom klaren Wasser umspült. Im Sitzen war für vier Kinder Platz, im Stehen für sechs. Der Felsen hatte unter anderem schon als Piratenschiff, als Nemos Nautilus und als Kanu der Delawaren gedient. An diesem Tag war das Wasser über einen Meter tief, doch das fremde Mädchen wirkte glücklich und zeigte keine Spur von Angst.

»Das hier ist unser Felsen«, sagte ich. »So haben wir ihn jedenfalls genannt, als wir noch

klein waren.«

»Schön hier«, antwortete sie. »Kann ich mal die Krebse sehen? Ich heiße Meg.«

»Ich bin David. Klar.«

Sie spähte in die Dose. Eine Weile verging, ohne dass wir etwas sagten. Aufmerksam betrachtete sie die Krebse. Dann richtete sie sich wieder auf.

»Süß.«

»Ich fange sie nur so zum Anschauen. Dann lasse ich sie wieder frei.«

»Beißen sie?«

»Nur die großen. Aber sie können einem nicht wehtun. Und die kleinen versuchen bloß abzuhauen.«

»Sie sehen wie Hummer aus.«

»Hast du noch nie Flusskrebse gesehen?«

»Ich glaube nicht, dass es in New York welche gibt.« Sie lachte, doch es machte mir nichts aus. »Aber Hummer hatten wir schon. Und die können einem wehtun.«

»Wie hatten? Man kann doch einen Hummer nicht halten wie ein Haustier, oder?«

Wieder lachte sie. »Nein, sie werden gegessen.«

»Flusskrebse sind auch keine Haustiere. Sie gehen ein. Nach einem Tag, höchstens zwei. Aber sie werden auch gegessen, habe ich ge-

hört.«

»Wirklich?«

»Ja, aber nur von manchen Leuten. In Louisiana oder Florida oder so.«

Wir schauten wieder in die Dose.

»Ich weiß nicht.« Sie lächelte. »Besonders viel ist nicht an ihnen dran.«

»Komm, wir fangen ein paar große.«

Nebeneinander lagen wir auf dem Felsen. Ich nahm die Dose und ließ beide Arme ins Wasser gleiten. Der Trick bei der Sache war, die Steine einzeln umzudrehen, ganz langsam, damit kein Schlamm aufgewirbelt wurde. Und mit der Dose schnell alles einzufangen, was darunter hervorgekrochen kam. Das Wasser war so tief, dass ich die Ärmel meines T-Shirts bis zu den Schultern hochkrempeln musste. Ich dachte daran, wie lang und dünn ihr meine Arme vorkommen mussten. Zumindest mir kamen sie so vor.

Es war ziemlich seltsam, so neben ihr. Verwirrend, aber auch aufregend. Sie war ganz anders als die Mädchen, die ich kannte – als Denise und Cheryl aus der Nachbarschaft oder die anderen aus der Schule. Erstens war sie ungefähr hundertmal hübscher. Meiner Meinung nach sogar hübscher als Natalie Wood. Außerdem war sie wahrscheinlich auch schlau-

er als die Mädchen, die ich kannte, und hatte mehr Erfahrung. Immerhin wohnte sie in New York und hatte schon Hummer gegessen. Und sie bewegte sich wie ein Junge. Sie war stark und voll leichter Anmut.

Das alles machte mich so nervös, dass mir der erste Krebs entwich. Er war nicht riesig, aber doch größer als die, die wir schon hatten. Schnell krabbelte er wieder unter den Felsen.

Sie wollte es auch mal probieren, und ich gab ihr die Dose.

»Aus New York kommst du also?«

»Genau.«

Sie rollte die Ärmel hoch und tauchte die Arme ins Wasser. Da sah ich die Narbe.

»Hey, was hast du denn da?«

Wie ein langer, gekrümmter Regenwurm zog sich die Narbe von ihrem linken Ellbogen hinunter bis zum Handgelenk.

Sie bemerkte meinen Blick. »Ein Unfall. Mit dem Auto.« Dann wandte sie sich wieder dem Wasser zu, auf dem unruhig ihr Spiegelbild schimmerte.

»O Mann.«

Anscheinend wollte sie nicht darüber reden.

»Hast du noch mehr?«

Ich weiß nicht, warum Narben so eine Faszination auf Jungs ausüben, aber so ist es nun

mal, und ich war keine Ausnahme. Ich konnte einfach nicht die Klappe halten, obwohl wir uns gerade erst kennen gelernt hatten und ich ihren Widerwillen spürte. Ich sah, wie sie einen Stein umdrehte. Es war nichts darunter. Trotzdem machte sie es genau richtig, ohne den Grund aufzuwirbeln. Ich fand sie wunderbar.

Sie zuckte die Achseln. »Ein paar. Aber das ist die schlimmste.«

»Darf ich mal sehen?«

»Nein, das geht nicht.« Sie lachte und sah mich mit einem vielsagenden Blick an, bis ich verstanden hatte. Dann hielt ich doch eine Weile die Klappe.

Sie drehte noch einen Stein um. Nichts.

»War es schlimm? Der Unfall?«

Sie gab mir keine Antwort, aber ich machte ihr keinen Vorwurf deshalb. Ich wusste genau, wie taktlos und dumm meine Frage war. Zum Glück bemerkte sie nicht, dass ich rot wurde.

Dann fing sie einen Krebs.

Er kam unter dem Stein hervorgeschossen und lief direkt in die Dose.

Sie schüttete etwas Wasser ab und hielt die Büchse ein wenig schräg ins Sonnenlicht, damit wir seine schöne goldene Farbe sehen konnten. Der Krebs hatte seinen Schwanz auf-

gerichtet. Mit wedelnden Scheren stolzierte er auf dem Boden der Dose hin und her, bereit zum Kampf.

»Du hast ihn!«

»Beim ersten Versuch!«

»Toll! Er ist wirklich toll!«

»Sollen wir ihn zu den anderen stecken?«

Vorsichtig goss sie das Wasser aus der Büchse, um den Krebs nicht zu verschrecken oder zu verlieren. Sie machte es genau richtig, obwohl es ihr niemand gezeigt hatte. Als nur noch ein Fingerbreit Wasser drin war, schüttete sie den Krebs in die größere Dose. Die beiden kleineren hielten respektvoll Abstand. Das war auch gut so, denn es kommt manchmal vor, dass Flusskrebse ihre Artgenossen umbringen. Doch die beiden Kleinen wollten keinen Kampf mit Mama riskieren.

Nach einer Weile beruhigte sich der Neuankömmling, und wir schauten ihn uns an. Er sah urtümlich aus, heimtückisch und schön. Hübsche Farbe und geschmeidiger Körperbau.

Ich steckte den Finger in die Dose, um den Krebs aufzuscheuchen.

»Nicht.« Sie legte mir die Hand auf den Arm. Die Berührung war kühl und weich.

Also zog ich den Finger wieder heraus.

Ich bot ihr einen Wrigleys an und nahm mir

auch einen. Eine Zeit lang war nichts anderes zu hören als der Wind, der rauschend durch das hohe, dünne Gras und die Büsche am Ufer fuhr, der vom Regen letzte Nacht angeschwollene, schnell fließende Bach und unser Kauen.

»Lässt du sie wirklich wieder frei? Versprochen?«

»Klar, ich lasse sie immer frei.«

»Gut.«

Mit einem Seufzer stand sie auf. »Ich glaube, ich muss gehen. Wir müssen noch einkaufen. Eigentlich wollte ich mich nur mal kurz umsehen. Bei uns zu Hause hatten wir nie einen Wald. Danke, David. Hat Spaß gemacht.«

Sie hatte den Steg aus Steinen schon fast hinter sich, als ich ihr hinterherrief.

»Hey, wo gehst du denn hin?«

Sie lächelte. »Wir wohnen bei den Chandlers. Susan und ich. Susan ist meine Schwester.«

Ruckartig stand ich auf, als hätte mich jemand an unsichtbaren Fäden gezogen.

»Bei den Chandlers? Bei *Ruth*? Bei der Mom von Donny und Willie?«

Vom Ufer aus starrte sie mich an. Etwas Seltsames war auf einmal in ihrem Gesicht. Misstrauen.

Ich zögerte.

»Ja, genau. Das sind meine Cousins. Cousins

zweiten Grades. Ich bin so was wie die Nichte von Ruth.«

Auch ihre Stimme hörte sich jetzt irgendwie anders an. Teilnahmslos. Als gäbe es da etwas, was mich nichts anging. Als würde sie mir etwas sagen und es gleichzeitig verheimlichen.

Das verwirrte mich, und ich hatte das Gefühl, dass sie auch verwirrt war.

Zum ersten Mal kam sie mir nervös vor. Nicht einmal die Sache mit der Narbe hatte sie so aus der Fassung gebracht.

Trotzdem dachte ich mir nichts dabei.

Denn den Chandlers gehörte das Nachbarhaus.

Und Ruth ... also, Ruth war einsame Spitze. Auch wenn sich ihre Kinder manchmal wie Idioten aufführten, Ruth war klasse.

»Hey, dann sind wir ja Nachbarn! Ich wohne in dem braunen Haus nebenan.«

Ich schaute ihr nach, wie sie die Böschung hochkletterte. Oben drehte sie sich um. Sie lächelte wieder so offen und unbekümmert wie zuvor, als sie sich neben mich auf den Felsen gesetzt hatte.

Sie winkte. »Bis bald, David.«

»Bis bald, Meg.«

Toll, dachte ich. Unglaublich. Dann werden wir uns jetzt öfter sehen.

Es war der erste Gedanke dieser Art, den ich jemals hatte.

Das ist mir inzwischen klar.

Dieser Tag, an dem mir Megan Loughlin auf dem Felsen begegnete, war für mich der Beginn des Erwachsenwerdens. Megan Loughlin, die ich noch nie vorher gesehen hatte, die zwei Jahre älter war als ich und eine Schwester, ein Geheimnis und langes rotes Haar hatte. Dass mir dieses Erlebnis so selbstverständlich vorkam, dass ich so ruhig geblieben war und mich sogar darüber gefreut hatte, das, glaube ich, sagte viel darüber aus, welche Möglichkeiten in mir steckten – und natürlich auch in ihr.

Und bei dieser Vorstellung wird mein Hass auf Ruth Chandler noch größer.

Ruth, du warst wunderschön damals.

Ich habe viel über dich nachgedacht – nein, eigentlich habe ich dich sogar *studiert*. Ich bin sehr weit gegangen, um deine Vergangenheit ans Licht zu zerren. Eines Tages habe ich gegenüber dem Bürogebäude in der Howard Avenue geparkt, von dem du uns immer erzählt hast. Wo du den ganzen Laden geschmissen hast, während unsere Jungs weg waren und im Großen Krieg Teil zwei gekämpft haben. Das

Büro, in dem du ganz und gar unersetzlich warst, zumindest bis »die kleinen GI-Rotzlöffel wieder hereinstolziert sind«, wie du es ausgedrückt hast, und du auf einmal arbeitslos warst. Ich habe dort geparkt und mir das Gebäude angeschaut, Ruth. Es war nichts Besonderes. Schäbig, traurig und langweilig.

Ich bin nach Morristown gefahren, wo du geboren bist, und auch das hat nichts gebracht. Natürlich wusste ich nicht, in welchem Haus du aufgewachsen bist, aber irgendwie konnte ich mir einfach nicht vorstellen, dass hier deine großen enttäuschten Hoffnungen ihren Ursprung haben sollten. Ich habe nichts gesehen von den Reichtümern, mit denen dich deine Eltern angeblich überschüttet haben, und nichts von den Ursachen für deine rabiate Verzweiflung.

Sogar in Willie seniors Kneipe war ich. Ja, Ruth, ich habe deinen Mann gefunden! Nach Fort Myers in Florida ist er abgehauen, nachdem er dich und die drei kleinen Schreihälse auf einem Berg von Schulden sitzen gelassen hatte. Die ganzen dreißig Jahre ist er dort geblieben und hat den Barkeeper für die Rentner gespielt – ein harmloser, lebenswürdiger Kerl, der seine beste Zeit schon längst hinter sich hatte. Ich habe ihm ins Gesicht und in die

Augen geschaut und mich mit ihm unterhalten. Nichts war zu erkennen von dem Mann, den du immer beschrieben hast, kein wilder Hengst, kein »reizender irischer Scheißer« und auch kein gemeiner Saukerl. Auf mich wirkte er einfach nur alt und verbraucht. Säufernase, Bierbauch und ein fatter, schlaffer Arsch in einer ausgebeulten Hose. Und er sah auch nicht so aus, als wäre er jemals brutal gewesen, Ruth. Das war das eigentlich Überraschende.

Nein, die Gewalt ging nicht von ihm aus.

Was sollte das Ganze, Ruth? Hast du uns belogen? Hast du dir das alles bloß ausgedacht?

Zutrauen würde ich es dir.

Aber wahrscheinlich waren in deiner Einbildung Wahrheit und Lüge einfach das Gleiche.

Doch das werde ich jetzt ändern. Ich werde unser kleines Geheimnis ausplaudern. Offen und ohne lange Umschweife.

Diese Geschichte ist für dich, Ruth. Ich konnte es dir nie richtig heimzahlen.

Aber jetzt präsentiere ich dir die Rechnung. Mit Zins und Zinseszins.

Bezahl sie in der Hölle.

Schon früh am nächsten Tag ging ich nach nebenan.

Ich weiß noch, dass ich nervös war, fast ein wenig verlegen. Eigentlich ziemlich ungewöhnlich, weil es die natürlichste Sache von der Welt war nachzusehen, was bei den Chandlers los war.

Was man an einem Sommermorgen eben so machte. Man stand auf, frühstückte und ging dann nach draußen, um die anderen zu suchen.

Und die erste Station war normalerweise das Nachbarhaus.

Damals war die Laurel Avenue noch eine Sackgasse, der einzige schmale Einschnitt in dem kleinen Waldstück, das südlich an die West Maple grenzte und sich dahinter ein, zwei Kilometer weit hinzog. Als man Anfang des 19. Jahrhunderts die Schneise durch den Wald geschlagen hatte, stand das Unterholz so dicht, dass der Weg den Namen »dunkle Gasse« bekam. Das Unterholz war inzwischen verschwunden, aber es war noch immer eine ruhige, abgelegene Straße. Überall schatten-

spendende Bäume, alle Häuser verschieden gebaut und nicht so nah beieinander, wie man es woanders manchmal sah.

In der Straße gab es damals dreizehn Häuser. Das von Ruth, unseres und fünf weitere auf der einen, sechs hangabwärts auf der gegenüberliegenden Seite.

Bis auf die Zorns hatte jede Familie Kinder. Und wir kannten uns alle so gut wie Geschwister. Wenn man Gesellschaft wollte, musste man einfach nur runter zum Bach, in den Holzapfelhain oder in irgendeinen Garten gehen. Dorthin halt, wo gerade das größte Plastikschwimmbecken oder die Zielscheibe fürs Bogenschießen stand.

Und wenn man sich mal verdrücken wollte, war das auch kein Problem. Der Wald war tief.

Die Sackgassenkinder nannten wir uns.

Wir waren eine verschworene Gemeinschaft mit eigenen Regeln, Geschichten und Geheimnissen. Wir hatten eine Hackordnung, an die wir uns streng hielten. Das war ganz normal für uns.

Doch jetzt war jemand Neues dazugekommen. Bei Ruth war jemand eingezogen.

Es war ein komisches Gefühl.

Vor allem, weil es sich um jemand ganz Bestimmten handelte.

**Vor allem, weil es das Haus von Ruth war.
Es war wirklich verdammt komisch.**

Im Steingarten kniete Ralphie am Boden. Es war vielleicht acht Uhr, aber er war schon von oben bis unten vollgesaut. Überall im Gesicht, auf den Armen und Beinen hatte er Streifen aus Schweiß und Schmutz, als wäre er den ganzen Morgen herumgelaufen und öfter in den Dreck gefallen. Ziemlich oft hingefallen. Was gar nicht so unwahrscheinlich war, wenn man Ralphie kannte. Ralphie war zehn Jahre alt, und ich glaube, ich hatte ihn noch nie länger als eine Viertelstunde sauber erlebt. Auch seine kurze Hose und sein T-Shirt waren verschmiert. »Hallo Woofer.«

Niemand außer Ruth nannte ihn Ralphie. Für uns war er nur Woofer, denn wenn er wollte, konnte er besser bellen als Mitsy, der Basset der Robertsons.

»Hi Dave.«

Er war damit beschäftigt, Steine hochzuheben, und sah zu, wie die aufgeschreckten Kartoffelkäfer und Tausendfüßler flüchteten. Aber die interessierten ihn nicht. Einen Stein nach dem anderen hob er hoch und ließ ihn wieder fallen. Neben sich hatte er eine alte Libby's-Dose, die er immer mitschob, wenn er auf sei-

nen verschorften Knien zum nächsten Stein rutschte.

»Was ist denn da drin?«

»Regenwürmer.« Woofer hatte noch kein einziges Mal zu mir aufgeschaut. Konzentriert runzelte er die Stirn und bewegte sich mit der für ihn typischen fahrigen Energie. Wie ein Wissenschaftler, der kurz vor einer fantastischen Entdeckung steht und jetzt auf keinen Fall gestört werden will.

Wieder nahm er einen Stein weg.

»Ist Donny da?«

»Jou.« Er nickte.

Das bedeutete, dass Donny im Haus war. Da ich immer noch ein bisschen nervös war, ging ich nicht sofort hinein, sondern blieb noch eine Weile bei Woofer. Er kippte einen großen Stein und fand anscheinend, was er gesucht hatte: rote Ameisen.

Es wimmelte nur so von ihnen. Hunderte, Tausende, aufgescheucht vom grellen Licht.

Für Ameisen hatte ich noch nie was übrig. Wir kochten immer Wasser in Töpfen und verbrühten sie damit, wenn sie wieder mal der Meinung waren, dass sie unbedingt die Eingangstreppe zu unserem Haus hinaufkrabbeln mussten – was sie aus irgendeinem Grund jeden Sommer versuchten. Die Idee stammte

von meinem Vater, aber ich stand voll dahinter. Meiner Ansicht nach hatten Ameisen nichts anderes verdient als kochendes Wasser.

Ihr stechender Jodgeruch vermischte sich mit dem Duft von feuchter Erde und frisch gemähtem Gras.

Woofers schob den Stein beiseite und angelte sich einen Regenwurm aus der Dose. Dann noch einen. Er warf sie direkt in das Knäuel von Ameisen.

Er selbst hielt dabei einen Abstand von knapp einem Meter, fast als wollte er die Ameisen mit Wurmfleisch bombardieren.

Die Ameisen reagierten sofort. Sie stürzten sich auf das weiche rosa Fleisch der zuckenden Würmer.

»Das ist krank, Woofers. Das ist echt krank.«

»Da drüben habe ich auch noch schwarze Ameisen gefunden.« Er deutete auf den Stein am entgegengesetzten Ende der Veranda. »Du weißt schon, die großen. Die sammle ich jetzt auf und werfe sie zu denen hier. Das gibt einen Ameisenkrieg. Willst du wetten, wer gewinnt?«

»Die roten gewinnen. Die roten gewinnen immer.«

Es war tatsächlich so. Die roten Ameisen waren einfach grausamer. Das Spiel kannte ich schon.

»Ich hab eine andere Idee«, sagte ich. »Halt doch mal deine Hand da rein. Stell dir einfach vor, du bist King Kongs Sohn oder so.«

Er sah mich an. Ich merkte, dass er sich die Sache durch den Kopf gehen ließ.

Dann grinste er. »Nö, ich bin doch nicht doof.«

Ich stand auf. Die Würmer wanden sich noch immer.

»Bis später, Woof«

Dann lief ich die Treppe zur Veranda hoch, klopfte an die Fliegentür und ging hinein.

Donny fläzte sich auf der Couch. Bis auf seine weißen, verknitterten Boxershorts, in denen er offensichtlich auch geschlafen hatte, war er nackt. Er war nur drei Monate älter als ich, aber viel breiter um Brust und Schultern, und zeigte genau wie sein Bruder Willie junior bereits einen ziemlichen Bauchansatz. Kein besonders schöner Anblick. Ich fragte mich, wo Meg steckte.

Er war in seinen *Plastic Man* vertieft und blickte zu mir auf. Ich selbst interessierte mich nicht mehr so für Comics, seit sie 1954 *Web of Mystery* verboten hatten.

»Wie geht's, Dave?«

Ruth hatte gebügelt. In einer Ecke lehnte das Brett, und der scharfe Geruch von stark erhitz-

ter Wäsche hing in der Luft.

Ich schaute mich um.

»Ganz gut. Wo sind denn alle?«

Er zuckte die Achseln. »Einkaufen.«

»Willie beim Einkaufen? Dass ich nicht lache.«

Er klappte das Comic zu und stand auf. Lächelnd kratzte er sich unter der Achsel.

»Nö. Willie hat um neun einen Termin beim Zahnarzt. Er hat Löcher. Ist das nicht zum Brüllen?«

Willie junior und Donny waren eineinhalb Stunden nacheinander auf die Welt gekommen. Doch aus irgendeinem Grund hatte Willie im Gegensatz zu Donny schlechte Zähne. Er rannte ständig zum Zahnarzt.

Wir lachten.

»Hab gehört, du hast sie schon getroffen.«

»Wen?«

Donny schaute mich an. Anscheinend hatte ihn meine Komödie nicht überzeugt.

»Ach, deine Cousine. Ja. Gestern, unten am Felsen. Sie hat einen Flusskrebs gefangen, beim ersten Versuch.«

Donny nickte. »Ja, manche Sachen kann sie wirklich gut.«

Es war nicht gerade ein begeistertes Lob, doch für Donnys Verhältnisse – noch dazu, da er

von einem Mädchen sprach – war die Bemerkung ziemlich respektvoll.

»Weißt du was?« Er grinste. »Ich zieh mich schnell an, und dann schauen wir mal, was Eddie so treibt.«

Ich stöhnte.

Von all den Kindern in der Laurel Avenue war Eddie das einzige, um das ich einen Bogen machte. Eddie war verrückt.

Ich weiß noch, wie Eddie einmal, als wir gerade auf der Straße spielten, mit nacktem Oberkörper und einer lebenden schwarzen Schlange zwischen den Zähnen daherkam. Ein echter Naturbursche. Er warf mit der Schlange nach Woofer, der schreiend davonrannte, und dann nach Billy Borkman. Eigentlich war es sogar so, dass er alle kleinen Kinder damit bewarf und verfolgte, bis der Schlange, nachdem sie einmal zu oft auf den Asphalt geknallt war, irgendwie die Puste ausging. Und dann war es natürlich auch nicht mehr so interessant.

Mit Eddie gab es immer Scherereien.

Eddie machten Abenteuer nur dann Spaß, wenn sie gefährlich oder verboten waren. Wenn möglich beides. Zum Beispiel im Dachstuhl eines Rohbaus herumklettern oder von der Canoe Brook Bridge Holzäpfel auf Autos

werfen. Am besten war es natürlich, wenn man dabei nicht erwischt wurde. Und wenn man doch erwischt wurde oder sich wehtat, hatte man eben Pech gehabt. Das fand er lustig. Sogar wenn er selbst erwischt wurde oder sich wehtat.

Linda und Betty Martin schworen Stein und Bein, dass sie ihn einmal dabei beobachtet hatten, wie er einem Frosch den Kopf abbiss. Niemand zweifelte an ihrer Geschichte.

Sein Haus lag auf der anderen Seite, ganz am Ende der Straße. Tony und Lou Morino, die nebenan wohnten, erzählten, dass ihn sein Vater ständig verprügelte. Fast jeden Abend. Auch Eddies Mutter und Schwester mussten einiges einstecken. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie seine Mutter – eine große, sanfte Frau mit groben Bauernhänden – einmal mit einem dick geschwollenen rechten Auge bei meiner Mom in der Küche saß und in den Kaffee weinte.

In nüchternem Zustand war Mr. Crocker eigentlich ganz nett, meinte mein Vater, aber im Suff wurde er gemein. Das konnte ich nicht beurteilen, doch auf jeden Fall hatte Eddie seinen Jähzorn geerbt, und vor seinen Ausbrüchen war man nie sicher. Wenn er explodierte, griff er nach dem nächsten Stock oder Stein. Zur

Not begnügte er sich auch mit seinen bloßen Händen. Wir alle hatten irgendwo Narben, die von Eddie stammten. Auch ich hatte schon öfter eine Abreibung bekommen und versuchte inzwischen, ihm möglichst aus dem Weg zu gehen.

Aber Donny und Willie mochten ihn. Das Leben mit Eddie war aufregend, das musste man ihm lassen. Natürlich wussten sie genau, dass Eddie total verrückt war.

Wenn Eddie dabei war, wurden auch sie unberechenbar.

»Na gut«, sagte ich. »Ich begleite dich hin, aber ich gehe nicht mit rein.«

»Ach, komm schon.«

»Ich hab noch was zu tun.«

»Was denn?«

»Was anderes eben.«

»Willst du vielleicht heimgehen und dir die Perry-Como-Platten von deiner Mutter anhören?«

Ich schaute ihn an. Er wusste, dass er Blech geredet hatte.

Wir waren alle Elvis-Fans.

Er lachte. »Wie du meinst, Kumpel. Warte kurz, bin gleich wieder da.«

Er ging durch den Flur zu seinem Zimmer. Ich überlegte, wie sie das jetzt machten mit Meg

und Susan und wo sie eigentlich alle schliefen. Ich ging zur Couch und nahm mir den *Plastic Man*. Ich blätterte ein bisschen darin und legte das Heft wieder weg. Dann ging ich durchs Esszimmer, wo Ruths saubere Wäsche zusammengelegt auf dem Tisch lag, in die Küche. Ich öffnete den Kühlschrank. Wie immer gab es Essen für mindestens sechzig Leute.

»Kann ich mir ein Cola nehmen?«, rief ich in Richtung von Donnys Zimmer.

»Klar. Mach mir auch eins auf, ja?«

Ich nahm zwei Flaschen heraus und holte den Öffner aus der rechten Schublade, in der fein säuberlich das Besteck aufgereiht war. Es war mir schon immer komisch vorgekommen, dass Ruth ständig so viel Essen, aber nur Besteck für fünf Leute im Haus hatte. Fünf Teelöffel, fünf Gabeln, fünf Messer, fünf Steakmesser. Suppenlöffel gab es überhaupt nicht. Natürlich hatte Ruth abgesehen von uns nie Besuch. Aber jetzt wohnten hier *sechs* Leute, und vielleicht musste sie jetzt doch klein begeben und noch Besteck nachkaufen.

Ich öffnete die Flaschen. Donny kam gerade herein, und ich drückte ihm eine in die Hand. Er trug Jeans, Turnschuhe und ein T-Shirt. Das T-Shirt lag eng an seinem Bauch, und ich tätschelte ihn leicht.

»Pass lieber auf, Donald«, sagte ich.

»Pass doch selbst auf, du Schwuchtel.«

»Ach, jetzt bin ich auf einmal eine Schwuchtel.«

»Ein Behinderter bist du.«

»Ich bin behindert? Dafür bist du eine Vogelscheuche.«

»Eine Vogelscheuche? *Mädchen* sind Vogelscheuchen. Mädchen und Schwule. Du bist die Vogelscheuche. Ich bin der Duke of Earl.« Er bekräftigte seine Bemerkung mit einem Schlag auf meinen Arm, den ich sofort erwiderte. Das Ganze führte zu einer kleinen Balgerei.

Donny und ich waren enge Freunde, soweit das für Jungs in dem Alter überhaupt möglich war.

Wir nahmen die Hintertür und machten uns vom Garten aus auf den Weg zu Eddies Haus. Es war Ehrensache, den Gehsteig links liegen zu lassen. Wir gingen mitten auf der Straße und schlürften unser Cola. Hier fuhren sowie-so nie Autos.

»Dein Bruder foltert im Steingarten Würmer.«

Er warf einen Blick über die Schulter. »Ist er nicht ein lieber Kerl?«

»Also, wie kommst du jetzt so klar?«

»Mit was?«

»Dass Meg und ihre Schwester bei euch wohnen.«

Er zuckte die Achseln. »Weiß nicht. Sie sind ja erst angekommen.« Er nahm einen Schluck und rülpste voller Inbrunst. »Aber Meg ist wirklich Zucker, findest du nicht? Scheiße, und ausgerechnet die muss meine Cousine sein.«

Ich wollte nichts dazu sagen, obwohl ich seiner Meinung war.

»Aber eigentlich nur Cousine zweiten Grades, weißt du. Das ist ein großer Unterschied. Vom Blut her oder so. Keine Ahnung. Jedenfalls habe ich sie vorher noch nie gesehen.«

»Noch nie?«

»Einmal, sagt Mom. Aber da war ich noch so klein, dass ich mich nicht erinnern kann.«

»Und wie ist ihre Schwester?«

»Susan? Die ist nur ein kleiner Furz. Höchstens zehn oder so.«

»Woofers ist doch auch erst zehn.«

»Na und? Woofers ist doch auch ein kleiner Furz.«

Da konnte ich ihm nicht widersprechen.

»Aber bei dem Unfall hat es sie ganz schön erwischt.«

»Susan?«

Er nickte und deutete auf meine Taille. »Genau. Von da bis unten hat sie sich alles gebro-

chen, sagt Mom. Jeden einzelnen Knochen. Hüften, Beine, einfach alles.«

»O Mann.«

»Sie kann immer noch nicht richtig laufen. Und sie hat so Schienen dran. Diese Metall-dinger, du weißt schon, diese Stöcke, die man sich an den Arm schnallt, zum Abstützen beim Gehen. Was die Kinder mit Polio immer haben. Hab vergessen, wie sie heißen. So ähnlich wie Krücken jedenfalls.«

»Und wird sie wieder gehen können?«

»Sie kann ja gehen.«

»Ich meine ganz normal.«

»Keine Ahnung.«

Wir tranken unsere Flaschen leer. Wir waren schon fast ganz oben am Hügel. Es war höchste Zeit für mich zu gehen. Wenn nicht, musste ich Eddie ertragen.

»Sie sind alle zwei gestorben, weißt du«, sagte er.

Ohne jede Vorwarnung.

Natürlich war mir klar, von wem er sprach, aber einen Augenblick lang wollte es mir nicht in den Kopf. Nicht sofort. Die Vorstellung war einfach zu unheimlich.

Eltern starben nicht einfach so. Jedenfalls nicht in meiner Nachbarschaft. Und bestimmt nicht bei einem Autounfall. Solche Sachen pas-

sierten woanders, wo es gefährlicher war als in der Laurel Avenue. So was passierte in Filmen und Büchern. Walter Cronkite berichtete darüber in den Nachrichten.

Laurel Avenue war eine abgelegene Sackgasse, auf der man einfach herumspazieren konnte.

Aber mir war klar, dass er nicht gelogen hatte. Das war der Grund, warum Meg nicht über den Unfall und die Narben hatte reden wollen.

Es war die Wahrheit, und sie war schwer zu ertragen.

Schweigend gingen wir weiter. Ich schaute ihn an, ohne ihn wirklich zu sehen.

Ich sah nur noch Meg vor mir.

Es war ein besonderer Augenblick.

Damals bekam Meg einen ganz eigenen Zauber für mich.

Es ging nicht mehr nur darum, dass sie hübsch war und klug und mühelos einen Bach überqueren konnte – sie kam mir auf einmal fast unwirklich vor. Nicht wie jemand, der außerhalb von Büchern oder Kinofilmen existierte. Sondern wie eine Erfindung, eine Heldin.

Ich dachte daran, wie sie neben mir auf dem Felsen gelegen hatte. Ich sah, was für ein tapferer Mensch sie war. Ich sah den Schrecken und das Leiden. Ich sah die Katastrophe, die sie

überlebt hatte.

Die ganze Tragödie.

Alles in diesem einen Augenblick.

Ich stand mit offenem Mund da, und Donny meinte wohl, dass ich ihn nicht richtig verstanden hatte.

»Megs Eltern, du Hohlkopf. Alle zwei. Mom sagt, sie müssen auf der Stelle tot gewesen sein. Sie haben gar nicht mitbekommen, mit wem sie da zusammengekracht sind.« Er schnaubte. »Es war ein Chrysler.«

Vielleicht war es seine geschmacklose Bemerkung, die mich aus meiner Erstarrung riss.

»Ich habe die Narbe auf ihrem Arm gesehen«, sagte ich.

»Ja, ich auch. Nicht schlecht, was? Aber du solltest erst mal die von Susan sehen. Sie hat die Narben überall am Körper. Krass. Mom sagt, sie kann froh sein, dass sie überhaupt noch lebt.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Auf jeden Fall sind sie jetzt bei uns. Sie haben sonst niemanden. Entweder sie bleiben bei uns oder sie müssen ins Waisenhaus.« Er lächelte. »Da haben sie wirklich Glück gehabt, oder?«

Und dann sagte er etwas, was mir später wie-

der eingefallen ist. Damals dachte ich nicht weiter darüber nach, aber ich habe es mir gemerkt. Gut gemerkt.

Er sagte es genau in dem Augenblick, als wir vor Eddies Haus ankamen.

Ich weiß noch, dass ich mitten auf der Straße stand und gerade wieder umkehren wollte, um irgendwo für mich allein zu sein und Eddie aus dem Weg zu gehen – zumindest an diesem Tag.

Ich sehe Donny noch vor mir, wie er mir auf dem Weg zu Eddies Haustür über die Schulter hinweg seine Worte zuwirft. Beiläufig, aber mit einer merkwürdigen Aufrichtigkeit, als würde er eine tiefe Wahrheit verkünden.

»Mom sagt, Meg hat noch mal Glück gehabt. *Sie ist noch mal gut davongekommen.*«

Abgesehen von einem flüchtigen Blick hier und da – wenn sie Müll rausbrachte oder Unkraut jätete – bekam ich sie erst eineinhalb Wochen später wieder zu Gesicht. Jetzt, da ich die ganze Geschichte kannte, wusste ich gar nicht mehr, wie ich sie ansprechen sollte. Ich hatte noch nie Mitleid mit jemandem gehabt. Ich überlegte, was ich zu ihr sagen sollte, aber alles klang irgendwie falsch. Was sagte man zu jemandem, der gerade seine halbe Familie verloren hatte? Die Sache stand wie ein Berg vor mir, den ich nicht bezwingen konnte. Also ging ich ihr aus dem Weg.

Dann machten meine Eltern und ich unseren jährlichen Pflichtbesuch bei der Schwester meines Vaters in Sussex County, und ich musste vier ganze Tage nicht mehr über die Sache nachdenken. Es war fast eine Erleichterung. Ich sage fast, weil meine Eltern damals nur noch knapp zwei Jahre vor ihrer Scheidung standen. Die Reise war grauenhaft: drei Tage angespanntes Schweigen im Auto auf der Hin- und Rückfahrt und dazwischen reichlich verlogene Vergnügtheit aus Rücksicht auf meine Tante und meinen Onkel, die das Ganze über-

haupt nicht komisch fanden. Immer wieder schauten sie sich an, als wollten sie sagen, mein Gott, wann verschwinden die endlich wieder.

Sie wussten es. Alle wussten es. Meine Eltern hätten damals nicht einmal mehr vor einem Blinden Pennys verstecken können.

Zu Hause dann ging es wieder weiter mit dem Kopfzerbrechen über Meg. Ich weiß nicht, warum ich nie auf die Idee kam, die Sache einfach zu vergessen. Vielleicht wollte sie gar nicht an den Tod ihrer Eltern erinnert werden. Aber darauf kam ich nicht. Ich bildete mir ein, dass man irgendetwas sagen musste, doch das Richtige fiel mir nicht ein. Es war wichtig für mich, dass ich mich in diesem Punkt nicht blamierte. Es war wichtig für mich, dass ich mich nicht vor Meg blamierte.

Auch Susan beschäftigte mich. Inzwischen waren fast zwei Wochen vergangen, und ich hatte sie noch kein einziges Mal gesehen. Das widersprach allen meinen Erfahrungen. Wie konnte man nebenan von jemand wohnen und ihn nie zu Gesicht bekommen? Ich dachte an ihre Beine und die schlimmen Narben, von denen Donny geredet hatte. Vielleicht hatte sie Angst, aus dem Haus zu gehen. Das leuchtete mir ein. Ich war selbst in letzter Zeit viel drin-

nen geblieben, um ihrer Schwester nicht zu begegnen.

Doch das konnte nicht so weitergehen. Inzwischen war die erste Juniwoche gekommen. Der Kiwanis Karnival, unser Jahrmarkt, stand vor der Tür.

Den Karnival zu verpassen hätte geheißen, den ganzen Sommer zu verpassen.

Nicht weit von uns auf der anderen Straßenseite stand ein altes Schulhaus mit sechs Zimmern, die Central School, in die wir alle von der ersten bis zur fünften Klasse gegangen waren. Dort im Schulhof fand jedes Jahr der Karnival statt. Seit wir groß genug waren, um allein die Straße zu überqueren, liefen wir immer rüber, um ihnen beim Aufbauen zuzuschauen.

Wir saßen direkt an der Quelle, und eine Woche lang beneideten uns alle Kinder in der Stadt.

Nur die Marktstände wurden von Kiwaniern betrieben – die Fressbuden, die Spieleschuppen, die Glücksräder. Für die Fahrgeschäfte waren nur professionelle Wandergruppen zuständig. Diese Schausteller übten einen exotischen Zauber auf uns Kinder aus. Derb aussehende Männer und Frauen, die mit einer Ca-

mel zwischen den Zähnen arbeiteten und zwickerten, weil ihnen der Rauch in die Augen stieg, die Tätowierungen, Schwielen und Narben hatten und nach Schmieröl und Schweiß rochen. Sie fluchten und tranken Schlitz-Bier, während sie schufteten. Und wie wir hatten sie nichts dagegen, auch mal einen Lungenhering in den Dreck zu spucken.

Wir liebten den Karnival, und wir liebten die Schausteller. Das ging gar nicht anders. An einem einzigen Nachmittag machten sie aus dem Schulhof mit seinen zwei Baseballfeldern, dem Asphaltbelag und den beiden Fußballtoren eine brandneue Stadt aus Segeltuch und wirbelndem Stahl. Sie waren so schnell, dass man kaum seinen Augen trauen konnte. Es war reine Magie, und die Zauberer ließen lächelnd ihre Goldzähne blitzen und hatten sich »I love Velma« auf den Bizeps gestanzt. Einfach unwiderstehlich.

Es war noch ziemlich früh, als ich hinüberging, und sie waren gerade erst beim Entladen der Lastwagen.

Da konnte man nicht mit ihnen reden. Sie waren zu beschäftigt. Später beim Aufbauen oder beim Ausprobieren der Maschinen konnte man ihnen Werkzeug reichen oder bekam vielleicht sogar einen Schluck Bier von ihnen.

Von den Kindern lebten sie schließlich. Sie wollten, dass wir am Abend mit Freunden und Verwandten wiederkamen, und deshalb waren sie normalerweise nett zu uns. Doch beim Ausladen musste man aufpassen und durfte ihnen nicht in die Quere kommen.

Cheryl und Denise waren schon da. Sie lehnten am Fangzaun hinter dem Schlagmal und starrten durch die Maschen.

Ich stellte mich zu ihnen.

Die Stimmung war angespannt. Warum, war leicht zu erraten. Es war erst Morgen, aber der Himmel war bedrohlich dunkel. Vor ein paar Jahren hatte es einmal beim Karnival an jedem Abend außer am Donnerstag geregnet. Wenn so was passierte, war das für alle schlecht. Die Helfer und Schausteller arbeiteten in finsternem Schweigen.

Cheryl und Denise wohnten weiter oben an der Straße gegenüber voneinander. Sie waren befreundet, aber wahrscheinlich nur, weil sie sich gar nicht aus dem Weg gehen konnten. Sie hatten nicht viel miteinander gemeinsam. Cheryl war eine hoch aufgeschossene, dürre Brünnette, die bestimmt in ein paar Jahren recht hübsch sein würde, doch jetzt bestand sie fast nur aus Armen und Beinen und war größer als ich, obwohl sie zwei Jahre jünger war. Sie hat-

te zwei Brüder: Kenny und Malcolm. Malcolm war noch klein und spielte manchmal mit Woofer. Kenny war fast so alt wie ich, aber in der Schule eine Klasse unter mir.

Alle drei waren gut erzogen und ruhig. Ihre Eltern, die Robertsons, ließen sich keine Sprenzchen gefallen, aber wahrscheinlich hätten sie sowieso keine gemacht.

Denise war Eddies Schwester. Ein völlig anderer Typ.

Denise war rastlos, nervös, fast genauso wild wie ihr Bruder und hatte einen starken Hang zum Spotten. Als wäre die ganze Welt ein schlechter Witz und sie die Einzige, die die Pointe verstand.

»Ach, *David*.« Da war der Spott, einfach in der Art, wie sie meinen Namen aussprach. Es gefiel mir nicht, aber ich ignorierte sie einfach. So musste man mit Denise umgehen. Wenn sie einen nicht auf die Palme bringen konnte, hatte sie nichts davon, und irgendwann wurde sie dann wieder ein bisschen normaler.

»Hi Cheryl, Denise. Wie kommen sie voran?«

Denise antwortete: »Ich glaube, das ist die Walzerfahrt. Letztes Jahr haben sie da den Kraken hingestellt.«

»Es könnte auch der Krake sein«, meinte Cheryl.

»Mm-mm. Siehst du den Unterbau?« Denise deutete auf die großen Metallplatten. »Die Walzerfahrt hat einen Unterbau. Wirst schon sehen, wenn sie die Wagen rausholen.«

Sie hatte Recht. Die Wagen wurden rausgeholt, und es war die Walzerfahrt. Wie ihr Vater und ihr Bruder war Denise geschickt mit mechanischen Dingen, mit Werkzeug.

»Sie machen sich Sorgen, dass es regnet«, sagte sie.

»Was heißt hier sie? *Ich* mache mir Sorgen.« Cheryl stieß einen verzweifelten Seufzer aus. Sehr übertrieben. Ich lächelte. Cheryl hatte immer so eine süße ernste Art an sich. Man wusste einfach, dass ihr Lieblingsbuch *Alice im Wunderland* war. Und ehrlich gesagt mochte ich sie.

»Es wird nicht regnen«, behauptete Denise.

»Woher willst du das denn wissen?«

»Weil es einfach so ist.« Als wollte sie es nicht zulassen.

»Seht ihr das?« Denise deutete auf einen großen weißgrauen Laster, der sich nach hinten in die Mitte des Fußballfeldes schob. »Ich wette, das ist das Riesenrad. Letztes Jahr haben sie es auch dort aufgebaut. Und vorletztes Jahr. Wollen wir nachschauen?«

»Klar«, sagte ich.

Wir drückten uns vorbei an der Walzerfahrt und an ein paar Karussellpferden, die gerade ausgeladen wurden, schlichen am Zaun vor dem Bach entlang und liefen dann durch eine Reihe von Zelten, die zum Flaschen- und Ringwerfen aufgestellt wurden, direkt zum Fußballfeld. Gerade hatten die Helfer die Türen des Lasters geöffnet. Das Grinsen des aufgemalten Clownskopfs teilte sich in der Mitte. Sie fingen an, die Träger herauszuziehen.

Es sah tatsächlich nach dem Riesenrad aus.

Denise plapperte. »Dad sagt, letztes Jahr in Atlantic City ist einer rausgefallen. Ist aufgestanden. Seid ihr schon mal aufgestanden im Riesenrad?«

Cheryl runzelte die Stirn. »Natürlich nicht.«

Denise schaute mich an. »Du bestimmt auch noch nicht, da wette ich.«

Denise musste immer allen zeigen, was für eine Göre sie war.

Ich ignorierte ihren Tonfall. »Nein. Warum auch?«

»Weil es Spaß macht.«

Sie grinste und hätte eigentlich hübsch aussehen müssen dabei. Sie hatte regelmäßige weiße Zähne und einen schönen, zarten Mund. Aber irgendwas ging immer schief bei ihrem Lächeln. Es lag etwas Gequältes darin. Als ob sie

in Wirklichkeit gar nicht so viel Spaß hätte, wie sie vorgab.

Außerdem verschwand es auch zu schnell. Das verunsicherte mich.

Auch jetzt war es so, und sie sagte so leise, dass nur ich es hören konnte: »Ich habe gerade an das Spiel denken müssen.«

Ernst und mit großen Augen schaute sich mich an, als müsste noch mehr kommen, etwas Wichtiges. Ich wartete. Vielleicht erwartete sie auch eine Antwort. Doch ich wandte mich wortlos wieder dem Lastwagen zu.

Das Spiel, dachte ich. Na toll.

Ich erinnerte mich nicht gern an das Spiel. Aber solange ich Denise und ein paar von den anderen begegnete, ließ sich das wohl nicht vermeiden.

Es hatte letztes Jahr angefangen, im Frühsommer. Einige von uns – ich, Donny, Willie, Woofer, Eddie, Tony und Lou Morino und irgendwann später Denise – trafen sich immer unten im Apfelgarten, um ein Spiel zu spielen, das Kommandant hieß. Wir spielten es so oft, dass wir bald nur noch Spiel dazu sagten.

Ich habe keine Ahnung, wer es aufgebracht hat. Vielleicht Eddie oder die Morinos. Eines Tages war es einfach da und blieb uns treu.

Einer im Spiel war »es«. Er war der Kommandant. Sein geschütztes Territorium war der Apfelgarten. Wir anderen waren ein Trupp Soldaten und hatten unser Lager einige Meter weiter auf einem Hügel beim Bach aufgeschlagen, auf dem wir früher als kleine Kinder King of the Mountain gespielt hatten.

Das Merkwürdige an unserem Trupp war, dass wir keine Waffen hatten. Wahrscheinlich hatten wir sie bei irgendeiner Schlacht verloren. Waffen hatte nur der Kommandant: Äpfel aus dem Garten, so viele er tragen konnte.

Theoretisch hatte er auch den Vorteil des Überraschungsmoments. Sobald er bereit war, konnte er sich aus dem Garten durch die Büsche schleichen und unser Lager überfallen. Mit ein wenig Glück konnte er wenigstens einen von uns mit einem Apfel abschießen, bevor er gesehen wurde. Die Äpfel waren Bomben. Wer von einem Apfel getroffen wurde, war tot und durfte nicht mehr weiterspielen. Es ging also darum, so viele Soldaten wie möglich zu treffen, bevor man gefangen wurde.

Man wurde immer gefangen.

Das war der Sinn der Sache.

Der Kommandant gewann nie.

Man wurde gefangen, weil alle anderen aufmerksam lauernd auf einem ziemlich großen

Hügel saßen und, wenn das Gras nicht sehr hoch war und man nicht sehr viel Glück hatte, einen natürlich sahen. Außerdem waren es sieben gegen einen, und man hatte nur den einen sicheren Stützpunkt unten im Garten, der mehrere Meter entfernt war. Also feuerte man Äpfel über die Schulter und rannte wie ein Irker zurück zum Stützpunkt, während einem eine Horde Kinder im Nacken saß wie eine Hundemeute. Vielleicht erwischte man einen, zwei oder sogar drei von ihnen, aber am Schluss war man immer selbst fällig.

Wie gesagt, das war auch der Sinn der Sache.

Denn der gefangene Kommandant wurde im Hain an einen Baum gefesselt, die Beine eng aneinander, die Hände hinter dem Rücken.

Er bekam einen Knebel in den Mund und eine Binde vor die Augen.

Und dann konnten die Überlebenden alles mit ihm anstellen, was sie wollten, während die »Toten« zuschauten.

Manchmal ließen wir ihn glimpflich davorkommen und manchmal nicht.

Der Überfall dauerte ungefähr eine halbe Stunde.

Die Gefangenschaft konnte den ganzen Tag dauern.

Das Ganze war unheimlich, vorsichtig ausge-

drückt.

Eddie konnte sich natürlich alles leisten. Die Hälfte der Zeit hatte man Angst, ihn zu fangen. Er konnte auf einen losgehen und die Regeln durchbrechen, und dann wurde das Spiel zu einem wilden, wütenden Gerangel. Falls man ihn doch fing, gab es immer das Problem, wie man ihn wieder freilassen sollte. Wenn man etwas mit ihm gemacht hatte, was ihm nicht gefallen hatte, war es, als würde man einen Bienen-schwarm freilassen.

Aber es war Eddie, der irgendwann seine Schwester anschleppte.

Und als Denise dabei war, bekam das Spiel eine ganz andere Wendung.

Nicht sofort. Am Anfang war es genauso wie vorher. Jeder kam dran, und jeder kriegte sein Fett ab, nur dass jetzt ein Mädchen dabei war.

Doch dann taten wir auf einmal so, als müssten wir höflich zu ihr sein. Statt uns einfach abzuwechseln wie bisher, ließen wir sie entscheiden, was sie sein wollte. Soldat oder Kommandant. Weil sie neu war im Spiel und weil sie ein Mädchen war.

Und sie tat so, als wäre sie ganz versessen darauf, uns alle zu erwischen, bevor wir sie erwischten. Als wäre es eine große Herausforderung für sie. Irgendwann würde sie es schaf-

fen, als Kommandant zu gewinnen. Wenn nicht heute, dann morgen.

Wir wussten, dass das völlig unmöglich war. Schon allein, weil sie schlecht warf.

Denise gewann kein einziges Mal als Kommandant.

Sie war zwölf Jahre alt. Sie hatte lockiges braunrotes Haar und überall am Körper leichte Sommersprossen.

Ihr Busen formte sich bereits, und sie hatte blasse, dick vorstehende Brustwarzen.

An all das musste ich denken, als mein Blick über den Lastwagen, die Arbeiter und die Träger wanderte.

Denise ließ nicht locker. »Es ist Sommer. Warum spielen wir also nicht?«

Sie wusste ganz genau, warum wir nicht spielten, obwohl sie irgendwie auch Recht hatte: Das Spiel hatte eigentlich nur aufgehört, weil es irgendwann zu kalt geworden war. Und natürlich wegen der Schuldgefühle.

»Dafür sind wir doch schon zu alt«, log ich.

Sie zuckte die Achseln. »Mmhmm. Vielleicht. Aber vielleicht seid ihr Jungs nur zu feige.«

»Kann schon sein. Aber ich hab eine Idee. Frag doch deinen Bruder, ob er feige ist.«

Sie lachte. »Ja, genau. Klar.«

Der Himmel wurde dunkler.

»Gleich regnet es«, meinte Cheryl.

Das dachten anscheinend auch die Männer. Zusammen mit den Trägern zerrten sie Segeltuchplanen heraus und breiteten sie für den Fall des Falles im Gras aus. Sie arbeiteten schnell, um das Riesenrad noch vor dem Wolkenbruch fertig zu montieren. Ich erkannte einen vom letzten Sommer, einen drahtigen blonden Südstaatler namens Billy Bob oder Jimmy Bob, der Eddie eine Zigarette geschenkt hatte. Das allein machte ihn unvergesslich. Jetzt nagelte er gerade mit einem großen Schlosserhammer Teile zusammen und lachte über eine Bemerkung des Dicken neben ihm. Das Lachen war hoch und spitz, fast wie bei einer Frau.

Man hörte das Ping des Hammers und das Knirschen des Lastwagengetriebes hinter uns, man hörte das Summen der Generatoren und das Ächzen von Maschinen – und dann ein plötzliches Prasseln: Regen, der hart auf die festgebackene Erde klatschte. »Es geht los!«

Ich zog das Hemd aus der Hose und schob es mir über den Kopf. Cheryl und Denise rannten bereits zu den Bäumen hinüber.

Mein Haus war näher als ihres. Und eigentlich machte mir der Regen auch nichts aus.

Aber es war eine gute Ausrede, um eine Weile von dort wegzukommen. Weg von Denise.

Ich konnte es einfach nicht fassen, dass sie über das Spiel reden wollte.

Es war nur ein Wolkenbruch, der Regen konnte nicht lange dauern. Heftig und schwer kam er herunter. Später, wenn es wieder aufgehört hatte, kamen vielleicht noch andere Kinder dazu. Dann musste ich mich nicht mit ihr abgeben.

Ich lief an den beiden vorbei, die zusammengekauert unter einem Baum standen.

»Ich laufe heim!«

Denise klebte das Haar auf den Wangen und der Stirn. Sie lächelte wieder. Ihre Bluse war völlig durchnässt.

Ich sah, dass Cheryl ihren langen, knochigen Arm nach mir ausstreckte. »Können wir mitkommen?«

Ich tat so, als hätte ich ihren Ruf nicht gehört. Der Regen trommelte ziemlich laut auf die Blätter. Cheryl würde es mir schon nicht krumm nehmen. Ich lief weiter.

Denise und Eddie, dachte ich. Was für ein Paar.

Wenn mich jemals jemand in Schwierigkeiten bringt, dann die zwei. Der eine oder die andere. Oder beide. Das kann gar nicht anders

sein.

Ruth stand gerade auf dem Treppenabsatz und holte die Post aus dem Briefkasten, als ich an ihrem Haus vorbeirannte. In der Tür drehte sie sich um und winkte mir lächelnd zu. Von der Dachrinne schoss das Wasser herunter.

Ich habe nie erfahren, warum sich Ruth und meine Mutter nicht vertrugen, aber irgendwas war passiert, als ich acht oder neun war.

Davor, lange bevor Meg und Susan auftauchten, schlief ich oft drüben bei Donny, Willie und Woofer in dem Doppelstockbett, das in ihrem Zimmer stand. Willie hatte die Angewohnheit, abends ins Bett zu springen und hatte dabei im Lauf der Jahre schon einige Stockbetten demoliert. Willie warf sich immer auf die Sachen. Als er zwei oder drei war, erzählte Ruth, war sein Kinderbett völlig zerstört. Von seinem dauernden Herumlümmeln waren alle Küchenstühle aus dem Leim gegangen. Doch irgendwann hatten sie sich dann stabile Stockbetten angeschafft, die Willies Ansturm standhielten.

Seit dem Vorfall zwischen Ruth und meiner Mutter durfte ich nur noch selten drüben übernachten.

Aber ich erinnere mich noch an früher, als wir klein waren. Ein oder zwei Stunden lang machten wir Rabatz, wir flüsterten, kicherten, und die oben lagen, spuckten auf die unten, bis Ruth irgendwann schimpfend hereinkam und

wir endlich einschliefen.

Am meisten liebte ich die Nächte während des Jahrmarkts. Vom offenen Schlafzimmerfenster aus, das zum Schulhof hinausging, hörten wir Dampforgelmusik, Schreie und das Surren und Ächzen von Maschinen.

Der Himmel war feuerrot wie bei einem Waldbrand, und wenn der Krake hinter den Bäumen vorbeizischte, zuckten hellere rote und blaue Lichtstreifen dazwischen.

Wir wussten, was da drüben war – schließlich waren wir gerade erst von dort zurückgekommen, die Hände immer noch klebrig von Zuckerwatte. Doch irgendwie war es geheimnisvoll, bis lange nach unserer Schlafenszeit dazuliegen, ausnahmsweise stumm, zuzuhören, die Erwachsenen und Teenager zu beneiden und sich den Nervenkitzel auf den großen Achterbahnen auszumalen, für die wir noch zu jung waren und von denen das laute Kreischen herkam. Bis die Geräusche schließlich leiser wurden und die Lichter allmählich verloschen und wir das Lachen Unbekannter hörten, die unterwegs waren zu den überall an unserer Straße geparkten Autos.

Später, wenn ich alt genug war, wollte ich der Letzte sein, der nach Hause ging. Das schwor ich mir.

Jetzt stand ich allein an der Würstchenbude, aß meinen dritten Hotdog des Abends und fragte mich, was ich mit mir anfangen sollte.

Ich hatte schon alle Gefährte durchprobiert, die mir gefielen. Bei jedem Spiel und jedem Glücksrad, das der Markt zu bieten hatte, war ich Geld losgeworden, und alles, was dabei herausgekommen war, war der winzige Porzellanpudel in meiner Hosentasche, den ich meiner Mutter schenken wollte.

Auch meinen kandierten Apfel, meine Tüte Eis und meine Pizzaschnitte hatte ich schon verdrückt.

Ich war mit Kenny und Malcolm herumgezogen, bis es Malcolm im Sturzbomber schlecht geworden war, und dann mit Tony und Lou Morino und mit Linda und Betty Martin, bis sie nach Hause gegangen waren. Es hatte Spaß gemacht, aber jetzt war nur noch ich übrig. Es war zehn Uhr.

Immer noch zwei Stunden.

Irgendwann war mir Woofer über den Weg gelaufen. Aber Donny und Willie junior waren nicht aufgetaucht, und auch Ruth, Meg und Susan nicht. Das war merkwürdig, weil Ruth beim Karnival normalerweise immer dabei war. Ich überlegte, ob ich rübergehen und

nachschauen sollte, aber damit hätte ich zugegeben, dass ich mich langweilte, und so weit war ich noch nicht.

Ein bisschen wollte ich noch warten.

Zehn Minuten später kam Meg.

Ich hatte gerade mein Glück mit Nummer sieben rot probiert und spekulierte auf einen zweiten kandierten Apfel, als ich sie in der Menschenmenge sah. Sie war allein und trug eine Jeans und eine leuchtend grüne Bluse. Plötzlich fühlte ich mich nicht mehr so schüchtern. Das wunderte mich selbst am meisten. Vielleicht war ich inzwischen zu allem bereit. Ich wartete, bis ich wieder mit Rot verloren hatte, dann ging ich zu ihr.

Es war fast, als hätte ich sie bei etwas unterbrochen.

Fasziniert starrte sie hinauf zum Riesenrad und strich sich eine lange rote Locke aus der Stirn. Als die Hand wieder herabsank, sah ich etwas Glitzerndes an ihrem Finger.

Das Rad drehte sich ziemlich schnell. Ganz oben kreischten die Mädchen.

»Hi Meg.«

Sie sah mich lächelnd an. »Hi David.« Dann wandte sie sich wieder dem Rad zu.

Man merkte ihr an, dass sie noch nie mit einem gefahren war. Wie sie starrte, das sagte

einfach alles.

Ich fragte mich, was sie für ein Leben geführt hatte. »Toll, was? Geht schneller als die meisten.«

Ganz aufgeregt schaute sie mich wieder an. »Wirklich?«

»Ja. Auf jeden Fall schneller als die in Playland und in Bertram's Island.«

»Es ist wunderschön.«

Ich war ganz ihrer Meinung. Das Riesenrad glitt so leicht dahin, die Konstruktion besaß eine klare Schlichtheit und Zweckgerichtetheit, die den abenteuerlicheren Fahrattraktionen fehlten. Damals hätte ich es nicht ausdrücken können, aber für mich war das Riesenrad schon immer romantisch und anmutig.

»Willst du mal fahren?« Ich hörte das Drängen in meiner Stimme und wäre am liebsten im Erdboden versunken. Was machte ich denn da? Das Mädchen war älter als ich. Womöglich sogar *drei* Jahre älter. Das war doch verrückt.

Ich versuchte einen Rückzieher.

Das verwirrte sie wohl.

»Ich meine, ich fahre natürlich mit, wenn du willst. Wenn du Angst hast. Das macht mir nichts aus.«

Sie lachte. Ich spürte, dass mir die Messerspitze von der Kehle genommen wurde.

»Komm.« Sie nahm mich bei der Hand und führte mich hinüber.

Irgendwie kaufte ich Karten, und wir setzten uns in einen Wagen. Ich weiß nur noch, dass sich ihre Hand in der kühlen Nachtluft warm und trocken anfühlte, dass ihre Finger schlank und fest gegen meine drückten. Und dass mich meine dunkelroten Wangen daran erinnerten, dass ich als Zwölfjähriger mit einem Mädchen im Riesenrad saß, das schon fast eine erwachsene Frau war.

Und dann kam wieder die Schwierigkeit, was ich sagen sollte, während sich die anderen Wagen füllten und wir hinauffuhren. Ich hielt einfach die Klappe. Ihr war das wohl ganz recht. Anscheinend fühlte sie sich gar nicht unbehaglich. Sie war einfach nur entspannt und froh, von oben auf die Leute, den Jahrmarkt mit seinen vielen Lichtern und auf unsere Häuser hinter den Bäumen hinunterschauen zu können. Sanft wiegte sie den Wagen und sumnte lächelnd ein Lied, das ich nicht kannte.

Dann begann sich das Rad zu drehen, und sie lachte. Für mich war es das süßeste, glücklichste Lachen, das ich je gehört hatte, und ich war stolz darauf, dass ich ihr mit meiner Einladung eine solche Freude gemacht hatte.

Wie schon gesagt, es war ein schnelles Rad,

und oben an der Spitze wurde es sehr still. Der ganz Jahrmarktslärm war wie mit Watte zuge-
deckt, dann sauste man wieder mitten hinein
und wieder heraus, bis der Krach ganz zurück-
geblieben war, und oben schwebte man fast
schwerelos im kühlen Wind, und man hätte
sich am liebsten festgehalten an der Querstan-
ge, aus Angst davonzufliegen.

Ich schaute ihre Hände auf der Stange an, und
da entdeckte ich den Ring. Er sah dünn und
blass aus im Mondlicht. Er funkelte.

Ich tat, als würde ich die Aussicht genießen,
aber eigentlich freute ich mich über ihr Lä-
cheln und die Aufregung in ihren Augen und
die Art, wie ihre Bluse im Wind flatterte und
an ihre Brüste gedrückt wurde.

Dann drehte sich das Rad noch schneller, das
berauschende Gleiten durch die Luft erreichte
seinen Höhepunkt, und mir stockte der Atem,
als ihr wunderschönes, offenes Gesicht erst
durch die Sterne raste, dann vorbei am
dunklen Schulhaus und dann an den hellbrau-
nen Zelten der Kiwanier, als ihr Haar nach
hinten wehte und dann nach vorn über ihre
Wangen peitschte, und plötzlich fühlte ich die
zwei oder drei Jahre, die sie mir voraus hatte,
als grausame Ironie des Schicksals, wie einen
Fluch, und dachte einen Moment, dass es nicht

fair war. Das kann ich ihr geben, aber das ist auch schon alles, und das ist nicht fair.

Das Gefühl verging wieder. Als die eigentliche Fahrt vorbei war und wir weit oben warteten, erfüllte mich nur noch die Freude darüber, wie glücklich sie aussah. Und wie lebendig.

Jetzt konnte ich auch reden.

»Hat es dir gefallen?«

»Und wie! Mein Gott, David, du zeigst mir immer so schöne Sachen.«

»Dass du noch nie mit so was gefahren bist, unglaublich!«

»Meine Eltern ... eigentlich wollten sie immer irgendwo hingehen mit uns. In den Palisades Park oder so. Aber irgendwie sind wir nie dazu gekommen.«

»Ich hab davon gehört ... alles. Es tut mir Leid.«

Endlich war es heraus.

Sie nickte. »Das Schlimmste ist, dass man sie vermisst, verstehst du? Und dass man weiß, sie kommen nicht mehr zurück. Einfach, dass man es weiß. Manchmal vergisst man es, und es ist, als wären sie im Urlaub oder so, und dann denkt man, hey, wann rufen sie endlich mal an? Man vermisst sie. Und man vergisst, dass sie verschwunden sind. Man vergisst, was das letzte halbe Jahr passiert ist. Ist das nicht

seltsam? Ist das nicht verrückt? Dann ertappt man sich dabei ... und alles ist wieder real. Ich träume viel von ihnen. In meinen Träumen sind sie immer am Leben, und wir sind glücklich.«

Ich sah, dass ihr die Tränen in die Augen stiegen.

Lächelnd schüttelte sie den Kopf. »Bring mich bloß nicht zum Flennen.«

Wir waren jetzt schon ziemlich weit unten und hatten nur noch fünf oder sechs Wagen vor uns. Ich sah bereits die nächste Gruppe warten. Ich schaute nach unten und mir fiel wieder Megs Ring auf.

Sie bemerkte meinen Blick. »Der Trauring meiner Mutter. Ruth mag es nicht besonders, dass ich ihn trage, aber meine Mutter wäre dafür gewesen. Ich verliere ihn schon nicht. Auf keinen Fall.«

»Er ist schön. Wunderschön.«

Sie lächelte. »Besser als meine Narben?«

Ich wurde rot, aber das machte nichts, weil sie mich nur ein wenig aufzog. »Viel besser.«

Das Rad bewegte sich wieder nach unten. Nur noch zwei Wagen vor uns. Die Zeit verging wie im Traum für mich, aber selbst so verging sie zu schnell. Es tat weh, dass die Fahrt schon zu Ende ging.

»Wie gefällt es dir? Drüben bei den Chandlers, meine ich.«

Sie zuckte die Achseln. »Es geht schon. Nicht wie daheim natürlich. Nicht so, wie es bei uns war. Ruth ist irgendwie ... komisch manchmal. Aber sie meint es bestimmt gut.« Sie zögerte kurz. »Woofer ist ziemlich seltsam.«

»Das kannst du laut sagen.«

Wir lachten. Obwohl mich die Bemerkung über Ruth verwirrte. Ich erinnerte mich daran, wie kühl und zurückhaltend Meg an dem ersten Tag unten am Bach auf einmal geklungen hatte.

Wir waren unten angekommen. Ein Schausteller machte die Verriegelung auf und stützte den Wagen mit dem Fuß ab. Ich bemerkte ihn kaum. Wir stiegen aus.

»Aber ich kann dir sagen, was ich *nicht* mag.« Ihre Stimme war fast ein Flüstern, als hätte sie Angst, dass jemand zuhören und sie verraten könnte – und als wären wir Eingeweihte bei einer geheimen Verschwörung.

Das gefiel mir natürlich. Ich beugte mich zu ihr. »Was?« »Diesen Keller, den mag ich überhaupt nicht. Den Bunker.«

Ich wusste, was sie meinte.

Willie Chandler senior war praktisch veranlagt.

Praktisch veranlagt und paranoid.

Und als Chruschtschow den Vereinten Nationen drohte: »Wir werden euch begraben«, hatte sich Willie senior wohl gesagt, einen Dreck wirst du, und sich im Keller einen Atombunker gebaut.

Es war ein Raum in einem Raum mit zweieinhalb mal drei Metern Fläche, eins achtzig hoch und streng nach staatlichen Vorgaben gebaut. Von der Küche aus stieg man die Treppe runter, passierte die unter den Stufen und dem Ausguss aufgestapelten Farbdosen, die Waschmaschine mit eingebautem Trockner und kam schließlich nach einer Ecke durch eine schwere, verriegelte Metalltür – die einmal an einem Fleischschrank gehangen hatte – in einen modrig riechenden, dunklen Betonkasten, in dem es mindestens fünf Grad kühler war als sonst im Haus.

Es gab weder Steckdosen noch elektrisches Licht.

An die Balken des Küchenbodens hatte Willie

senior zusätzliche Träger genagelt und sie mit dicken Holzpfosten abgestützt. Das einzige Fenster nach außen hatte er mit Sandsäcken verbarrikadiert und auf der Innenseite mit schwerem, ein Zentimeter dickem Maschen- draht gesichert. Wie vorgeschrieben hatte er einen Feuerlöscher, ein batteriebetriebenes Radio, eine Axt, ein Brecheisen, eine Batterie- lampe, einen Erste-Hilfe-Kasten und Wasser- flaschen angeschafft. Auf einem schweren, selbst gebauten Holztisch standen aufgestapelt Kisten mit Konservendosen neben einem Gas- kocher, einem Reisewecker und einer Luft- pumpe zum Aufblasen der in der Ecke zusam- mengerollten Luftmatratzen.

All das hatte er mit dem Lohn eines Milch- manns gekauft und zusammengebaut.

Sogar Hacke und Schaufel hatte er dort unten, um sich nach dem Bombardement wieder aus- zubuddeln.

Das einzige staatlich empfohlene Utensil, das Willie nicht besorgt hatte, war die chemische Toilette.

Die war teuer. Und bevor er dazu gekommen war, war er abgehauen.

Jetzt war der Raum eine Art heruntergekome- mene Vorratskammer, die Ruth zum Kochen

plünderte. Der Feuerlöscher war aus seiner Wandbefestigung gerutscht, die Batterien im Radio und in der Lampe waren längst hinüber, und alle Gegenstände waren nach drei Jahren gnadenloser Vernachlässigung vollkommen verdreckt. Der Bunker erinnerte Ruth an Willie. Sie dachte gar nicht daran, ihn sauberzumachen.

Manchmal spielten wir dort, aber nicht oft. Der Raum war unheimlich.

Fast als hätte er dort eine Zelle gebaut – keinen Bunker, um etwas auszusperren, sondern ein dunkles, schwarzes Loch, um etwas einzusperren.

Und irgendwie durchdrang er von seiner zentralen Lage aus den ganzen Keller. Wenn man da unten ein Cola trank und sich mit Ruth unterhielt, während sie die Wäsche machte, schaute man automatisch über die Schulter und sah dieses hässliche Ding, düster und verliesartig, diese stumpfe, stellenweise rissige Betonwand, von der immer das Wasser tropfte. Als wäre die Wand selbst alt und todkrank.

Manchmal gingen wir rein, um uns gegenseitig zu erschrecken.

Dafür war der Bunker gut. Zum Erschrecken. Aber das machten wir nur selten.

»Ich sage euch, bei diesem Karnival fehlt einfach eine gute altmodische Hootchie-Koo!«

Es war Dienstag, der zweite Abend des Jahrmarkts, und Ruth schaute sich zum x-ten Mal an, wie Cheyenne Bodie zum Sheriff ernannt wurde und wie ihm der Schlappschwanz von Bürgermeister einen Deputy-Stern ans Franzenlederhemd steckte. Cheyenne sah stolz und entschlossen aus.

Ruth hielt in einer Hand ein Bier und in der anderen eine Zigarette. Tief eingesunken und müde saß sie in dem großen Polstersessel am Kamin, die langen Beine auf einem Fußkissen ausgestreckt.

Woofers blickte vom Boden zu ihr auf. »Was ist eine Hootchie-Koo?«

»Hootchie-Koo, Hootchie-Kootchie. Eine Tänzerin, Ralphie. Die und die Monstrositätenschau. Als ich so alt war wie ihr, gab's beides. Einmal hab ich sogar einen Mann mit drei Armen gesehen.«

Willie junior schaute sie an. »Das gibt's nicht.«

Aber man sah, dass sie ihn am Wickel hatte.

»Widerspruch nicht deiner Mutter. Es stimmt

nämlich. Ich habe einen Mann mit drei Armen gesehen – einer davon war nur so ein winziger kleiner Stummel, der hier rausgekommen ist.«

Sie hob den Arm und deutete auf ihre glatt rasierte Achsel im Kleid.

»Die anderen zwei waren ganz normal wie bei euch. Bei der gleichen Schau habe ich auch eine Kuh mit zwei Köpfen gesehen. Die war natürlich tot.«

Wir saßen in unregelmäßigem Kreis um den Fernseher, Woofer auf dem Teppich neben Ruth, Willie, Donny und ich auf der Couch und Eddie direkt vor dem Kasten, sodass sich Woofer zur Seite beugen musste, um etwas zu sehen.

Bei solchen Gelegenheiten musste man sich wegen Eddie keine Sorgen machen. Bei ihm zu Hause gab es keinen Fernseher. Er saß wie angewachsen vor dem Zenith. Und wenn jemand Eddie im Zaum halten konnte, dann Ruth.

»Was noch?«, fragte Willie junior. »Was hast du sonst noch gesehen?«

Er fuhr sich mit der Hand über seinen blonden Bürstenschnitt. Das machte er ständig. Wahrscheinlich fand er das Gefühl angenehm, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, dass ihm das bei der glitschigen Pomadentolle vorn auch so ging.

»Meistens Sachen in Flaschen. Totgeburten. Wisst ihr, was Totgeburten sind? In Formaldehyd. So kleine verschrumpelte Gestalten – Ziegen, Katzen. Alles Mögliche. Ist schon lange her, ich weiß nicht mehr so genau. Aber ich erinnere mich noch an einen Mann, der hat bestimmt fünf, sechs Zentner gewogen. Da mussten sie zu dritt anpacken, um ihn hochzustemmen. Der fette Kerl, den ich je gesehen habe und den ich je sehen möchte.«

Wir lachten über die Vorstellung, wie ihm drei Typen aufhelfen.

Natürlich wussten wir alle, dass Ruth auf ihr Gewicht achtete.

»Das kann ich euch sagen, zu meiner Zeit war noch was los auf Jahrmärkten.« Sie seufzte.

Dann wurde ihr Gesicht ruhig und träumerisch, wie immer, wenn sie an früher dachte – an ganz früher. Nicht an Willie, sondern an ihre Kindheit. Ich freute mich immer, sie so zu sehen. Wir alle, glaube ich. Die Falten und Kanten wurden weicher, und für eine Mutter schaute sie dann fast schön aus.

»Seid ihr fertig?«, fragte Woofer. Er durfte heute noch spät hinüber zum Karnival, und das war eine große Sache für ihn. Er wartete schon ungeduldig.

»Noch nicht. Trinkt eure Limo aus. Ich muss

noch mein Bier austrinken.«

Sie nahm einen langen, tiefen Zug von ihrer Zigarette, hielt den Rauch in der Lunge und stieß ihn dann auf einen Schlag aus.

Ich kannte nur einen Menschen, der seine Zigaretten genauso verbissen rauchte wie Ruth: Eddies Dad. Sie setzte die Bierdose an und trank.

»Ich möchte mehr über diese Hootchie-Koo hören.« Die Schultern rund nach innen gezogen, lehnte sich Willie neben mir vor.

Je älter und größer er wurde, desto krummer wurde seine Haltung. Ruth meinte, wenn er so weitermache, würde er noch als buckliger Lulatsch enden.

»Ja«, meinte Woofer. »Was soll denn das sein? Kapiert ich nicht.«

Ruth lachte. »Tänzerinnen, hab ich dir doch gesagt. Hast du denn gar keine Ahnung? Und halbnackt, einige zumindest.«

Sie zog ihr verblichenes Kleid bis auf halbe Höhe der Schenkel hoch, ließ es kurz in unsere Richtung flattern und schob es wieder hinunter.

»Die Röcke bis hier. Und winzige BHs und sonst nichts. Vielleicht noch einen Brillanten im Nabel oder so. Und hier mit dunkelroter Farbe umrandet.« Sie deutete auf ihre Brust-

warzen und zog mit den Fingern langsam Kreise. Dann sah sie uns an.

»Wie findet ihr das?«

Ich spürte, dass ich rot wurde.

Woofers lachte.

Willie und Donny schauten sie gespannt an.

Eddie starrte wie gebannt auf Cheyenne Bodie.

Sie lachte. »Na ja, von den guten alten Kiwanieren kann man so was natürlich nicht erwarten. Von denen doch nicht. Obwohl sie es schon gern machen würden, die Kerle. Und wie gern! Aber die sind ja alle verheiratet. Verdammte Heuchler.«

Ruth schimpfte immer auf die Kiwanier oder die Rotarier.

Sie hielt nichts von Vereinsmeierei.

Das kannten wir schon.

Sie leerte ihr Bier und drückte die Zigarette aus.

Dann stand sie auf. »Austrinken, Jungs. Wir gehen jetzt. Verschwinden wir. Meg? Meg Loughlin!«

Sie ging in die Küche und warf die leere Bierdose in den Mülleimer.

Die Tür zu ihrem Zimmer ging auf und Meg trat heraus. Zuerst kam sie mir ein bisschen vorsichtig vor, wahrscheinlich weil Ruth ge-

schrien hatte. Dann fiel ihr Blick auf mich, und sie lächelte.

So hatten sie es also gemacht. Meg und Susan waren in Ruths Zimmer. Das war logisch, weil es das kleinere von den beiden war. Aber das bedeutete auch, dass Ruth entweder auf dem Klappsofa oder bei Donny, Woofer und Willie junior kapierte. Ich überlegte, was wohl meine Eltern dazu sagen würden.

»Meggie, ich geh mit den Jungs auf ein Softeis rüber zum Jahrmarkt. Du passt inzwischen auf deine Schwester auf. Und geh mir nicht an den Kühlschrank, du sollst bei uns schließlich kein Fett ansetzen.«

»Ja, Tante.«

Ruth wandte sich an mich. »David, weißt du, was du jetzt machst? Du gehst schnell mal rein zu Susan und sagst hallo zu ihr. Ihr kennt euch noch gar nicht, das ist doch unhöflich.«

»Klar, okay.«

Meg ging voraus in den Flur.

Die Tür war links gegenüber dem Bad, das Zimmer der Jungen lag direkt geradeaus. Hinter der Tür war leise Musik aus dem Radio zu hören. Tommy Edwards mit seinem Song »It's All in the Game«. Meg öffnete, und wir traten ein.

Wenn man zwölf ist, sind kleine Kinder kleine Kinder und sonst nicht viel. Man bemerkt sie gar nicht. Sie sind wie Käfer, Vögel oder Eichhörnchen oder wie eine streunende Hauskatze – Teil der Landschaft, aber völlig unwichtig. Außer es ist jemand wie Woofer, den man einfach nicht übersehen *kann*.

Susan wäre mir allerdings aufgefallen.

Ich wusste, dass das Mädchen, das von ihren *Screen Stories* aufblickte, neun Jahre alt war – das hatte mir Meg erzählt –, doch sie sah viel jünger aus. Ich war froh, dass sie die Bettdecke hochgezogen hatte und dass ich die Schienen an ihren Hüften und Beinen nicht sehen konnte. Auch ohne die vielen gebrochenen Knochen kam sie mir ziemlich zerbrechlich vor. Ich bemerkte ihre Handgelenke und die langen, dünnen Finger, die die Zeitschrift hielten.

Wurde man so, wenn man einen Unfall hatte?

Abgesehen von den leuchtend grünen Augen war es fast, als hätte ich Megs Gegenteil vor mir. Meg war Gesundheit, Kraft und Lebendigkeit, Susan war ein Schatten. Ihre Haut unter der Leselampe war so blass, dass sie fast durchscheinend wirkte.

Donny hatte erzählt, dass sie immer noch jeden Tag Tabletten nahm, Antibiotika gegen das Fieber, und dass ihre Verletzungen nicht rich-

tig verheilt waren, dass ihr das Gehen immer noch wehtat.

Ich dachte an das Märchen von Hans Christian Andersen über die kleine Seejungfrau, der auch die Beine wehtun. Sogar das Bild in meinem Buch sah aus wie Susan. Das gleiche seidige blonde Haar und das weiche, zarte Gesicht, der gleiche unendlich verletzbare Blick. Wie eine Schiffbrüchige.

»Du bist David«, sagte sie.

Ich nickte und sagte hallo.

Die grünen Augen musterten mich. Es waren wache Augen. Und warm. Auf einmal kam sie mir zugleich jünger und älter vor als neun.

»Meg sagt, du bist nett.«

Ich lächelte.

Eine Weile schaute sie mich an und lächelte zurück. Dann wandte sie sich wieder ihrer Zeitschrift zu. Im Radio brachte Alan Freed »Little Star« von den Elegants.

Meg beobachtete uns von der Tür aus. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

So ging ich wieder zurück ins Wohnzimmer, wo die anderen schon warteten.

Ruths Augen lagen auf mir. Ich senkte den Blick auf den Teppich.

»Na also«, meinte sie. »Jetzt kennt ihr euch wenigstens.«

TEIL ZWEI

Zwei Tage nach dem Karnival übernachteten ein paar von uns im Freien.

Die älteren Jungs in der Straße – Lou Morino, Glen Knott und Harry Gray – kampierten schon seit Jahren in warmen Sommernächten beim alten Wasserturm im Wald hinter dem Little-League-Baseballfeld und vergnügten sich mit mehreren Sixpacks und gestohlenen Zigaretten aus Murphys Laden.

Dafür waren wir alle noch zu jung, da der Wasserturm am entgegengesetzten Ende der Stadt stand. Doch das hielt uns nicht davon ab, sie häufig und vor allem lautstark zu beneiden, bis sich unsere Eltern damit einverstanden erklärten, dass auch wir draußen schliefen, solange das Ganze unter Aufsicht stattfand – was heißen sollte, bei einem von uns im Garten. Und das machten wir dann.

Ich hatte ein Zelt, und Tony Morino hatte das von seinem Bruder Lou, wenn der es nicht gerade brauchte. Also waren wir immer in meinem Garten oder in seinem.

Mir persönlich war meiner lieber. Auch Tonys Garten war okay – aber wir wollten natürlich so weit wie möglich vom Haus entfernt sein,

um wirklich die Illusion zu haben, allein draußen zu sein, und dafür war Tonys Garten eigentlich ungeeignet. Er lief einfach spitz nach unten über einen Hügel, und dahinter waren nur ein bisschen Gestrüpp und ein Feld. Das Gestrüpp und das Feld waren langweilig, und man lag die ganze Nacht auf abschüssigem Gelände. Mein Garten dagegen führte gerade nach hinten in einen tiefen Wald mit unheimlichen und dunklen Schatten von Ulmen, Birken und Ahornbäumen und wildem Grillenzirpen und Froschquaken vom Bach. Er war flach und viel bequemer.

Nicht dass wir viel geschlafen hätten.

Zumindest nicht in dieser Nacht.

Seit der Abenddämmerung erzählten wir uns Mommy-Witze (»Mommy, Mommy, Billie hat gerade in die Pfanne auf dem Herd gekotzt!« – »Halt den Mund und iss deinen Brei!«). Lachend drängten wir uns zu sechst in einem Zelt für vier: ich, Donny, Willie, Tony Morino, Kenny Robertson und Eddie.

Woofers hatte wieder einmal mit seinen Plastiksoldaten im Verbrennungsofen im Garten herumgespielt und hatte zur Strafe daheim bleiben müssen. Ansonsten hätte er vielleicht so lang und laut gejammert, bis wir ihn mitgenommen hätten. Aber Woofers hatte nun mal

diese schlechte Angewohnheit. Er hängte seine Ritter und Soldaten an den Draht des Verbrennungsofens und schaute zu, wie zusammen mit dem Müll langsam ihre Arme und Beine verbrannten. Weiß Gott, was er sich ausmalte, wenn das Plastik schmolz, die Soldaten sich aufrollten und schwarze Rauchschwaden aufstiegen.

Ruth wurde böse, wenn er das machte. Die Spielzeugfiguren waren teuer, und außerdem versauten sie ihren Verbrennungsofen.

Wir hatten kein Bier, aber dafür Feldflaschen und Thermoskannen mit Kool-Aid, und das war auch in Ordnung. Eddie hatte eine halbe Packung Kool ohne Filter von seinem Vater dabei, und ab und zu schlossen wir die Zeltklappen und ließen eine davon herumgehen. Dann fuchtelten wir mit den Händen herum, bis sich der Rauch verzogen hatte, und machten das Zelt wieder auf für den Fall, dass meine Mutter nach uns schaute – doch das machte sie sowieso nie.

Neben mir drehte sich Donny um und zerdrückte unter seinem Gewicht eine Tasty-Cake-Verpackung.

Nachmittags war der Lieferwagen gekommen, und wir hatten uns alle mit dem Zeug eingedeckt.

Und jetzt knisterte es bei jeder Bewegung im Zelt.

Donny wusste einen Witz. »Kommt ein Mann nach Hause, stürmt durch die Küche ins Schlafzimmer und sagt zu seiner Frau: ›Hau mir zwei Eier in die Pfanne, ich muss gleich reiten gehen.‹ Seine Frau schaut ihn stinksauer an und antwortet: ›Ich hau dir gleich die Pfanne in die Eier, deine Stute hat schon dreimal angerufen, wann du endlich zum Reiten kommst.‹«

Wir lachten.

»Den hab ich schon mal gehört«, sagte Eddie. »Oder vielleicht im *Playboy* gelesen.«

»Klar.« Willie lag auf der anderen Seite von mir am Zeltrand. Ich konnte seine Pomade riechen und manchmal unangenehmerweise auch seine schlechten Zähne. »Klar, du hast es im *Playboy* gelesen. Genau, und ich hab Debra Paget gefickt.«

Eddie zuckte die Achseln. Es war gefährlich, ihm zu widersprechen, aber Donny lag zwischen ihnen und wog sieben Kilo mehr als Eddie.

»Mein Alter kauft ihn sich immer«, erklärte er. »Jeden Monat. Und dann hol ich ihn mir aus der Schublade, lese die Witze, schau mir die Weiber an und leg ihn wieder zurück. Das

kriegt er gar nicht mit. Nichts dabei.«

»Ist auch besser, wenn er nichts mitkriegt«, meinte Tony.

Eddie warf ihm einen Blick zu. Tony wohnte gegenüber von ihm, und von ihm wussten wir, dass Eddie regelmäßig von seinem Vater verprügelt wurde.

»Was du nicht sagst.« In Eddies Stimme lag ein warnender Ton.

Es war fast zu spüren, wie Tony zurückwich. Er war nur ein spindeldürrer kleiner Italiener, der aber bei uns ein gewisses Ansehen besaß, weil er schon den ersten Anflug von dunklem Schnurrbartflaum hatte.

»Schaust du die dir wirklich alle an?«, fragte Kenny Robertson. »Mann, ich hab gehört, einmal war sogar Jayne Mansfield drin.«

»Nicht alle.« Eddie zündete sich eine Zigarette an, und ich zog schnell wieder die Klappen zu. »Aber die hab ich gesehen.«

»Ehrlich?«

»Klar.«

Wie Mister Cool persönlich nahm er einen tiefen Zug von der Zigarette. Neben mir setzte sich Willie auf, und ich spürte den sanften Druck seines Wabbelbauchs im Rücken. Er wollte die Zigarette, aber Eddie war noch nicht so weit.

»Die größten Titten, die ich je gesehen habe«, stellte er fest.

»Größer als die von Julie London? Größer als die von June Wilkinson?«

»Scheiße! Sogar noch größer als die von Willie.« Eddie, Donny und Tony prusteten los – obwohl es für Donny bestimmt gar nicht so witzig war, weil er sie auch schon bekam. Kleine, dicke Pölsterchen, wo eigentlich Muskeln hätten sein müssen. Kenny Robertson hatte wahrscheinlich zu viel Angst zum Lachen. Und ich hielt auch die Klappe, weil Willie direkt neben mir lag.

»Hahaha«, meldete sich Willie. »Witz, komm raus, du bist umzingelt.«

»Hey, bist du cool. Gehst du vielleicht noch in die dritte Klasse, oder was?«

»Leck mich.«

»Wie denn, wenn du dich immer hinter deiner Mutter versteckst, du Spastiker.«

Kenny unterbrach die beiden. »Hey, erzähl uns was über Jayne Mansfield. Hast du ihre Nippel gesehen?«

»Klar. Sie hat echt tolle Kurven und so richtig spitze Nippel und Riesentitten und einen scharfen Arsch. Aber die Beine sind dürr.«

»Scheiß auf ihre Beine«, warf Donny ein.

»Du nimmst die Beine«, sagte Eddie, »und ich

nehm den Rest.«

»Genau!« Kenny kam in Fahrt. »O Mann. Nippel und *alles*. Unglaublich.«

Eddie gab ihm die Zigarette. Nach einem schnellen Zug reichte er sie an Donny weiter.

»Das Komische ist, dass sie ein Filmstar ist. Da fragt man sich doch, warum sie das macht.«

»Was macht?«, wollte Donny wissen.

»Ihre Titten in einer Zeitschrift herzeigen.«

Wir dachten darüber nach.

»Na ja, eigentlich ist sie gar kein Filmstar«, fand Donny. »Ich meine, Natalie Wood ist ein Filmstar. Jayne Mansfield hat doch nur in ein paar Filmen mitgespielt.«

»Ein Starlet«, ergänzte Kenny.

»Nö«, widersprach ihm Donny. »Für ein Starlet ist sie schon viel zu alt. Dolores Hart ist ein Starlet. Hast du *Gold aus heißer Kehle* gesehen? Mann, die Szene auf dem Friedhof ist echt klasse.«

»Stimmt.«

»Die Szene ist doch mit Lizbeth Scott«, meinte Willie.

»Na und?«

»Die Szene in dem Limoladen ist toll«, fand Kenny. »Wo Elvis singt und dann diesen Typ verprügelt.«

»Ja, die ist super«, sagte Eddie.

»Wirklich super«, bestätigte Willie.

»Einfach super.«

Donny meldete sich wieder zu Wort. »Außerdem ist der *Playboy* nicht irgendeine Zeitschrift. Es ist der *Playboy*. Ich meine, die hatten sogar schon Marilyn Monroe. Es ist die größte Zeitschrift aller Zeiten.«

»Meinst du? Besser als *Mad*?« Kenny klang skeptisch.

»Sowieso, Mann. *Mad* ist lässig, okay, aber es ist nur für Kinder, verstehst du?«

»Und was ist mit *Famous Monsters*?«, fragte Tony.

Das war wirklich eine schwere Frage. *Famous Monsters* war gerade zum ersten Mal erschienen, und wir waren alle ganz wild darauf.

»Klar.« Donny nahm einen Zug von der Zigarette und setzte ein wissendes Lächeln auf. »Werden in *Famous Monsters of Filmland* etwa Titten gezeigt?«

Alle lachten. Seine Logik war unwiderlegbar.

Er reichte die Kippe Eddie weiter, der einen letzten Zug nahm und sie auf dem Gras ausdrückte, bevor er sie hinaus in den Wald schnippte.

Schweigen trat ein. Niemand hatte etwas zu sagen, alle waren mit sich selbst beschäftigt.

Dann schaute Kenny Donny an. »Hast du sie

schon mal in Wirklichkeit gesehen?«

»Was?«

»Titten?«

»Echte Titten?«

»Ja.«

Donny lachte. »Die von Eddies Schwester.«

Wieder lachten wir, denn die hatten wir alle schon gesehen.

»Ich meine bei einer Frau.«

»Nö.«

»Einer von euch?« Kenny sah sich um.

»Meine Mutter.« Tony war die Verlegenheit anzumerken. »Einmal bin ich in ihr Bad gegangen, und sie hat sich gerade den BH angezogen. Da habe ich es eine Minute gesehen.«

»Eine *Minute*?« Kenny wollte es ganz genau wissen.

»Nein, eine Sekunde.«

»Mann, und wie war es?«

»Was soll das heißen? Es war meine Mutter, verdammte Scheiße! Madonn'! Du perverser Arsch!«

»Hey, war nicht so gemeint, Mann.«

»Okay, von mir aus.«

Doch wir alle dachten jetzt an Mrs. Morino. Sie war eine breithüftige, kurzbeinige Sizilianerin mit viel mehr Schnurrbart als Tony, aber ihr Busen war ziemlich groß. Es war zugleich

schwierig, interessant und ein wenig abstoßend, sie sich mit nacktem Oberkörper vorzustellen.

»Die von Meg sind bestimmt nett, da wette ich«, meinte Willie.

Seine Bemerkung hing nur kurz im Raum. Aber bestimmt dachte jetzt keiner mehr von uns über Mrs. Morino nach.

Donny schaute seinen Bruder an. »Die von Meg?«

»Ja.«

Man sah fast, wie die Räder ineinander griffen. Doch Willie tat so, als hätte Donny nicht kapiert. Um ihn irgendwie blöd dastehen zu lassen.

»Unsere Cousine, du Trottel. *Meg*.«

Donny schaute ihn nur an. »Hey, wie spät ist es eigentlich?«

Kenny hatte eine Uhr. »Drei viertel elf.«

»Super!«

Plötzlich kroch er aus dem Zelt. Dann stand er da und spähte grinsend herein.

»Kommt, ich hab eine Idee!«

Von meinem Haus zu seinem war es nicht weit. Man musste nur den Garten durchqueren, und nach einer Reihe von Hecken war man schon drüben hinter der Garage.

Bei den Chandlers brannte Licht im Badfen-

ster, in der Küche und im Zimmer von Meg und Susan. Inzwischen wussten alle, was er vorhatte. Ich war mir nicht sicher, ob mir die Sache gefiel, aber ich war mir auch nicht sicher, dass sie mir nicht gefiel.

Auf jeden Fall war es aufregend. Wir hätten das Zelt nicht verlassen dürfen. Wenn wir erwischt wurden, war Schluss mit Schlafen im Freien und nicht nur damit.

Doch wenn wir nicht erwischt wurden, war es noch besser als Campen beim Wasserturm. Sogar besser als Bier.

Als wir uns mit dem Gedanken angefreundet hatten, fiel es uns schwer, nicht ständig loszukichern.

»Keine Leiter«, flüsterte Eddie. »Was machen wir?«

Donny schaute sich um. »Die Birke.«

Er hatte Recht. Auf der linken Seite, ungefähr fünf Meter vom Haus entfernt, stand eine große weiße, von Winterstürmen schwer gebeugte Birke. Auf halber Höhe des Rasens hing ihr Stamm bis weit über das ungepflegte Gras.

»Da können wir nicht alle raufklettern«, mahnte Tony, »sonst bricht sie.«

»Dann wechseln wir uns eben ab. Immer zwei gleichzeitig. Jedes Team zehn Minuten, die Besten sollen gewinnen.«

»Okay. Wer zuerst?«

»Verdammt, es ist unser Baum.« Donny grinste. »Ich und Willie steigen als Erste rauf.«

Das machte mich ein wenig sauer. Schließlich war ich sein bester Freund. Aber was soll's, dachte ich mir, immerhin ist Willie sein Bruder.

Er sprintete über den Rasen, und Willie folgte.

Der Baum gabelte sich in zwei starke Äste. Dort konnten sie nebeneinander liegen. Sie hatten einen guten, ungehinderten Blick ins Schlafzimmer und einen passablen ins Bad.

Willie schob sich immer wieder hin und her, um eine bequeme Lage zu finden. Man merkte ihm an, wie schlecht er in Form war. Er hatte Schwierigkeiten, mit seinem eigenen Gewicht klarzukommen. Donny dagegen wirkte trotz seiner massigen Gestalt, als wäre er in den Bäumen geboren.

Wir beobachteten sie beim Beobachten. Wir passten auf das Haus und vor allem das Küchenfenster auf, um nicht von Ruth überrascht zu werden.

Kenny schielte auf die Uhr. »Noch fünf Minuten.«

»Scheiße.« Eddie zog seine Packung Kools heraus und zündete sich eine an.

»Hey!«, flüsterte Kenny, »das können die doch sehen.«

»Blödmann. Du brauchst sie nur unter der Hand halten, so. Dann sieht keiner was.«

Ich versuchte, an Donnys und Willies Gesicht abzulesen, ob drinnen irgendwas los war. Es war schwer zu erkennen, aber ich glaubte nicht. Sie lagen nur einfach da oben wie zwei große, dunkle Geschwüre.

Ob sich der Baum wieder erholen würde?

Bisher waren mir die Frösche und Grillen überhaupt nicht aufgefallen, doch jetzt nahm ich plötzlich ihr rhythmisches Dröhnen in der Stille wahr. Man hörte nur sie und Eddie, der heftig an der Zigarette zog, und gelegentlich ein Knacken der Birke. Glühwürmchen schwebten blinkend durch den Garten.

»Die Zeit ist vorbei«, sagte Kenny.

Eddie ließ die Kool fallen und trat sie aus. Dann rannten er und Tony hinüber zum Baum. Kurz darauf waren sie oben, und Willie und Donny kamen zu uns zurück.

Der Baum hing jetzt etwas höher.

»Irgendwas gesehen?«, fragte ich.

»Nichts.« Merkwürdig, wie wütend Willie klang. Als wäre Meg schuld, dass sie nicht zum passenden Zeitpunkt aufgetaucht war. Als hätte sie ihn reingelegt. Aber Willie war ja sowieso

ein Trottel.

Ich schaute Donny an. Das Licht war nicht besonders gut, aber er wirkte genauso gespannt und konzentriert auf mich wie vor einigen Tagen, als Ruth davon erzählt hatte, was die Hootchie-Koo-Mädchen anhatten und was nicht. Als wäre er mit einer Frage beschäftigt und ein wenig deprimiert, weil er die Antwort nicht gefunden hatte.

Schweigend standen wir zusammen, und nach einer Weile tippte mir Kenny auf die Schulter. »Die Zeit ist vorbei.«

Wir liefen hinüber zum Baum, und ich klatschte Tony auf den Knöchel. Er rutschte herunter.

Dann warteten wir auf Eddie. Ich sah Tony an. Er zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, den Blick gesenkt. Nichts.

Ein paar Minuten später gab auch Eddie auf und landete neben mir auf dem Gras. »Das ist doch Quatsch. So eine Scheiße. So eine Scheiße.«

Dann verschwanden sie.

Seltsam. Auch Eddie war jetzt sauer.

Doch eigentlich war mir das egal.

Wir kletterten hinauf. Es war ganz leicht.

Oben war ich auf einmal ganz wirr vor Aufregung. Ich fühlte mich so gut, dass ich am lieb-

sten laut losgelacht hätte. Es würde etwas passieren, das wusste ich. Pech für Eddie und Donny und Willie – wir waren die glücklichen Gewinner. Gleich würde sie am Fenster erscheinen, und wir würden alles sehen.

Es machte mir überhaupt nichts aus, dass ich Meg hinterging, wenn ich sie heimlich beobachtete. Eigentlich dachte ich dabei gar nicht an sie. Es war, als würden wir jemand anderen belauern. Etwas Abstraktes. Ein echtes, lebendiges Mädchen und nicht ein Schwarzweißfoto in einer Zeitschrift. Der Körper einer Frau.

Endlich würde ich mehr erfahren.

Das hier hatte einfach Vorrang.

Wir machten es uns bequem.

Ich blickte kurz zu Kenny hinüber. Er grinste.

Mir schoss die Frage durch den Kopf, warum die anderen Jungs so stinkig geworden waren.

Das machte doch Spaß! Sogar dass man Angst hatte, machte Spaß. Angst, dass Ruth in der Tür auftauchen und uns lautstark auffordern könnte, zu verschwinden und zwar plötzlich. Angst, dass uns Meg durchs Badfenster direkt in die Augen schauen würde.

Voller Hoffnung wartete ich.

Das Badlicht ging aus, aber das war unwichtig. Ich konzentrierte mich ganz auf das Schlafzimmer. Dort würde sie auftauchen.

Einfach so. Nackt. Aus Fleisch und Blut und noch dazu ein Mädchen, das ich ein wenig kannte.

Ich wagte nicht einmal zu zwinkern.

Weiter unten, wo ich mich gegen den Baum drückte, spürte ich ein Kribbeln.

Ständig ging mir »Shake, Rattle and Roll« von Elvis durch den Kopf: »Get out in that kitchen and rattle those pots and pans ... I believe to m'soul you're the devil in nylon hose ...« Und so weiter.

Wild, dachte ich. Ich liege hier auf dem Baum und warte auf den Teufel in Nylonstrümpfen.

Ich wartete.

Das Schlafzimmerlicht ging aus.

Plötzlich war das ganze Haus dunkel.

Am liebsten hätte ich etwas zerschlagen.

Am liebsten hätte ich das Haus niedergedrückt.

Jetzt wusste ich ganz genau, wie es den anderen gegangen war und warum sie so wütend ausgesehen hatten, wütend auf Meg – weil es sich anfühlte, als wäre es ihre Schuld, als hätte sie uns mit großen Versprechungen hierher gelockt und dann nichts davon gehalten. Und ob-

wohl ich genau wusste, wie unvernünftig und dumm das war, konnte ich nicht gegen dieses Gefühl an.

Schlampe, dachte ich.

Doch dann bekam ich Gewissensbisse. Denn das war persönlich.

Es richtete sich gegen *Meg*.

Und jetzt fühlte ich mich deprimiert.

Als hätte ich es tief in mir schon die ganze Zeit gewusst – auch wenn ich es nicht hatte wahrhaben wollen.

So viel Glück würde ich nie haben. Das Ganze war von Anfang an Quatsch gewesen.

Genau wie Eddie es gesagt hatte.

Und irgendwie hing der Grund dafür mit Meg und Mädchen und Frauen ganz allgemein zusammen, sogar mit Ruth und meiner Mutter.

Die Vorstellung war so groß, dass ich sie nicht zu fassen bekam, und so gab ich es auf.

Was blieb, waren Niedergeschlagenheit und ein dumpfer Schmerz.

»Komm«, sagte ich zu Kenny. Er starrte auf das Haus und konnte es immer noch nicht glauben, dass die Lichter endgültig erloschen waren. Aber auch er wusste es. Ich sah es ihm an, als er mich anschaute.

Wir alle wussten es.

Schweigend marschierten wir zurück zum

Zelt.

**Willie junior fand als Erster wieder Worte,
nachdem er die Feldflasche abgesetzt hatte.
»Vielleicht kriegen wir sie dazu, dass sie beim
Spiel mitmacht.«**

Wir dachten darüber nach.

Und damit ging der Abend zu Ende.

Ich war im Garten und wollte den großen elektrischen Rasenmäher zum Laufen bringen. Mein ganzes T-Shirt hatte ich schon durchgeschwitzt, weil das verfluchte Teil schwerer anzuwerfen war als ein Motorboot. Plötzlich hörte ich Ruth mit einer Stimme schreien, wie ich sie noch nie von ihr gehört hatte – wirklich erbost.

»Verdamnte Sauerei!«

Ich ließ das Kabel fallen und blickte auf.

Es war eine Stimme, wie ich sie von meiner Mutter kannte, wenn sie explodierte, was trotz des offenen Kriegs mit meinem Vater nicht oft vorkam. Diese Stimme bedeutete, dass man sich am besten in irgendeinem Winkel verkroch. Wenn Ruth wütend wurde, dann meistens auf Woofer, und sie musste ihn nur anstarren – die Lippen zusammengekniffen, die Augen schmale, glitzernde Steine –, damit er den Mund hielt oder mit dem Unfug aufhörte, den er gerade anstellte. Es war ein furchterregender Blick. Donny, Willie und ich machten ihn manchmal zum Spaß nach, doch wenn Ruth diesen Blick aufsetzte, gab es nichts zum Lachen.

Froh über die Unterbrechung bei meinem Kampf mit dem Rasenmäher ging ich um unsere Garage herum, um hinüber in den Nachbargarten zu spähen.

Ruths Wäsche blähte sich an der Wäscheleine. Mit den Händen auf den Hüften stand sie auf der Veranda, und selbst wenn man ihre Stimme und ihre Worte nicht gehört hätte, hätte man gewusst, dass sie kochte vor Wut.

»Du blödes Arschloch!«

Ich kann euch sagen, das schockierte mich.

Klar, Ruth fluchte wie ein Droschkenkutscher. Das war einer der Gründe, warum wir sie so mochten. Ihr Mann, »der reizende irische Scheißer« oder »dieser bekloppte katholische Saukerl«, und John Lentz, der Bürgermeister der Stadt – und ein ehemaliger Verehrer von Ruth, wie wir vermuteten –, bekamen regelmäßig ihr Fett weg.

Alle bekamen hin und wieder etwas ab.

Aber diese Beschimpfungen ließ sie immer so nebenbei fallen, praktisch ohne wirklichen Zorn. Sie dienten nur dazu, sich über irgendeinen armen Kerl lustig zu machen, und den Zweck erfüllten sie meistens auch.

Es war einfach Ruths Art, die Leute zu beschreiben.

Ganz ähnlich wie bei uns. Unsere Freunde wa-

ren alle Trottel, Drecksäcke, Fettärsche und Scheißköpfe. Und ihre Mütter fraßen die Fliegen von toten Kamelen.

Doch das hier war etwas ganz anderes. Sie hatte Arschloch gesagt und Arschloch gemeint.

Ich fragte mich, was Meg ausgefressen hatte.

Ich schaute nach hinten zu unserer Veranda, wo die Hintertür offen stand, und hoffte, dass meine Mutter nicht in der Küche war, dass sie nichts mitgekriegt hatte. Meine Mutter war nicht gut auf Ruth zu sprechen, und ich hatte sowieso schon genügend Ärger, weil ich so oft bei den Chandlers drüben war.

Ich hatte Glück. Sie war nicht da.

Mein Blick ging wieder zu Ruth. Sie hatte nichts mehr gesagt, und das war auch nicht nötig. Ihr Gesicht sprach Bände.

Irgendwie hatte ich ein komisches Gefühl, weil ich zum zweiten Mal in zwei Tagen jemanden heimlich beobachtete. Doch natürlich musste ich unbemerkt bleiben. Sie durfte auf keinen Fall mitkriegen, dass ich sie in diesem Zustand gesehen hatte. Es war einfach viel zu peinlich. Ich drückte mich dicht an die Garage und spähte um die Ecke, in der Hoffnung, dass sie nicht aus irgendeinem Grund zu mir herüberschauen würde. Und sie tat es auch nicht.

Doch die Garage drüben verstellte mir den Blick, und ich konnte nicht erkennen, was eigentlich passiert war. Ich wartete darauf, dass Meg auftauchte, ich wollte wissen, wie sie es aufnahm, dass sie als blödes Arschloch beschimpft worden war.

Und dann erlebte ich die zweite Überraschung.

Es war nicht Meg.

Sondern Susan.

Wahrscheinlich hatte sie beim Aufhängen der Wäsche geholfen. Letzte Nacht hatte es geregnet, und offensichtlich hatte sie ein paar weiße Sachen auf den schlammigen, dreckigen Rasen fallen lassen. Man sah die Schmutzflecken auf der Wäsche, die sie trug, ein Laken vielleicht oder zwei Kopfkissenbezüge.

Sie weinte. Sie weinte so fest, dass es sie am ganzen Körper schüttelte, als sie zurück zu Ruth ging, die immer noch starr auf der Veranda stand.

Es war ein jämmerlicher Anblick. Mühsam bewegte sich das kleine Mädchen mit Schienen an den Armen und Beinen und versuchte, mit diesem kleinen Ballen weißer Sachen klarzukommen, den sie am besten gar nicht angefasst hätte. Ich hatte Mitleid mit ihr.

Auch Ruth ging es schließlich so, glaube ich.

Denn sie trat herunter, nahm Susan die Sachen ab und betrachtete sie einen Moment lang, wie sie schluchzend und zitternd auf den Boden starrte. Und dann wich langsam die Spannung von ihr. Vorsichtig streckte sie die Hand aus und legte sie Susan leicht auf die Schulter, bevor sie sich umdrehte und im Haus verschwand.

Im letzten Augenblick, als Ruth schon das Ende der Treppe erreicht hatte, schaute sie in meine Richtung, und ich musste mich blitzschnell hinter die Garagenwand ducken.

Trotzdem schwöre ich, dass ich etwas bemerkt hatte.

Etwas, was für mich im Nachhinein sehr wichtig geworden ist.

Ruths Gesicht sah furchtbar müde aus. Als hätte ihr der Wutausbruch alle Kraft aus dem Leib gesaugt. Oder vielleicht war das, was ich sah, nur ein kleiner Teil von etwas Größerem, von etwas, das schon vor einiger Zeit angefangen hatte, ohne dass ich etwas davon bemerkt hatte. Vielleicht war es nur ein kurzes Crescendo auf einer Langspielplatte.

Doch ich sah noch etwas anderes, etwas Verstörendes, was mich bis auf den heutigen Tag nicht mehr losgelassen hat.

Schon damals war ich verwundert.

Kurz bevor ich mich nach hinten duckte, als sich Ruth erschöpft und matt umdrehte, die Hand immer noch auf Susans Schulter. Genau in diesem Moment.

Ich möchte schwören, dass auch sie weinte.

Und ich frage mich: um wen?

Als Nächstes kam die Sache mit den Raupen.

Es passierte praktisch über Nacht. An einem Tag waren die Bäume noch glatt und normal, und am nächsten hingen diese schweren weißen Netzsäcke daran. Am Boden der Säcke befand sich etwas Dunkles und Unappetitliches, und wenn man genauer hinschaute, sah man, dass es sich bewegte.

»Wir verbrennen sie«, sagte Ruth.

Wir standen im Garten bei der Birke: Woofer, Donny und Willie, Meg, ich und Ruth, die ein altes Schürzenkleid mit tiefen Taschen anhatte. Es war zehn Uhr Vormittag, und Meg war gerade mit ihrer Hausarbeit fertig geworden. Unter dem linken Auge hatte sie einen kleinen Schmutzfleck.

»Jungs, ihr schneidet Stöcke«, erklärte sie. »Lange, dicke. Und grün müssen sie sein, damit sie nicht so schnell brennen. Meg, hol die Tasche mit den Lumpen aus dem Keller.«

Gegen das Sonnenlicht blinzeln schätzte Ruth den Schaden ab. Fast die Hälfte der Bäume einschließlich der Birke waren mit Säcken bespannt, einige von ihnen nur baseballgroß, doch andere auch breit und tief wie Ein-

kaufstaschen. Der Wald war voll von ihnen.

»Die kleinen Mistviecher. In null Komma nichts fressen die die Bäume kahl.«

Meg ging ins Haus, und wir anderen steuerten auf den Wald zu, um Stöcke zu holen. Donny hatte sein Beil dabei. Wir hackten einige junge Bäume um, zogen ihnen die Rinde ab und schnitten sie in zwei Teile. Es dauerte nicht lang.

Als wir zurückkamen, standen Ruth und Meg in der Garage und tränkten die Lumpen mit Petroleum. Wir wickelten sie um die Stöcke, dann band Ruth sie mit einer Wäscheleine fest, und wir tränkten sie noch einmal.

Jeder von uns bekam einen Stock.

»Ich zeige euch jetzt, wie es geht. Dann könnt ihr es selbst machen. Zündet mir bloß den verdammten Wald nicht an.«

Ich kam mir unglaublich erwachsen vor.

Ruth ließ uns mit Feuer hantieren, mit Fackeln.

So was hätte meine Mutter nie gemacht.

Wir folgten ihr in den Garten und schauten mit unseren hoch erhobenen, noch nicht brennenden Fackeln wahrscheinlich aus wie eine Horde Bauern auf der Jagd nach Frankenstein's Monster. Aber wir benahmen uns nicht besonders erwachsen, sondern kicherten vor

Aufregung, als würden wir zu einer Party gehen. Nur Meg nahm das Ganze sehr ernst. Willie nahm Woofer in den Schwitzkasten und drückte ihm die Fingerknöchel ins Bürstenhaar – ein Ringergriff, den wir dem Dreizentnerkoloss Haystacks Calhoun abgeschaut hatten, der berühmt war für seinen Big Splash. Donny und ich marschierten nebeneinander hindereinander und schwenkten unsere Fackeln wie zwei Tambourmajore ihre Stäbe. Ruth schien es nichts auszumachen.

Bei der Birke angelangt wühlte Ruth in ihrer Schürzentasche herum und zog ein Streichholzheftchen heraus.

Das Nest an der Birke war groß.

»Ich mache es bei dem vor«, erklärte Ruth. »Schaut mir gut zu.«

Sie zündete die Fackel an und hielt sie einen Moment, bis das Feuer etwas heruntergebrannt war. Aber es war immer noch eine starke Flamme. »Seid vorsichtig. Damit ihr nicht den Baum in Brand steckt.«

Sie hielt die Fackel ungefähr fünfzehn Zentimeter unter den Sack.

Der Sack begann zu schmelzen.

Er brannte nicht, sondern zerging wie Styropor. Er war dick und vielschichtig, aber er löste sich schnell auf.

Und plötzlich fielen all diese zuckenden, zappelnden Maden heraus, fette, schwarze, pelzige Würmer, die rauchten und knisterten.

Man konnte sie fast schreien hören.

Allein in dem einen Nest waren bestimmt Hunderte. Wenn eine Schicht durchgebrannt war, kam die nächste zum Vorschein, in der sich weitere Raupen befanden. Wie schwarzer Regen ergossen sie sich auf den Boden.

Dann stieß Ruth auf den Kern.

Es war, als würde ein flüssiger Teerklumpen in der Größe eines Tennisballs direkt auf die Fackel spritzen und dabei zerplatzen.

Es waren so viele, dass die Fackel zischte und einen Moment lang fast auszugehen drohte. Dann flammte sie wieder auf, und die Raupen, die sich daran festgeklammert hatten, verbrannten und fielen nach unten.

»Meine Scheiße!« Woofer konnte sich nicht mehr halten.

Ruth schaute ihn an.

»Entschuldigung.« Er hatte die Augen weit aufgerissen.

Aber es war wirklich unglaublich. So ein Gemetzel hatte ich noch nie gesehen. Die Ameisen auf der Eingangstreppe waren nichts dagegen. Ameisen waren winzig, kaum zu sehen. Wenn man ihnen das kochende Wasser drü-

berschüttete, rollten sie sich einfach zusammen und starben. Aber die hier waren zum Teil über zwei Zentimeter lang. Sie zuckten und wanden sich, als würden sie ums Überleben kämpfen. Ich schaute auf den Boden. Überall Würmer. Die meisten waren tot, aber viele lebten noch und versuchten wegzukriechen.

»Was ist mit denen hier?«, fragte ich Ruth.

»Die könnt ihr liegen lassen. Die sterben einfach oder werden von den Vögeln gefressen.« Sie lachte. »Wir haben den Ofen aufgemacht, bevor sie fertig waren. Noch nicht ganz durchgebacken.«

»Dafür sind sie jetzt durchgebacken«, meinte Willie.

»Wir können doch einen Stein holen«, schlug Woofer vor, »und sie zerquetschen.«

»Hör mir zu, wenn ich was sage. Lasst sie liegen.« Ruth griff wieder in ihre Tasche. »Hier.« Sie verteilte Streichhölzer.

»Und vergesst nicht: Ich möchte, dass der Garten noch steht, wenn ihr fertig seid. Und geht nicht in den Wald rein. Der Wald kommt alleine klar.«

Wir nahmen die Streichhölzer in Empfang. Nur Meg nicht.

»Ich will nicht«, sagte sie.

»Was?« Ruth hielt ihr das Heftchen hin.

»Ich ... ich will nicht. Ich mache einfach die Wäsche fertig, okay? Das ist ... irgendwie ...«

Sie senkte den Blick auf die schwarzen, aufge-rollten Würmer am Boden und auf die, die sich noch wanden. Ihr Gesicht war blass.

»Was? *Widerlich*? Ekelt es dich etwa, Schätzchen?«

»Nein, ich will bloß nicht ...«

Ruth lachte. »Jetzt schlägt's dreizehn. Jetzt passt mal auf, Jungs.«

Sie lächelte zwar immer noch, doch ihr Gesicht war auf einmal ganz hart geworden. Das erschreckte mich und erinnerte mich an die Sache mit Susan von neulich. Anscheinend war sie schon den ganzen Vormittag schlecht auf Meg zu sprechen und hatte nur auf einen Vorwand gewartet, um zu explodieren. Und wir waren einfach zu beschäftigt gewesen, um etwas zu merken. Zu aufgeregt.

»Passt auf. Ihr kriegt jetzt eine Lektion in Sachen Weiblichkeit.« Ruth trat ganz nah vor Meg. »Meg ist *zimperlich*. Ihr wisst doch, dass Mädchen manchmal zimperlich sind, Jungs. *Damen* vor allem. Unsere Meg hier ist nämlich eine Dame. Und was für eine!«

Dann ließ sie den bissigen Spott, und man sah ihre nackte Wut.

»Und was bin dann ich, verdammt noch mal?

Glaubst du vielleicht, ich bin keine Dame, Meggy? Meinst du, dass eine Dame nicht macht, was nötig ist? Dass sie nicht mal dieses stinkende Ungeziefer vernichten kann?«

Meg sah verwirrt aus. Kein Wunder, es kam ja auch alles so schnell.

»Nein, ich ...«

»Das will ich auch hoffen, dass du das nicht meinst, Schätzchen! Solche versteckten Anspielungen muss ich mir nämlich nicht gefallen lassen, vor allem nicht von einer Göre, die sich nicht mal das Gesicht richtig abwischen kann. Kapiert?«

»Ja, Tante.«

Sie trat einen Schritt zurück.

Ruth schien sich wieder ein wenig zu beruhigen. Sie holte kurz Luft.

»Okay. Dann geh jetzt runter in den Keller und mach mit der Wäsche weiter. Und wenn du fertig bist, rufst du mich. Ich hab noch andere Sachen für dich zum Erledigen.«

»Ja, Tante.«

Sie wandte sich zum Gehen.

Ruth lächelte. »Meine Jungs schaffen das schon. Stimmt's, Jungs?«

Ich nickte. Ich brachte kein Wort heraus. Niemand sprach. Die Art, wie sie Meg abgefertigt hatte, war so durchdrungen von Autorität und

unerbittlicher Gerechtigkeit, dass ich fast ein wenig Angst vor ihr bekam.

Sie tätschelte Woofer den Kopf.

Ich blickte kurz hinüber zu Meg. Mit gesenktem Kopf ging sie zurück zum Haus und wischte sich übers Gesicht, auf der Suche nach dem Schmutzfleck, auf den Ruth angespielt hatte.

Ruth legte mir den Arm um die Schultern und wandte sich den Ulmen im hinteren Teil des Gartens zu. Ich atmete ihren Geruch ein: Seife und Petroleum, Zigaretten und frisch gewaschenes Haar.

»Meine Jungs können das.« Ihre Stimme klang wieder ganz sanft.

Um eins hatten wir jedes Nest im Garten der Chandlers abgefackelt, und Ruth hatte Recht behalten: Für die Vögel wurde es ein Festessen.

Ich stank nach Petroleum.

Ich hatte einen Riesenkohldampf und wäre über Leichen gegangen für einen saftigen Hamburger. Aber ein Mortadella-Sandwich musste reichen.

Ich ging nach Hause.

Ich wusch mich und machte mir eins.

Drüben im Wohnzimmer war meine Mutter beim Bügeln und summt zu einer Platte mit dem Musical *The Music Man* mit, für das sie und mein Vater letztes Jahr extra mit dem Bus nach New York gefahren waren, kurz bevor die Kacke am Dampfen war wegen der neuesten Affäre meines Vaters. Mein Vater hatte viele Gelegenheiten zu Affären, die er auch nutzte. Er war Mitbesitzer eines Restaurants mit Bar, das Eagles Nest hieß. Er traf sie spät, und er traf sie früh.

Doch das hatte meine Mutter wahrscheinlich kurz verdrängt und erinnerte sich jetzt an die schönen Zeiten mit Professor Harold Hill und

Co.

Ich hasste *The Music Man*.

Also zog ich mich erst einmal in mein Zimmer zurück und blätterte in meinen zerlesenen *Macabre*- und *Stranger-Than-Science*-Heften herum. Aber ich fand nichts, was mich interessierte, und beschloss, wieder rauszugehen.

Ich nahm die Hintertür und sah Meg, die auf der rückwärtigen Veranda der Chandlers die Läufer aus dem Wohnzimmer ausschüttelte. Sie bemerkte mich und winkte mich zu sich.

Einen Moment lang war ich verlegen und fühlte mich hin und her gerissen.

Wenn Meg bei Ruth auf der schwarzen Liste stand, dann wahrscheinlich aus gutem Grund.

Andererseits erinnerte ich mich noch gern an die Fahrt mit dem Riesenrad und an unsere erste Begegnung unten am Felsen.

Sie legte die Läufer sorgfältig über das Eisengeländer und kam mir über die Auffahrt entgegen. Der Fleck auf ihrem Gesicht war verschwunden, doch sie trug noch immer das schmutzige gelbe Hemd und Donnys alte aufgerollte Bermuda-Shorts. Ihr Haar war staubig.

Sie nahm mich am Arm und führte mich stumm hinüber zur Hausmauer, wo man uns vom Esszimmerfenster aus nicht sehen konn-

te.

»Ich kapiere es nicht«, sagte sie.

Man konnte sehen, dass ihr etwas Sorgen machte, etwas, womit sie nicht klarkam.

»Warum mögen sie mich nicht, David?«

Das hatte ich nicht erwartet. »Wer? Die Chandlers?«

»Ja.«

Sie schaute mich einfach an. Es war ihr ernst.

»Klar mögen sie dich.«

»Nein, ich glaube nicht. Ich meine, ich mache alles, was ich kann, damit sie mich mögen. Ich mache mehr als meinen Teil von der Arbeit. Ich rede mit ihnen, ich versuche alles, damit ich sie kennen lerne, damit sie mich kennen lernen, aber anscheinend wollen sie gar nicht. Anscheinend wollen sie mich gar nicht mögen. Anscheinend ist es ihnen lieber so.«

Es war peinlich. Schließlich redete sie über meine Freunde.

»Hör zu«, sagte ich, »kann sein, dass Ruth wütend auf dich war. Warum, weiß ich auch nicht. Vielleicht hatte sie einfach einen schlechten Tag. Aber die anderen waren doch nicht wütend. Willie, Woofer und Donny, keiner von ihnen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht. Willie, Woofer und Donny sind *nie* wütend auf

mich. Das ist es nicht. Bei ihnen nicht. Es ist einfach, dass sie mich anscheinend gar nicht sehen. Als wäre ich gar nicht da. Als wäre ich Luft für sie. Ich rede mit ihnen, und sie knurren nur und gehen weg. Und wenn sie mich doch bemerken, dann ist irgendwie was dabei, was ... nicht richtig ist. Sie schauen mich immer so an. Und Ruth ...«

Sie hatte sich in Fahrt geredet und ließ sich nicht mehr aufhalten.

»... Ruth hasst mich! Mich und Susan, beide. Du kriegst das ja nicht mit. Du meinst, das war nur das eine Mal, aber so ist es nicht. Es ist die ganze Zeit so. Manchmal arbeite ich den ganzen Tag für sie, und ich kann es ihr einfach nicht recht machen, nichts passt ihr, nichts ist so, wie sie es machen würde. Sie findet mich bloß dumm, faul, hässlich ...«

»*Hässlich?*« Das zumindest kam mir vollkommen lächerlich vor.

Sie nickte. »Ich hab mich nie für hässlich gehalten, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher. David, du kennst die Chandlers doch praktisch schon seit deiner Geburt, oder?«

»Ja.«

»Dann kannst du mir vielleicht erklären, warum. Was hab ich ihnen denn getan? Wenn ich am Abend ins Bett gehe, denke ich über

nichts anderes nach. Susan und ich, wir waren vorher wirklich glücklich. Weißt du, bevor wir hierher gekommen sind, habe ich gemalt. Nichts Besonderes, nur so mit Wasserfarben ab und zu. Ich will gar nicht sagen, dass es was Tolles war. Aber meiner Mutter haben die Bilder immer gefallen. Susan auch und auch meinen Lehrern. Die Farben und die Pinsel habe ich noch immer, aber ich kann mich einfach nicht überwinden, dass ich wieder eins male. Und weißt du, warum? Weil ich genau weiß, was Ruth machen würde, was sie denken würde. Ich weiß, was sie *sagen* würde. Mit einem einzigen Blick würde sie mir klarmachen, dass ich viel zu dumm für so was bin, dass es reine Zeitverschwendung ist, wenn ich es probiere.«

Ich schüttelte den Kopf. Das war nicht die Ruth, die ich kannte. Ich konnte mir schon vorstellen, dass sich Willie, Woofer und Donny seltsam benahmen – schließlich war sie ein Mädchen. Aber Ruth war immer nett zu uns gewesen. Im Gegensatz zu anderen Müttern in der Straße hatte sie jede Menge Zeit für uns. Ihre Tür stand immer offen. Sie gab uns Cola, Sandwiches, Kekse und manchmal sogar ein Bier. Das Ganze war mir völlig unverständlich, und das sagte ich Meg auch.

»Ach komm, Ruth würde so was nie machen.

Mal ihr doch eins. Mit deinen Wasserfarben. Das würde ihr bestimmt gefallen. Vielleicht ist es einfach schwierig für sie, weil sie keine Mädchen gewöhnt ist, verstehst du? Vielleicht braucht sie ein bisschen Zeit. Probier es. Mach ihr ein Bild.«

Sie überlegte.

»Ich kann nicht. Wirklich.«

Einen Augenblick standen wir nur so da. Sie zitterte. Auch wenn ich nicht verstand, worum es ging, eins war klar: Es war kein Scherz.

Ich hatte eine Idee.

»Wie wär's mit mir? Du könntest doch eins für mich malen.«

Ohne die Idee, ohne den Plan in meinem Kopf hätte ich mich nie getraut, sie darum zu bitten. Doch so war es ganz was anderes.

Ihre Miene hellte sich ein wenig auf.

»Möchtest du wirklich eins?«

»Klar. Ich würde mich unheimlich freuen.«

Sie schaute mich unverwandt an, bis ich den Blick senkte. Dann lächelte sie.

»Okay, David. Ich mach es.«

Auf einmal schien sie fast wieder so unbekümmert wie früher. Mein Gott, was für ein Lächeln!

Dann hörte ich die Hintertür.

»Meg?«

Es war Ruth.

»Ich muss gehen.«

Sie nahm meine Hand und drückte sie. Ich spürte die Steine am Trauring ihrer Mutter. Ich lief rot an.

»Ich mach es.« Dann war sie um die Ecke verschwunden.

Sie musste sich auch gleich an die Arbeit gemacht haben. Am nächsten Tag regnete es vom Morgen bis zum Abend, und ich saß auf meinem Zimmer, las *Die Wiedergeburt der Bridey Murphy* und hörte Radio, bis ich dachte, dass ich jemanden erwürgen musste, wenn ich noch ein einziges Mal »Volare« von diesem Trottel Domenico Modugno hörte. Nach dem Abendessen saßen ich und meine Mutter im Wohnzimmer und schauten fern, als es an der Tür klopfte.

Meine Mutter stand auf. Ich folgte ihr und holte mir ein Pepsi aus dem Kühlschrank.

In einem gelben Regenmantel, das Haar tropfnass, stand Meg auf der Schwelle.

Sie lächelte. »Ich kann nicht reinkommen.«

»Unsinn«, sagte meine Mutter.

»Nein, wirklich. Ich bin nur schnell rübergekommen, um Ihnen das von Mrs. Chandler zu geben.«

Sie reichte meiner Mutter eine feuchte, braune Tüte mit einer Flasche Milch drin. Ruth und meine Mutter waren nicht gerade eng befreundet, aber sie waren Nachbarn, und manchmal borgte man sich eben was von Nachbarn.

Meine Mutter nahm die Tüte und nickte. »Sag Mrs. Chandler, dass ich mich sehr bedanke.«

»Mach ich.«

Dann griff sie unter den Regenmantel und schaute mich an. Ihr Lächeln wurde zu einem Strahlen.

»Und das ist für dich.«

Sie gab mir mein Bild.

Es war in schweres, fast undurchsichtiges Pauspapier eingeschlagen, das auf beiden Seiten zugeklebt war. Man konnte Striche und Linien erkennen, aber keine genauen Formen.

Bevor ich ein Danke oder sonst irgendwas herausbringen konnte, hatte sie schon »Bye« gesagt und die Tür hinter sich zugemacht.

Meine Mutter lächelte jetzt auch. »Was haben wir denn da?«

»Ein Bild, glaube ich.«

Mit dem Pepsi in der einen Hand und Megs Päckchen in der anderen stand ich da. Ich wusste, was meine Mutter jetzt dachte.

Irgendetwas, in dem das Wort *süß* vorkam.

»Willst du es nicht aufmachen?«

»Doch, klar.«

Ich stellte das Cola ab, wandte ihr den Rücken zu und machte mich daran, das Klebeband abzuziehen. Dann schob ich das Pauspapier zur Seite.

Ich spürte, dass mir meine Mutter über die Schulter schaute, doch das war mir plötzlich ganz egal.

»Das ist wirklich *gut*.« Meine Mutter klang überrascht. »Wirklich sehr gut. Die kann was, findest du nicht?«

Es war tatsächlich gut. Das erkannte man, auch wenn man kein Kunstkritiker war. Die Zeichnung war mit Tinte gemacht, manche Striche waren breit und stark, andere sehr zart. Die Farben waren blass verwaschen und nur wie hingehaucht, doch sehr real und lebensecht. Das Papier schien noch stark durch, und man hatte den Eindruck eines sonnig hellen Tages.

Das Bild zeigte einen Jungen an einem munter fließenden Bach, der mit dem Bauch auf einem großen, flachen Stein liegt und ins Wasser späht, und dahinter überall Bäume und Himmel.

Ich brachte es zum Dog House, um es rahmen zu lassen. Das Dog House war eine Tierhandlung mit Hobbyabteilung. Im Schaufenster hatten sie Beaglejunge, Pfeil und Bogen, Hula-Hoop-Reifen, Modellbaukästen, hinten war die Rahmenwerkstatt, und dazwischen kamen die Fische, Schildkröten, Schlangen und Kanarienvögel. Der Mann sah sich das Bild kurz an. »Nicht schlecht.«

»Kann ich es bis morgen haben?«

»Siehst du hier jemanden, der uns die Bude einrennt?« Der Laden war leer. Die Filiale der 2-Guys-From-Harrison-Kette oben an der Route 10 vermieste ihm das Geschäft. »Du kannst es heute Abend abholen, so um halb fünf.«

Ich war um viertel nach vier da, aber es war schon fertig. Ein schöner mahagonifarben eingelassener Rahmen aus Kiefernholz. Er wickelte das Bild in braunes Papier.

Es passte perfekt in einen der beiden Körbe hinten an meinem Rad.

Als ich nach Hause kam, war das Abendessen schon fast fertig, und ich musste warten, bis der Schmorbraten, die grünen Bohnen und das Kartoffelpüree mit Soße verspeist waren. Da-

nach musste ich noch den Müll rausbringen.

Dann ging ich rüber.

Aus dem Fernseher plärrte die Titelmelodie von *Vater ist der Beste*, die Serie, die ich am wenigsten mochte, und zum millionsten Mal hüpfen Kathy, Bud und Betty mit strahlendem Gesicht die Treppe herunter. Ich roch die Frankfurter und Bohnen und das Sauerkraut. Ruth saß auf ihrem Sessel und hatte die Beine auf dem Fußkissen. Donny und Willie fläzten nebeneinander auf der Couch. Woofer lag auf dem Bauch und so nahe beim Fernseher, dass man um sein Gehör bangen musste. Susan schaute von einem Stuhl im Esszimmer aus zu, und Meg machte den Abwasch.

Susan lächelte mich an. Donny winkte nur und wandte sich wieder dem Bildschirm zu.

»Hi«, sagte ich, »bleibt ruhig sitzen.«

Ich hob das mit braunem Papier verpackte Bild hoch.

»Was hast du denn da, Kumpel?«, fragte Donny.

»Die Mario-Lanza-Platten, die du wolltest.«

Er lachte. »Armleuchter.«

Jetzt war auch Ruth aufmerksam geworden.

Ich nahm mir vor, nicht lange zu fackeln.

In der Küche wurde das Wasser abgedreht. Ich drehte mich um und sah Meg, die sich die

Hände an der Schürze abwischte und mich anschaute. Ich lächelte ihr zu, und sie wusste wahrscheinlich sofort, was ich vorhatte.

»Ruth?«

»Ja? Ralphie, mach mal den Fernseher leiser. So ist es gut. Was ist, Davy?«

Ich trat zu ihr. Über die Schulter warf ich Meg einen Blick zu. Sie kam durch das Esszimmer auf mich zu. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Lippen formten ein stummes Nein.

Das war halb so wild. Sie war eben schüchtern. Wenn Ruth das Bild erst gesehen hatte, war alles in Ordnung.

»Ruth, das ist von Meg.«

Ich hielt es ihr entgegen.

Sie lächelte erst mich und dann Meg an, als sie es in die Hand nahm. Woofer hatte *Vater ist der Beste* jetzt sehr leise gedreht, und man hörte das Rascheln des steifen Papiers, als sie es abstreifte. Das Papier fiel zu Boden. Sie schaute auf das Bild.

»Meg!«, sagte sie. »Wo hast du denn das Geld für so was her?«

Es war ihr deutlich anzusehen, dass es ihr gefiel.

Ich lachte. »Nur der Rahmen hat was gekostet. Sie hat es selbst gemalt, für dich.«

»Wirklich? Meg hat das gemalt?«

Ich nickte.

Donny, Woofer und Willie drängten sich um uns, um einen Blick darauf zu werfen.

Susan glitt von ihrem Stuhl. »Wie schön!«

Ich schielte hinüber zu Meg, die immer noch nervös im Esszimmer wartete.

Ruth starrte das Bild an. Es kam mir ziemlich lange vor.

Dann sagte sie. »Nein, sie hat es nicht für mich gemalt. Erzähl mir keine Geschichten. Sie hat es für dich gemalt, Davy.«

Sie lächelte. Das Lächeln war irgendwie komisch. Und jetzt wurde ich auch nervös.

»Schau doch, ein Junge auf einem Stein. Natürlich ist es für dich.«

Sie gab es mir zurück.

»Ich will es nicht.«

Ich war verwirrt. Ich war überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass Ruth das Geschenk ablehnen könnte. Einen Moment lang wusste ich nicht, was ich machen sollte. Ich stand einfach nur da mit dem Bild in der Hand und schaute es an. Es war schön.

Dann wollte ich das Ganze erklären.

»Aber es ist wirklich für dich, Ruth. Ehrlich. Verstehst du, wir haben darüber geredet. Und Meg wollte eins für dich malen, aber sie war zu ...«

»David.«

Es war Meg, die mich unterbrochen hatte. Das verwirrte mich noch mehr, denn in ihrer Stimme lag etwas Strenges, Warnendes.

Ich war fast ein wenig böse auf sie. Wie sollte ich denn aus dem ganzen Schlamassel herauskommen, wenn ich nichts erklären durfte?

Ruth lächelte nur. Dann sah sie der Reihe nach Willie, Woofer und Donny an.

»Merkt euch eins, Jungs. Das ist wichtig. Bei einer Frau müsst ihr nur immer nett sein – dann tut sie euch jeden Gefallen. Davy war nett zu Meg und hat dafür ein Bild gekriegt. Ein schönes Bild. Das ist doch, was du gekriegt hast, oder, Davy? Ich meine, das ist alles, was du gekriegt hast? Ich weiß, du bist noch ziemlich jung, aber man kann nie wissen.«

Ich lachte und lief rot an. »Ach komm, Ruth.«

»Doch, es ist so. Man kann wirklich nie wissen. Mädels sind einfach gestrickt. Das ist ihr Problem. Ihr müsst ihnen nur ein bisschen was versprechen, dann geben sie euch fast immer, was ihr wollt. Ich spreche aus Erfahrung. Schaut euch euren Vater an, Willie senior. Eine eigene Firma wollte er aufbauen, als wir geheiratet haben. Mit einer ganzen Flotte von Milchlastwagen. Mit einem wollte er anfangen und sich dann hocharbeiten. Ich sollte ihm mit

den Büchern helfen, wie ich es im Krieg in der Howard Avenue gemacht habe. Den ganzen Laden habe ich geschmissen damals. Wir hätten reicher werden sollen als meine Leute in Morristown, als ich noch klein war, und die waren ziemlich reich, das kann ich euch sagen. Und was habe ich gekriegt? Nichts. Einen Scheißdreck. Nur ihr seid eins, zwei, drei aus mir rausgekommen, und der reizende irische Scheißer ist von der Bildfläche verschwunden. Und seitdem muss ich drei hungrige Mäuler stopfen, und jetzt noch zwei mehr. Ich sag euch was, Mädels sind doof. Die lassen sich mit jedem Blödsinn einwickeln.«

Sie ging an mir vorbei zu Meg. Sie legte ihr den Arm um die Schultern und wandte sich wieder uns zu.

»Zum Beispiel das Bild da. Ich weiß, du hast es für David gemalt, da brauchst du mir gar nichts anderes erzählen. Aber jetzt möchte ich mal wissen, was du dafür kriegst? Meinst du, dass dir dieser Junge was geben wird? Sicher, Davy ist ein netter Junge. Besser als die meisten, finde ich. Auf jeden Fall. Aber, Schätzchen – er wird dir trotzdem nichts dafür geben! Und wenn du mir das nicht glaubst, dann wirst du dein blaues Wunder erleben.

Ich will damit nur sagen, ich hoffe, das Bild

war alles, was du ihm gegeben hast und was du ihm geben wirst. Das sage ich dir zu deinem eigenen Besten. Das, was Männer wollen, hast du nämlich sowieso schon, und damit meine ich nicht deine verdammten *Kunstwerke*.«

Megs Gesicht begann zu beben, und ich wusste, dass sie sich zusammenriss, um nicht in Tränen auszubrechen. Doch so unerwartet das alles auch war, ich hatte Mühe, nicht zu lachen. Und Donny auch. Das Ganze war unheimlich, und vielleicht war es auch zum Teil die Anspannung, doch was Ruth über die Kunstwerke gesagt hatte, war wirklich witzig.

Ihr Arm schlang sich fester um Megs Schultern.

»Und wenn du ihnen gibst, was sie wollen, dann bist du einfach eine Schlampe, Schätzchen. Weißt du, was eine Schlampe ist? Und du, Susan? Natürlich nicht. Du bist noch zu jung. Also, eine Schlampe ist eine Frau, die für einen Mann die Beine breit macht, ganz einfach. Damit er sich reinschummeln kann. Woofer, hör auf mit deinem blöden Gegrinse.

Jede Schlampe verdient eine Tracht Prügel. Da sind bestimmt alle in der Stadt hier meiner Meinung. Also, ich warne dich, Schätzchen, wenn du bei mir im Haus die Schlampe spielst, spiele ich den Rasenmäher auf deinem Arsch,

haben wir uns verstanden?«

Sie ließ Meg los und ging in die Küche. Sie machte die Kühlschranktür auf.

»So, und wer will jetzt ein Bier?«

Sie deutete auf das Bild.

»Sowieso ein bisschen blass, das Ding, findet ihr nicht?« Sie griff nach einem Sixpack.

Zwei Bier, mehr brauchte ich damals nicht. Träge und angesäuselt schlurfte ich nach Hause mit dem üblichen Versprechen, meinen Eltern kein Wort zu verraten. Ein völlig überflüssiges Versprechen. Eher hätte ich mir den Finger abgehackt.

Nach Ruths Vortrag war der weitere Abend ziemlich ruhig verlaufen. Meg blieb eine Weile im Bad, und als sie wieder herauskam, war es, als wäre nichts passiert. Ihre Augen waren trocken. Ihr Gesicht leer und ausdruckslos. Wir sahen uns die *Danny Thomas Show* an und tranken unser Bier. In einer Werbepause verabredete ich mich mit Willie und Donny für Samstag zum Bowling. Ich versuchte, Megs Blick zu erhaschen, aber sie schaute mich nicht an. Als das Bier leer war, ging ich nach Hause.

Das Bild hängte ich neben den Spiegel in meinem Zimmer.

Doch ich hatte so ein merkwürdiges Gefühl, das mich nicht verlassen wollte. Obwohl ich das Wort *Schlampe* noch nie aus dem Mund von jemandem gehört hatte, wusste ich, was es bedeutete. Ich wusste es, seit ich heimlich *Die Leute von Peyton Place* von meiner Mutter ge-

lesen hatte. Ich fragte mich, ob Eddies Schwester Denise noch zu jung für diese Bezeichnung war. Ich erinnerte mich, wie sie nackt an den Baum gefesselt war, an ihre dicken, zarten Brustwarzen. Wie sie geweint und gelacht hatte – manchmal gleichzeitig. Ich erinnerte mich an die wulstige Hautfalte zwischen ihren Beinen.

Ich dachte über Meg nach.

Ich lag im Bett und überlegte, wie leicht es war, einem Menschen wehzutun. Es musste nicht körperlich sein. Man musste nur auf etwas herumtrampeln, das ihm wichtig war.

Auch ich konnte das, wenn ich wollte.

Menschen waren verletzlich.

Ich dachte über meine Eltern nach und über das, was sie machten, wie sie gegenseitig aufeinander herumtrampelten. So regelmäßig inzwischen, dass ich es geschafft hatte, mit keinem von beiden Mitleid zu haben, um mich zu schützen.

Das alles ging mir durch den Kopf.

Ich konnte nicht schlafen. Nebenan schliefen meine Eltern, mein Vater schnarchte. Ich stand auf und ging in die Küche, um mir ein Cola zu holen. Dann setzte ich mich auf die Couch im Wohnzimmer. Das Licht ließ ich ausgeschaltet.

Es war schon weit nach Mitternacht.

Die Nacht war warm. Windstill. Wie üblich hatten meine Eltern die Fenster offen gelassen.

Durch das Fliegengitter konnte ich direkt ins Wohnzimmer der Chandlers schauen. Drüben brannte noch Licht. Auch sie hatten die Fenster offen, und ich hörte Stimmen. Ich verstand nicht viel von dem, was gesagt wurde, aber ich wusste, wer redete. Willie. Ruth. Dann Meg. Dann Donny. Sogar Woofer war noch auf – ich hörte ihn lachen, hoch und schrill wie ein Mädchen.

Die anderen schrien alle.

»... für einen *Jungen*!« Das war Ruth. Dann wurden ihre Worte von verschiedenen Geräuschen und durcheinander redenden Stimmen übertönt.

Meg trat zurück in den Rahmen des Wohnzimmerfensters. Schreiend deutete sie auf irgendetwas, ihre Haltung war angespannt, sie zitterte vor Wut.

»Das wirst du *nicht*!«

Dann sagte Ruth etwas Leises, was ich nicht verstehen konnte, aber es klang fast wie ein Fauchen, zumindest so viel hörte ich. Dann plötzlich brach Meg irgendwie zusammen, sie knickte richtig nach vorn. Und dann fing sie an zu weinen.

Eine Hand schoss vor und schlug ihr ins Gesicht.

Der Schlag war so heftig, dass sie nach hinten aus dem Rahmen stürzte und ich sie nicht mehr sehen konnte.

Willie trat vor.

Er wollte ihr nach. Langsam.

Als würde er ihr nachstellen.

»Das war's!«, hörte ich von Ruth. Was wohl hieß, dass Willie sie in Ruhe lassen sollte.

Einen Moment lang bewegte sich niemand.

Dann liefen sie immer wieder am Fenster vorbei, hin und her, und alle sahen verbissen und wütend aus. Willie, Woofer, Donny, Ruth und Meg klaubten Sachen vom Boden auf, rückten Stühle zurecht, machten Ordnung, bis das Kommen und Gehen allmählich aufhörte. Ich hörte keine Stimmen mehr, kein Reden. Die Einzige, die ich nicht gesehen hatte, war Susan.

Ich saß da und beobachtete das Haus,

Das Licht ging aus. Man sah ein trübes Leuchten in den Schlafzimmerfenstern, aber das war alles. Dann war auch das verschwunden, und das Haus war so dunkel wie unseres.

Beim Bowling am Samstag ließ Kenny Robertson im zehnten Frame einen Pin stehen und verpasste einen leichten Spare. Er beendete das Spiel mit hundertsieben Punkten. Kenny war dürr und neigte dazu, sein ganzes Gewicht in den Wurf zu legen und ihm zu viel Schwung mitzugeben. Als er zurückkam, wischte er sich die Stirn mit dem Glückstaschentuch seines Vaters ab, das ihm an diesem Tag nicht besonders viel Glück gebracht hatte.

Er setzte sich zwischen mich und Willie hinter die Ergebnistafel. Wir beobachteten Donny, wie er sich an seinem üblichen Platz links vom zweiten Pfeil aufstellte.

»Hast du noch mal drüber nachgedacht?«, fragte Kenny Willie. »Willst du immer noch, dass Meg beim Spiel mitmacht?«

Willie grinste. Er war gut drauf. Er konnte an diesem Abend über hundertfünfzig Punkte schaffen, und das kam nicht so oft vor.

Er schüttelte den Kopf. »Wir haben jetzt unser eigenes Spiel.«

TEIL DREI

In den Nächten, in denen ich bei den Chandlers schlief, redeten wir immer, wenn wir uns ausgetobt hatten und Woofer eingeschlafen war.

Meistens Donny und ich. Willie hatte nie besonders viel zu sagen, und was er sagte, war nie besonders schlau. Aber Donny war ziemlich intelligent und wie gesagt so etwas wie mein bester Freund. Also redeten wir – über die Schule und Mädchen, die Kinder in der Sendung *American Bandstand*, die unerschöpflichen Geheimnisse des Sex, darüber, was die Rock-'n'-Roll-Stücke, die wir im Radio hörten, in Wirklichkeit bedeuteten. Und so weiter, bis spät in die Nacht.

Wir redeten über Wünsche, Hoffnungen und manchmal sogar über Alpträume.

Es war immer Donny, der damit anfang, und immer ich, der damit aufhörte. Irgendwann lange nach dem toten Punkt lehnte ich mich aus dem Bett und sagte etwas wie: »Verstehst du, was ich meine?« Doch er war schon eingeschlafen und hatte mich meinen Gedanken überlassen, denen ich aufgewühlt und rastlos manchmal bis zum Morgengrauen nachhing.

Ich brauchte Zeit, um tief in meine Gefühle vorzudringen, doch wenn es so weit war, fiel es mir schwer, den Geschmack dieses Erlebnisses wieder aufzugeben.

So bin ich immer noch.

Nur dass ich den Dialog heute alleine führe. Ich rede nicht mehr. Egal, wer mit mir im Bett liegt. Manchmal gleiten meine Gedanken in Alpträume ab, aber ich teile sie mit niemandem. Der Rückzug in mein Inneres, der damals noch am Anfang stand, ist inzwischen abgeschlossen.

Es fing wahrscheinlich damit an, dass meine Mutter eines Nachts in mein Zimmer kam, als ich sieben war. Ich schlief. Sie weckte mich auf. »Ich verlasse Dad. Aber du brauchst dir keine Sorgen machen. Ich nehme dich mit. Ich werde dich nicht verlassen. Nie.« Von da an wartete ich nur noch, sieben Jahre lang, ich bereitete mich vor und wurde zu einem Ich, das von beiden distanziert war.

Damit fing es wohl an.

Doch in diesen sieben Jahren passierten auch Ruth und Meg und Susan. Ohne sie wäre dieses Gespräch mit meiner Mutter vielleicht sogar gut gewesen für mich. Es hätte mich vielleicht vor Schock und Verwirrung bewahrt, als es dann so weit war. Denn Kinder halten viel aus.

Sie finden wieder zurück zu Vertrauen und Offenheit.

Dazu war ich nicht fähig. Wegen der Ereignisse danach. Wegen der Dinge, die ich getan und die ich nicht getan habe.

Meine erste Frau Evelyn ruft mich manchmal in der Nacht an und weckt mich auf.

»Geht's den Kindern gut?«, fragt sie mit erschreckter Stimme.

Wir haben keine gemeinsamen Kinder, Evelyn und ich.

Sie leidet unter starken Anfällen von Depression und Angst und ist schon mehrmals in Anstalten behandelt worden. Trotzdem ist diese fixe Idee von ihr unheimlich.

Weil ich ihr nie davon erzählt habe. Kein Wort.

Woher weiß sie es dann?

Rede ich im Schlaf? Habe ich ihr eines Nachts alles gestanden, ohne es zu wissen? Oder spürt sie einfach etwas Verborgenes in mir – den einzigen Grund dafür, dass wir keine Kinder hatten. Den einzigen Grund dafür, dass ich es nie zugelassen habe.

Ihre Anrufe sind wie kreischende Nachtvögel in meinem Kopf. Ich warte immer darauf, dass sie wiederkommen. Trotzdem überraschen sie

mich jedes Mal.

Es ist erschreckend.

Geht es den Kindern gut?

Ich weiß schon lange, dass ich sie nicht beunruhigen darf. Ja, Evelyn, sage ich zu ihr, natürlich geht es ihnen gut. Geh wieder schlafen.

Aber den Kindern geht es nicht gut.

Es wird ihnen nie gut gehen.

Ich klopfte an die Hintertür.

Niemand antwortete.

Ich öffnete und trat ein.

Das Lachen war nicht zu überhören. Es kam aus einem der Kinderzimmer. Bei Meg war es ein hohes Quieken, bei Woofer ein hysterisches Kichern. Willie junior und Donny klangen tiefer, männlicher.

Ich hätte gar nicht kommen dürfen – ich hatte Zimmerarrest. Ich hatte an einem Modell der B-52 gebastelt, ein Weihnachtsgeschenk meines Vaters, und ich konnte einfach eins der Räder nicht richtig anbringen. Nachdem ich es drei- oder viermal versucht hatte, schmiss ich es auf den Boden und zertrat es an der Tür. Meine Mutter kam herein und machte mir eine Riesenszene. Dann wurde ich verdonnert.

Jetzt war meine Mutter beim Einkaufen. Und ich war zumindest für kurze Zeit frei.

Ich steuerte auf das Kinderzimmer zu.

Sie hatten Meg in eine Ecke am Fenster gedrängt.

Donny drehte sich um.

»Hey David! Sie ist kitzlig! Meg ist kitzlig!«

Dann war es, als hätten sie ein geheimes Zei-

chen verabredet, denn alle gleichzeitig gingen sie auf Meg los. Sie wand sich und versuchte sie wegzustoßen, dann kippte sie lachend nach vorn, die Ellbogen über den Rippen, und ihr roter Pferdeschwanz wippte.

»Pack sie!«

»Ich hab sie!«

»Pack sie, Willie!«

Drüben auf dem Bett bemerkte ich Susan, die ebenfalls lachte.

»Auuu!«

Ich hörte ein Klatschen und sah auf.

Meg hatte die Hand vor der Brust, und Woofer hielt seine Hand vors Gesicht, auf dem sich ein roter Fleck ausbreitete. Man sah, dass er gleich losheulen würde. Willie und Donny waren zurückgetreten.

»Spinnst du?«

Donny war sauer. Wenn er Woofer eine knallte, war das in Ordnung, aber das hieß noch lange nicht, dass sich das auch jemand anderes erlauben konnte.

»Du Miststück!«, sagte Willie.

Er holte zu einem ungeschickten Schwinger gegen ihren Kopf aus. Sie wich ihm mühelos aus. Er probierte es nicht noch mal.

»Warum hast du ihn gehauen?«

»Ihr habt doch gesehen, was er gemacht hat!«

»Überhaupt nichts hat er gemacht.«

»Er hat mich gezwickt.«

»Na und.«

Woofers flennete jetzt. »Das sag ich Ma!«, jaulte er.

»Mach doch«, sagte Meg.

»Wirst schon sehen, was du davon hast.«

»Ist mir ganz egal, was du machst. Und was ihr alle macht auch.« Sie schob Willie beiseite und ging an uns vorbei ins Wohnzimmer. Ich hörte die Eingangstür schlagen.

»Kleines Miststück«, schimpfte Willie. Er wandte sich Susan zu. »Deine Schwester ist ein verdammtes Miststück.«

Susan sagte nichts. Trotzdem trat er auf sie zu, und ich sah, wie sie zusammenzuckte.

»Hast du das gesehen?«

»Ich hab nichts mitgekriegt«, sagte ich.

Woofers schniefte. Sein Kinn war rotzverschmiert.

»Sie hat mich gehauen!« Auch er rannte an mir vorbei.

»Das sage ich Ma«, meinte Willie.

Donny bestärkte ihn. »Ja, das können wir ihr nicht durchgehen lassen.«

»Verdammt, wir haben doch nur rumgealbert.«

Donny nickte.

»Sie hat ihm richtig eine geklebt.«

»Na ja, Woofer hat sie an den Titten berührt.«

»Na und, das war doch keine Absicht.«

»Nächstes Mal schlägt sie ihm gleich ein blaues Auge.«

»Kann sogar eins werden.«

»Miststück.«

Brodelnde Spannung stand im Zimmer. Willie und Donny stapften hin und her wie eingesperrte Bullen. Susan glitt vom Bett. Ihre Schienen klapperten laut und metallisch.

»Wo willst du hin?« Donny sah sie an.

»Ich will zu Meg«, antwortete sie leise.

»Scheiß auf Meg. Du bleibst hier. Du hast doch gesehen, was sie gemacht hat, oder?«

Susan nickte.

»Na also. Dann weißt du auch, dass sie bestraft wird.«

Er klang ganz vernünftig, wie ein älterer Bruder, der seiner kleinen, nicht besonders intelligenten Schwester etwas erklärt. Wieder nickte sie.

»Willst du dich auf ihre Seite stellen und auch bestraft werden? Willst du, dass dir deine Rechte genommen werden?«

»Nein.«

»Dann bleibst du hier, verstanden?«

»Okay.«

»Hier im Zimmer.«

»Okay.«

»Und jetzt holen wir Ma«, sagte er zu Willie.

Ich folgte ihnen aus dem Kinderzimmer hinaus in den Garten.

Ruth war hinter der Garage beim Jäten im Tomatenbeet. Sie hatte ein ausgebleichtes und viel zu großes Kleid an, das um die Taille eng zusammengezogen war. Der runde Ausschnitt stand weit offen.

Sie trug nie einen BH. Ich stand vor ihr und konnte ihre Brüste fast bis zu den Nippeln sehen. Sie waren klein und blass und zitterten beim Arbeiten. Ich versuchte immer wieder, den Blick abzuwenden, aus Angst, dass sie mich ertappen könnte, doch meine Augen wurden wie eine Kompassnadel vom Nordpol ihres Busens angezogen.

»Meg hat Woofer gehauen«, sagte Willie.

»Tatsächlich?« Scheinbar völlig ungerührt jä-tete sie weiter.

»Hat ihm eine geklebt«, fügte Donny hinzu.

»Warum?«

»Wir haben nur so rumgealbert.«

»Wir haben sie alle gekitzelt«, sagte Willie.

»Und auf einmal holt sie aus und scheuert ihm eine. Einfach so.«

Sie rupfte ein Büschel Unkraut aus. Ihre Brü-

ste bebten. Sie hatten Gänsehaut. Ich war wie gebannt. Sie schaute mich an, und ich riss gerade noch rechtzeitig meinen Blick los.

»Du auch, Davy?«

»Was?«

»Hast du Meg auch gekitzelt?«

»Nein, ich bin gerade reingekommen.«

Sie lächelte. »Ich mach dir ja keinen Vorwurf.«

Sie stand auf und zog sich die schmutzigen Arbeitshandschuhe aus.

»Wo ist sie jetzt?«

**»Keine Ahnung«, sagte Donny. »Davongelau-
fen.«**

»Und Susan?«

»Sie ist im Zimmer.«

»Hat sie das Ganze gesehen?«

»Ja.«

»Na schön.«

Sie marschierte über den Rasen zum Haus, und wir folgten ihr. An der Veranda wischte sie sich die dünnen, knochigen Hände an den Hüften ab. Sie löste das Tuch, mit dem sie ihr kurzes braunes Haar zusammengebunden hatte, und schüttelte den Kopf.

Ich überlegte, dass mir bis zur Rückkehr meiner Mutter noch ungefähr zwanzig Minuten blieben, und so ging ich mit hinein.

Wir folgten ihr ins Kinderzimmer. Susan hatte sich nicht vom Fleck gerührt und schaute sich eine Zeitschrift an, die bei einem Bild von Liz und Eddie Fischer auf der einen Seite und einem von Debbie Reynolds auf der anderen aufgeschlagen war. Eddie und Liz lächelten glücklich. Debbie schaute mürrisch drein.

»Susan? Wo ist Meg?«

»Ich weiß nicht, Tante. Sie ist rausgegangen.«

Ruth setzte sich neben sie aufs Bett und tätschelte ihr die Hand.

»Ich habe gehört, du hast gesehen, was hier passiert ist. Stimmt das?«

»Ja, Tante. Woofer hat Meg angefasst, und Meg hat ihn gehauen.«

»Angefasst?«

Susan nickte und legte die Hand auf ihre magerere kleine Brust, als würde sie den Fahneneid schwören. »Hier.«

Ruth starrte nur kurz.

Dann fragte sie: »Und hast du versucht, sie aufzuhalten?«

»Meg aufzuhalten, meinst du?«

»Ja. Damit sie Ralphie nicht schlägt.«

Susan wirkte verwirrt. »Ich konnte sie nicht aufhalten. Das war viel zu schnell, Tante. Woofer hat sie angefasst, und dann hat ihn Meg sofort gehauen.«

»Du hättest es versuchen müssen, Schätzchen.« Sie tätschelte ihr wieder die Hand.
»Meg ist doch deine Schwester.«

»Ja, Tante.«

»Da kann alles Mögliche passieren, wenn man jemandem ins Gesicht haut. Das Trommelfell kann platzen, ein Auge kann ausgeschlagen werden. So was ist gefährlich.«

»Ja, Tante.«

»Ruth. Du sollst Ruth zu mir sagen, das weißt du doch.«

»Ja, Ruth.«

»Und weißt du, was es bedeutet, wenn man mit jemandem unter einer Decke steckt, der so was macht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es bedeutet, dass du dich auch schuldig gemacht hast, auch wenn du nichts getan hast. Du bist eine Art Komplizin. Hast du das verstanden?«

»Ich weiß nicht.«

Ruth seufzte. »Dann muss ich es dir erklären. Du liebst doch deine Schwester, oder?«

Susan nickte.

»Und weil du sie liebst, würdest du ihr so was verzeihen, oder? Dass sie Ralphie schlägt?«

»Sie wollte ihm nicht wehtun. Sie war nur wütend!«

»Natürlich. Und du würdest es ihr also verzeihen, stimmt's?«

»Mmhmm.«

Ruth lächelte. »Und das ist einfach unrecht von dir, Schätzchen! Deswegen steckst du mit ihr unter einer Decke. Was sie gemacht hat, war nicht richtig, es war schlecht, und wenn du ihr jetzt verzeihst, bloß weil sie deine Schwester ist, dann ist das auch nicht richtig. So weit darf dein Verständnis nicht gehen, Suzie. Es spielt überhaupt keine Rolle, dass Meg deine Schwester ist. Wenn du im Leben vorankommen willst, musst du zwischen Recht und Unrecht unterscheiden können. Also, du rutschst jetzt ein wenig rüber, ziehst dein Kleid hoch und schiebst deinen Schlüpfer nach unten.«

Susan schaute sie starr vor Schreck an, die Augen weit aufgerissen.

Ruth erhob sich und schnallte ihren Gürtel auf.

»Mach schon, Schätzchen. Das ist nur zu deinem Besten. Du musst lernen, dass man keine Mitläuferin sein darf. Du siehst ja, dass Meg nicht da ist für ihren Teil der Strafe. Also musst du eben für euch beide büßen. Dein Teil ist dafür, dass du nicht gesagt hast: Hey, hör auf damit, Meg – auch wenn sie deine Schwester ist. Und ihr Teil ist dafür, dass sie es getan

hat. Also komm jetzt hierher, sonst muss ich dich rüberschleifen.«

Susan starrte nur, als *könnte* sie sich gar nicht bewegen.

»Na schön«, sagte Ruth. »Also auch noch ungehorsam.«

Sie packte Susan fest – aber eigentlich nicht grob – am Arm und zog sie vom Bett herunter. Susan fing zu weinen an. Die Beinschienen klapperten. Ruth drehte sie zum Bett und beugte ihren Oberkörper nach vorn. Dann schob sie ihr hinten das rote Rüschenkleid hoch und steckte es in den Bund.

Willie schnaubte. Ruth funkelte ihn an.

Sie zog den kleinen weißen Baumwollschlüpfer über die Schienen, bis er um Susans Knöchel hing.

»Du kriegst fünf als Komplizin, zehn für Meg. Und fünf für deinen Ungehorsam. Zwanzig.«

Susan weinte noch heftiger. Ich hörte sie. Ich sah, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. Plötzlich fühlte ich mich beschämt und wollte das Zimmer verlassen. Eine Bewegung von Donny verriet mir, dass es ihm wohl genauso ging. Doch Ruth hatte uns gesehen.

»Ihr bleibt hier, Jungs. Mädchen weinen immer. Da kann man nichts machen. Aber das ist zu ihrem eigenen Besten. Dass ihr dabei seid,

gehört dazu, und deswegen will ich, dass ihr hier bleibt.«

Der Gürtel war nicht aus Leder, sondern aus dünnem Stoff. Vielleicht tat er nicht so weh.

Sie nahm ihn doppelt und hob ihn über den Kopf. Pfeifend sauste er nach unten.

Klatsch.

Susan ächzte und weinte jetzt laut und hemmungslos.

Ihr Hintern war so blass wie Ruths Brüste und mit einem hauchzarten Flaum bedeckt. Und jetzt zitterte auch er. Oben auf der linken Backe gleich neben dem Grübchen sah ich eine rote Schwellung.

Ich schaute Ruth an, die den Gürtel wieder hochriss. Ihre Lippen waren fest zusammengepresst. Ansonsten war sie konzentriert und ausdruckslos.

Wieder zischte der Gürtel herunter, und Susan heulte auf.

Ein drittes und viertes Mal in rascher Folge.

Ihr Hintern war jetzt voller roter Flecken.

Ein fünftes Mal.

Susan schien fast zu würgen an Rotz und Tränen, ihr Atem ging stoßweise.

Ruth holte weiter aus. Wir mussten zurücktreten.

Ich zählte. Sechs. Sieben. Acht, neun, zehn.

Susans Beine zuckten. Mit weißen Knöcheln klammerte sie sich an die Bettdecke.

Ich hatte noch nie jemanden so weinen hören. *Lauf weg*, dachte ich. Verdammt, da würde ich doch weglaufen.

Aber sie konnte natürlich nicht weglaufen. Sie hätte genauso gut angekettet sein können.

Und das erinnerte mich wieder an das Spiel. Was Ruth da machte, war nichts anderes als das Spiel. Gottverflucht. Obwohl ich jedes Mal zusammenfuhr, wenn der Gürtel heruntersauste, konnte ich es einfach nicht fassen. Eine unglaubliche Vorstellung. Eine Erwachsene. *Eine Erwachsene* spielte das Spiel. Es war nicht genau das Gleiche, aber fast.

Und auf einmal kam es mir nicht mehr so verboten vor. Die Schuldgefühle verblassten irgendwie. Doch das Aufregende daran blieb. Ich spürte, wie sich meine Fingernägel in die Handflächen bohrten.

Ich zählte weiter mit. Elf. Zwölf. Dreizehn. Kleine Schweißperlen standen auf Ruths Oberlippe und Stirn. Wie mechanisch kamen die Hiebe. *Vierzehn. Fünfzehn*. Ihr Arm ging nach oben, und ich sah, wie sich unter ihrem formlosen Kleid der Bauch anspannte.

»Wow!«

Woofers schlüpfte zwischen mich und Donny.

Sechzehn.

Er starrte auf Susans rotes, schmerzverzerrtes Gesicht. »Wow.«

Und ich wusste, dass er dachte, was ich dachte – was wir alle dachten.

Strafen waren etwas Privates. Zumindest bei mir zu Hause. Und auch bei allen anderen Familien, soweit ich wusste.

Das war keine Strafe. Das war das Spiel.

Siebzehn. Achtzehn.

Susan stürzte auf den Boden.

Ruth beugte sich über sie.

Sie schluchzte und zuckte jetzt am ganzen Leib, den Kopf zwischen den Armen vergraben, die Knie so weit nach oben zur Brust gezogen, wie es mit den Schienen ging.

Ruth atmete schwer. Sie zog Susan den Schlüpfer hoch. Dann hob sie sie auf, legte sie seitlich aufs Bett und strich ihr das Kleid über die Beine nach unten.

»Also gut«, sagte sie leise. »Das reicht. Jetzt bleib erst mal liegen. Aber du hast noch zwei gut.«

Einen Moment lang standen wir einfach nur da und hörten dem leisen Schluchzen zu.

Dann hörte ich nebenan ein Auto.

»Scheiße, meine Mutter!«

Ich raste durch das Wohnzimmer und zur Sei-

tentür hinaus, um durch die Hecken zu spähen. Meine Mutter war schon bis zur Garage vorgefahren. Sie hatte die Hecktür des Kombis aufgemacht und war dabei, Tüten mit der Aufschrift A&P herauszuheben.

Ich huschte über die Auffahrt zu unserer Eingangstür und rannte die Treppe hinauf zu meinem Zimmer. Dort schlug ich eine Zeitschrift auf.

Ich hörte, wie sich unten die Hintertür öffnete.

»David, komm und hilf mir tragen!«

Die Tür fiel krachend zu.

Ich ging runter zum Auto. Meine Mutter machte ein finsternes Gesicht. Sie reichte mir eine Tüte nach der anderen.

»Der Laden war so was von voll«, sagte sie.

»Und was hast du inzwischen gemacht?«

»Nichts. Gelesen.«

Beim Reingehen sah ich Meg unter den Bäumen vor dem Garten der Zorns.

Sie starrte hinüber zum Chandlerhaus und kaute auf einem Grashalm. Sie wirkte ganz versunken, als würde sie über eine wichtige Entscheidung nachdenken.

Anscheinend bemerkte sie mich nicht.

Ich fragte mich, was sie wusste.

Dann trug ich die Tüten hinein.

Später, als ich den Gartenschlauch aus der Garage holen wollte, sah ich sie, nur Meg und Susan. Sie saßen in dem hohen, ungepflegten Gras hinter der Birke.

Meg bürstete Susan die Haare. Lange, glatte Bürstenstriche, die fest und gleichmäßig, aber auch ganz zart waren, als würde es dem Haar wehtun, wenn man es nicht richtig machte. Die andere Hand spielte liebkosend mit dem Haar, hob es auf und ließ es sanft fallen.

Susan lächelte. Es war kein strahlendes Lächeln, aber man sah, dass ihr Megs Berührung gut tat und sie tröstete.

Mir wurde klar, wie sehr die beiden miteinander verbunden waren, wie einsam und besonders sie in dieser Verbindung waren. Fast hätte ich sie beneidet.

Ich störte sie nicht.

Ich holte den Gartenschlauch. Als ich aus der Garage kam, hatte der Wind gedreht, und ich hörte Meg summen. Ganz leise, wie ein Wiegenlied. »Goodnight, Irene«. Das hatte meine Mutter immer auf unseren langen nächtlichen Autofahrten gesungen, als ich noch klein war.

Goodnight, Irene, goodnight, Irene, I'll see you in my dreams.

Den ganzen Tag ging mir das Lied nicht mehr

aus dem Kopf. Und immer wenn ich es summte, sah ich Meg und Susan zusammen im Gras und fühlte die Sonne im Gesicht. Ich spürte das zarte Streichen der Bürste und die weichen, sanften Hände.

»David, hast du Geld?«

Ich wühlte in meinen Taschen herum und förderte einen zerknitterten Eindollarschein und fünfunddreißig Cents in Münzen zutage. Meg und ich gingen zusammen über den Schulhof. Später war dort ein Spiel geplant. Ich hatte meinen linkshändigen Fängerhandschuh und einen alten, mit schwarzem Klebeband geflickten Ball dabei.

Ich zeigte ihr das Geld.

»Kannst du mir das leihen?«

»Alles?«

»Ich habe Hunger.«

»Und?«

»Ich will rüber zu Cozy Snacks und mir ein Sandwich kaufen.«

»Ein Sandwich?« Ich lachte. »Warum klaust du dir nicht einfach ein paar Schokoriegel? Das geht ganz leicht dort an der Theke.«

Das hatte ich selbst schon einige Male ausprobiert. Wie die meisten von uns. Am besten war es, wenn man einfach reinmarschierte, sich nahm, was man wollte, und dann wieder rausging. Überhaupt nicht heimlich und ohne Zögern. In dem Laden war immer viel los. Da war

überhaupt nichts dabei. Und Mr. Holly, den alten Ladenbesitzer, konnte sowieso niemand ausstehen, da brauchte man sich also keine Gewissensbisse machen.

Doch Meg runzelte die Stirn. »Ich stehle nicht.«

Hach, wie etepetete, dachte ich.

Ich fand das ein wenig übertrieben. *Alle* Kinder stahlen. Das gehörte doch dazu.

»Bitte leih mir das Geld. Ich zahl's dir auch zurück. Das verspreche ich.«

Ich konnte ihr nicht lange böse sein.

»Okay, klar.« Ich drückte es ihr in die Hand.
»Aber wozu brauchst du denn ein Sandwich? Mach dir doch bei Ruth eins.«

»Das geht nicht.«

»Wieso?«

»Ich darf nicht.«

»Warum?«

»Ich darf noch nichts essen.«

Wir gingen über die Straße. Ich schaute nach links und nach rechts, und dann sah ich ihr ins Gesicht. Sie hatte wieder diesen verschleierten Ausdruck. Als würde sie etwas verheimlichen. Außerdem wurde sie rot.

»Kapier ich nicht.«

Kenny, Eddie und Lou Morino waren schon auf der Raute und warfen sich einen Ball zu.

Denise stand hinter dem Fangzaun und schaute ihnen zu. Noch hatte uns niemand gesehen. Ich merkte, dass Meg gehen wollte, aber ich starrte sie bloß an.

»Ruth meint, dass ich dick bin«, sagte sie schließlich.

Ich lachte.

»Und?«

»Was und?«

»Bin ich dick?«

»Was? Dick?« Mir war klar, dass sie es ernst meinte, trotzdem musste ich lachen. »Natürlich nicht. Sie nimmt dich auf die Schippe.«

Abrupt wandte sie sich ab. »Toller Witz. Probier du mal, wie's dir geht, wenn du an einem Tag kein Abendessen und am nächsten kein Frühstück und kein Mittagessen kriegst.«

Sie blieb stehen und drehte sich noch einmal zu mir um. »Danke.«

Dann ging sie.

Ungefähr eine Stunde nach dem Anfang löste sich das Baseballspiel wieder auf. Da waren schon die meisten Kinder der Straße da – nicht nur Kenny und Eddie, Denise und Lou Morino, sondern auch Willie, Donny, Tony Morino und sogar Glen Knott und Harry Gray, die aufgekreuzt waren, weil Lou spielte. Mit den Älteren wurde es zu einem guten, schnellen Spiel – bis Eddie seinen Ball hart an der Third-Base-Linie entlangschlug und losrannte.

Alle außer Eddie wussten, dass es ein Foul war. Aber das konnte man Eddie nicht sagen. Er lief um die Male, während Kenny dem Ball nachjagte. Dann kam es zum üblichen Streit. Leck mich und leck mich und nein, leck *mich*.

Der Unterschied war nur, dass Eddie diesmal seinen Schläger packte und auf Lou Morino losging.

Lou war größer und älter als Eddie, doch Eddie hatte den Schläger, und am Schluss war es so, dass Lou zusammen mit Harry und Glen in die eine Richtung abzog und Eddie in die andere.

Wir anderen spielten Fangball.

Damit waren wir beschäftigt, als Meg zurück-

kam.

Sie drückte mir etwas Kleingeld in die Hand, und ich steckte es ein.

»Ich schulde dir fünfundachtzig Cent«, sagte sie.

»Okay.«

Mir fiel auf, dass ihr Haar ein wenig fettig war, als hätte sie es am Morgen nicht gewaschen. Aber sie sah immer noch gut aus.

»Willst du was machen?«, fragte sie.

»Was denn?«

Ich schaute mich um. Wahrscheinlich aus Angst, die anderen könnten etwas hören.

»Ich weiß nicht. Zum Bach runtergehen vielleicht?«

Donny warf mir den Ball zu. Ich pfefferte ihn zu Willie. Der hüpfte wie üblich zu langsam und verfehlte ihn.

»Vergiss es. Du bist beschäftigt.«

Sie klang irgendwie verärgert oder verletzt. Sie wandte sich zum Gehen.

»Nein. Hey, warte.«

Ich konnte sie nicht zum Mitspielen auffordern. Es war Baseball, und sie hatte keinen Handschuh.

»Okay, klar. Wir gehen runter zum Bach. Nur einen Augenblick noch.«

Es gab nur eine Möglichkeit, das mit Anstand

zu erledigen. Ich musste die anderen fragen.

»Hey, Leute! Wollt ihr runter zum Bach? Krebse fangen und so? Hier ist es ziemlich heiß.«

Das mit dem Bach klang eigentlich gar nicht so schlecht. Es war nämlich wirklich heiß.

Donny war gleich dabei. »Klar, ich komme mit.« Willie zuckte die Achseln und nickte.

»Ich auch«, meinte Denise.

Na super, dachte ich. Ausgerechnet. Fehlt nur noch Woofer.

»Ich geh erst mal Mittagessen«, sagte Kenny. »Vielleicht komme ich später nach.«

»Okay.«

Tony schwankte zuerst und entschied sich dann auch fürs Essen. Damit waren wir also nur noch zu fünft.

»Schauen wir noch schnell zu Hause vorbei«, schlug Donny vor. »Da können wir Gläser für die Krebse und eine Thermosflasche Kool-Aid mitnehmen.«

Wir gingen durch die Hintertür rein und hörten die Waschmaschine unten im Keller.

»Donny? Bist du das?«

»Ja, Ma.«

Er wandte sich an Meg. »Hol du die Limo. Ich bringe von unten die Gläser und frag mal, was sie will.«

Ich saß mit Willie und Denise am Küchentisch. Es waren Toastkrümel darauf, die ich auf den Boden fegte. Auch ein Aschenbecher voller Kippen stand da. Ich filzte ihn, aber es war nichts in brauchbarer Größe dabei.

Meg holte die Thermosflasche heraus und goss sorgfältig Kool-Aid-Limo aus Ruths großem Krug hinein, als sie heraufkamen.

Donny hatte zwei Erdnussbuttergläser und einen Stapel Blechdosen dabei. Ruth wischte sich die Hände an ihrer ausgebleichten Schürze ab. Sie lächelte uns zu und schaute dann zu Meg hinüber.

»Was machst du da?«

»Ich gieße nur Kool-Aid ein.«

Ruth wühlte in der Schürzentasche, zog eine Packung Tareytons heraus und zündete sich eine an.

»Ich hab doch gesagt, du gehst nicht in die Küche.«

»Donny wollte Kool-Aid. Es war seine Idee.«

»Ist mir egal, von wem die Idee war.«

Sie stieß etwas Rauch aus und fing zu husten an. Ein böser Husten, tief aus der Lunge. Einen Moment lang konnte sie nicht einmal sprechen.

»Es ist nur Kool-Aid«, sagte Meg. »Ich habe nichts gegessen.«

Ruth nickte. »Die Frage ist nur ...« Sie nahm noch einen Zug. »Die Frage ist, was du geklaut hast, bevor ich raufgekommen bin.«

Die Thermoskanne war voll, und Meg stellte den Krug ab. »Nichts. Ich habe nichts geklaut.«

Ruth nickte wieder. »Komm her.«

Meg blieb stehen.

»Ich hab gesagt, komm her.«

Sie ging rüber.

»Mach den Mund auf, damit ich deinen Atem riechen kann.«

»Was?«

Denise neben mir fing an zu kichern.

»Werd bloß nicht patzig. Mach den Mund auf.«

»Ruth ...«

»Mach ihn auf.«

»Nein!«

»Was? Was hast du gesagt?«

»Nein!«

»Ich hab gesagt, mach ihn auf, du Lügnerin.«

»Ich bin keine Lügnerin.«

»Ich weiß, dass du eine Schlampe bist, also bist du wahrscheinlich auch eine Lügnerin. Mach ihn auf!«

»Nein.«

»Mach den Mund auf!«

»Nein.«

»Ich befehle es dir.«

»Ich mach ihn nicht auf.«

»Doch, das wirst du. Und wenn ihn dir die Jungs hier aufreißen müssen.«

Willie schnaubte. Donny stand noch immer mit den Dosen und Gläsern in der Tür. Er wirkte verlegen.

»Mach den Mund auf, du Schlampe.«

Das brachte Denise wieder zum Kichern.

Meg schaute Ruth direkt in die Augen. Sie holte Luft.

Einen kurzen Augenblick nahm sie eine fast erwachsene Würde an.

»Ich hab's dir gesagt, Ruth. Nein.«

Sogar Denise verstummte.

Wir waren verblüfft.

Kinder waren machtlos. Das war ganz normal. Kinder mussten Demütigungen entweder ertragen oder davonlaufen. Wenn man sich wehrte, dann nur indirekt. Man lief auf sein Zimmer und knallte die Tür zu. Man schrie und plärrte. Man brütete beim Abendessen vor sich hin und sagte kein Wort. Man benahm sich seltsam oder ließ absichtlich aus Versehen etwas zu Bruch gehen. Man schmolte und schwieg. Man schrieb schlechte Noten in der Schule. Und das war's auch schon. Alle Waffen im Arsenal. Doch was man auf keinen Fall

machte, war, dass man sich vor einen Erwachsenen hinstellte und ihm praktisch ins Gesicht sagte: Du kannst mich mal. Man stand nicht einfach da und sagte nein. Dafür waren wir noch zu jung. Was hier passierte, war wirklich unglaublich.

Mit einem Lächeln drückte Ruth ihre Zigarette in dem überfüllten Aschenbecher aus.

»Dann muss ich wohl Susan holen. Sie ist doch bestimmt in ihrem Zimmer.«

Jetzt starrte sie Meg an.

Einen Moment standen sich die beiden gegenüber wie zwei Revolverhelden aus einem Western.

Dann verlor Meg die Fassung.

»Lass meine Schwester aus dem Spiel. Lass sie in Ruhe!«

Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, die Knöchel waren weiß. Und da war mir klar, dass sie von Susans Bestrafung neulich wusste.

Ich fragte mich, ob es schon öfter Prügel gesetzt hatte.

Doch irgendwie waren wir auch erleichtert. Das war schon eher, was wir kannten. Was wir gewohnt waren.

Ruth zuckte nur die Achseln. »Was regst du dich denn so auf, Meggy? Ich will sie doch nur fragen, was sie darüber weiß, dass du zwischen

den Mahlzeiten den Kühlschrank plünderst. Wenn du nicht machst, was ich sage, dann muss ich mich eben an sie halten.«

»Sie war nicht mal bei uns!«

»Ach, sie hat dich bestimmt gehört, Schätzchen. Bestimmt haben dich sogar die Nachbarn gehört. Außerdem wissen Schwestern so was einfach. Das ist einfach der Instinkt.«

Sie wandte sich zum Kinderzimmer. »Susan?«

Meg packte sie am Arm. Auf einmal war sie ein ganz anderes Mädchen, verängstigt, hilflos, verzweifelt.

»Hör *auf* gottverdammmt!«

Es war klar, dass das ein Fehler war.

Ruth wirbelte herum und knallte ihr eine.

»Du fasst mich an? Du fasst mich an, verdammmt? Willst du frech werden?«

Sie schlug ihr wieder ins Gesicht, als Meg zurückwich, und noch einmal, als sie gegen den Kühlschrank taumelte. Sie verlor das Gleichgewicht und stürzte auf die Knie. Ruth beugte sich über sie und zog mit hartem Griff an ihrem Kiefer.

»Jetzt mach dein gottverdammtes Maul auf, hast du gehört? Sonst schlage ich dich und deine kostbare kleine Schwester grün und blau. Hast du verstanden? Willie! Donny!«

Willie stand auf und ging zu ihr. Donny sah

verwirrt aus.

»Haltet sie.«

Ich war wie erstarrt. Alles ging so schnell. Denise saß neben mir und glotzte.

»Ich hab gesagt, haltet sie.«

Willie packte sie am rechten Arm. Wahrscheinlich war Ruths Griff sehr schmerzhaft, denn sie wehrte sich nicht. Donny stellte seine Gläser und Dosen auf den Tisch und nahm sie am linken Arm. Zwei Dosen rollten vom Tisch und krachten laut auf den Boden.

»Jetzt mach ihn auf, du Mistvieh.«

Und dann wehrte sich Meg. Sie versuchte, auf die Füße zu kommen, drehte und wand sich, aber sie hielten sie fest. Willie machte es Spaß, das war deutlich zu erkennen. Donny dagegen sah verbissen aus. Ruth bearbeitete sie jetzt mit beiden Händen, um ihre Kiefer auseinander zu zerren.

Meg biss sie.

Ruth schrie auf und wankte zurück. Meg schraubte sich hoch. Willie drehte ihr den Arm auf den Rücken und riss ihn hoch. Sie krümmte sich schreiend und versuchte in panischer Angst, den linken Arm loszureißen. Und fast hätte sie ihn auch losbekommen, so unsicher war Donnys Griff.

Dann trat Ruth wieder vor.

Erst stand sie nur da und fixierte sie. Wahrscheinlich überlegte sie, was sie machen sollte. Dann ballte sie die Faust und schlug sie ihr in den Magen, genau wie ein Mann einen anderen schlagen würde, und fast genauso hart. Es klang, als hätte jemand auf einen Basketball gedroschen.

Meg fiel nach vorn und schnappte würgend nach Luft.

Donny ließ sie los.

»Mein Gott!«, flüsterte Denise neben mir.

Ruth trat zurück.

»Willst du kämpfen? Okay, dann kämpfe.«

Meg schüttelte den Kopf.

»Du willst nicht kämpfen? Nein?«

Sie schüttelte den Kopf.

Willie sah seine Mutter an.

»Schade«, meinte er leise.

Er hatte sie immer noch am Arm gepackt. Und jetzt verdrehte er ihn. Sie krümmte sich.

»Willie hat Recht«, sagte Ruth. »Es ist schade. Komm schon, Meg, kämpfe. Wehr dich.«

Willie drehte. Ächzend vor Schmerz zuckte sie zusammen und schüttelte ein drittes Mal den Kopf.

»Ich glaube, sie will einfach nicht«, befand Ruth. »Die will heute überhaupt nicht machen, was ich ihr sage.«

Sie schüttelte die Hand, die Meg gebissen hatte. Von meinem Stuhl aus konnte ich nur einen roten Fleck erkennen. Meg hatte nicht einmal die Haut aufgerissen.

»Lass sie los.«

Willie gab ihren Arm frei. Weinend sackte Meg zusammen.

Ich konnte es nicht mehr mit ansehen und schaute weg.

Da sah ich Susan im Flur, die sich an die Wand stützte und mit erschrockenem Gesicht um die Ecke schaute. Die Augen wie gebannt auf ihrer Schwester.

»Ich muss jetzt gehen.« Meine Stimme kam mir seltsam dumpf vor.

»Und was ist mit dem Bach?« Willie klang enttäuscht. Der Trottel. Als wäre gar nichts passiert.

»Später. Ich muss jetzt gehen.«

Ruths Blick lag auf mir.

Ich stand auf. Ich brachte es nicht fertig, an Meg vorbeizugehen. Stattdessen nahm ich den Weg an Susan vorbei zur Eingangstür. Sie schien mich überhaupt nicht zu bemerken.

»David.« Ruths Stimme war ganz ruhig.

»Ja?«

»Das war ein Streit in der Familie, wie man so schön sagt. Nur zwischen uns hier. Du hast al-

les gesehen. Aber was hier passiert ist, geht nur uns etwas an. Ist das klar? Hast du verstanden?»

Ich nickte zögernd.

»Guter Junge. Ich hab gewusst, dass du ein guter Junge bist. Dass du das verstehst.«

Ich ging hinaus. Es war ein heißer, schwüler Tag. Drinnen war es kühler gewesen.

Ich lief rüber zu den Bäumen am Ende der Straße. Vom Weg zum Bach aus stapfte ich in den tiefen Wald hinter dem Haus der Morinos.

Hier war es kühler. Es roch nach Kiefern und Erde.

Immer wieder sah ich Meg vor mir, zusammengesunken und weinend. Und dann sah ich sie, wie sie Ruth ruhig in die Augen sah und nein zu ihr sagte. Aus irgendeinem Grund wechselten sich diese Bilder mit der Erinnerung an einen Streit ab, den ich Anfang der Woche mit meiner Mutter gehabt hatte. »Du bist genau wie dein Vater«, hatte sie gesagt. Ich hatte schlecht reagiert. Nicht annähernd so gefasst wie Meg. Ich hatte den Kürzeren gezogen und getobt vor Wut und Hass. Mit einer Art Distanz dachte ich jetzt darüber nach und dann über all das, was heute passiert war.

Es war ein unglaublicher Vormittag gewesen.

Aber irgendwie schien sich alles gegenseitig

aufzuheben.

Ich lief durch den Wald.

In mir war jedes Gefühl abgestorben.

Von meinem Haus konnte man durch den Wald zum Cozy Snacks kommen, wenn man den Bach beim Felsen überquerte und am anderen Ufer an zwei alten Häusern und einer Baustelle vorbeiging. Auf diesem Weg kam ich am nächsten Tag nach Hause, in der Hand eine Papiertüte mit einem Three-Musketeers-Schokoriegel, einem Stück rote Lakritze und einem Fleer's Double Bubble – die ich in Erinnerung an Meg tatsächlich bezahlt hatte –, als ich Meg schreien hörte.

Ich wusste, dass sie es war. Es war nur ein Schrei. Er hätte von irgendjemand sein können, aber ich wusste es.

Leise schlich ich mich am Ufer weiter.

Sie stand am Felsen. Willie und Woofer hatten sie wohl mit der Hand im Wasser überrascht, denn der Ärmel war hochgerollt. Die Wassertropfen standen in kleinen Perlen auf ihrem Unterarm, und man sah die lange, blasse Narbe wie einen pulsierenden Wurm auf ihrer Haut.

Sie bewarfen sie mit Dosen aus dem Keller, und Woofer zumindest hatte gut gezielt.

Doch Willie wollte auch den Kopf treffen.

Ein schwierigeres Ziel. Seine Würfe gingen alle vorbei.

Woofers dagegen traf sie erst am bloßen Knie und dann, als sie sich abwandte, mitten auf dem Rücken.

Sie drehte sich wieder vor und sah, dass sie nach den Erdnussbuttergläsern griffen. Woofers schleuderte eins in ihre Richtung.

Zu ihren Füßen zerbarst Glas, und die kleinen Splitter spritzten ihr über die Beine.

So ein Geschoss hätte sie schwer verletzen können.

Sie hatte keine andere Möglichkeit, als in den Bach zu steigen. Das steile Ufer auf meiner Seite hätte sie nicht hinaufklettern können, zumindest nicht schnell genug. Es blieb nur der Bach.

Sie trat ins Wasser.

Die Strömung an diesem Tag war stark, und der Grund des Baches war mit moosigen Steinen bedeckt. Ich sah, wie sie ausrutschte und hinfiel, während wieder ein Glas auf einem Stein zerdepperte. Nass bis zu den Schultern und nach Luft schnappend, riss sie sich hoch und versuchte zu laufen. Nach vier Schritten stürzte sie wieder.

Willie und Woofers brüllten vor Lachen und vergaßen ganz, ihr Gläser nachzuwerfen.

Sie kam wieder hoch und blieb jetzt auf den Füßen, als sie spritzend bachabwärts watete.

Nach der nächsten Biegung fand sie Schutz im dichten Gestrüpp.

Es war vorbei.

Erstaunlich, dass mich niemand bemerkt hatte. Auch jetzt sahen sie mich nicht. Ich kam mir vor wie ein Gespenst.

Ich schaute den beiden zu, wie sie ihre restlichen Dosen und Gläser aufklaubten. Dann schlugen sie lachend den Weg zurück zu ihrem Haus ein. Allmählich verhallten ihre Stimmen.

***Arschlöcher*, dachte ich. Jetzt liegt hier überall Glas rum. Da können wir jetzt nicht mehr rein. Zumindest nicht bis zur nächsten Überschwemmung.**

Vorsichtig überquerte ich den Felsen und stieg das Ufer hinauf.

Am vierten Juli schlug Meg zurück.

Es war Abend, die Dämmerung wich schon sanft der Dunkelheit. Zu Hunderten saßen wir auf Decken auf dem Memorial Field vor der Highschool und warteten auf das Feuerwerk.

Donny und ich waren bei meinen Eltern – wir hatten ihn zu uns zum Abendessen eingeladen –, die mit den Hendersons zusammensaßen, die zwei Straßen weiter wohnten.

Die Hendersons waren katholisch und kinderlos, was natürlich bedeutete, dass irgendetwas nicht stimmte, auch wenn niemand so genau wusste, was. Mr. Henderson war groß und naturverbunden, er trug gern Karohemden und Kordhosen, ein männlicher Typ, irgendwie urig. Er züchtete Beagles bei sich im Garten und ließ uns manchmal mit seinem Luftgewehr schießen, wenn wir bei ihm zu Besuch waren. Mrs. Henderson war schlank, blond, stupsnäsiger und hübsch.

Donny hatte einmal gesagt, dass er da kein Problem sah. Er hätte sie sofort gevögelt.

Von unserem Platz aus sahen wir Willie, Woofer, Meg, Susan und Ruth auf der anderen Seite des Feldes neben der Familie Morino.

Die ganze Stadt war gekommen.

Wenn man gehen, fahren oder kriechen konnte, kam man am vierten Juli zum Feuerwerk. Mit Ausnahme der Parade am Memorial Day war es im ganzen Jahr unser einziges großes Spektakel.

Pro forma war auch die Polizei erschienen. Doch niemand erwartete irgendwelche Schwierigkeiten. Damals war es in der Stadt noch so, dass jeder jeden kannte, wenigstens indirekt. Wenn man aus dem Haus ging, ließ man den ganzen Tag die Tür offen, falls jemand vorbeischaute und man gerade nicht da war.

Die meisten Polizisten waren Freunde der Familie. Mein Vater kannte sie aus der Bar oder von den Veteranentreffen.

Im Grunde waren sie nur da, um dafür zu sorgen, dass keine Chinaböller in die Nähe der Decken flogen. Ansonsten standen sie nur rum und warteten wie wir anderen auf die große Show.

Donny und ich hörten Mr. Henderson zu, der von der neuen Streu für die Beagles erzählte. Wir tranken Eistee aus der Thermoskanne und rülpsten uns lachend Schmorbratendunst ins Gesicht. Meine Mutter machte Schmorbraten immer mit viel Zwiebeln. Für meinen Vater war das ein rotes Tuch, aber wir mochten ihn

genau so. In einer halben Stunde würde das Gefurze losgehen.

Aus den Lautsprechern plärrte John Philip Sousa.

Über dem Highschool-Bau war ein Viertelmond aufgegangen.

In dem trüben, grauen Licht sah man kleine Kinder in der Menge, die einander jagten. Die Leute zündeten Wunderkerzen an. Hinter uns knatterte eine ganze Packung Schweizer Kracher wie Maschinengewehrfeuer.

Wir zogen los, um uns ein Eis zu holen.

Im Good-Humor-Wagen drängten sich die Kinder in vier Reihen. Wir bahnten uns langsam einen Weg, um nicht erdrückt zu werden. Ich nahm ein Brown Cow und Donny ein Fudgesicle, und wir schoben uns wieder hinaus.

Dann sahen wir Meg neben dem Wagen, wie sie mit Mr. Jennings sprach.

Wir blieben wie angewurzelt stehen.

Denn Mr. Jennings war auch Officer Jennings. Er war ein Cop.

Etwas an der Art, wie sie sich benahm, wie sie mit den Händen deutete und sich ganz nah zu ihm beugte, sagte uns sofort, was sie da machte.

Es war unheimlich, schockierend.

Meg petzte. Sie verriet Ruth. Sie verriet Don-

ny und alle anderen.

Sie schaute in die andere Richtung.

Einen Moment starrten wir nur, und dann sahen wir uns wie auf ein geheimes Stichwort hin an.

Wir gingen rüber und leckten an unserem Eis. Alles ganz beiläufig. Etwas seitlich blieben wir hinter ihr stehen.

Mr. Jennings Blick streifte uns nur flüchtig und wanderte weiter in die Richtung von Ruth, Willie und den anderen. Dann wandte er sich wieder nickend und mit konzentrierter Miene Meg zu.

Wir nagten eifrig an unserem Eis und genossen die Aussicht.

»Ja, aber das ist doch ihr Recht«, bemerkte er.

»Nein«, erwiderte Meg. »Sie verstehen mich nicht.«

Den Rest konnten wir nicht hören.

Lächelnd zuckte Mr. Jennings die Achseln. Er legte ihr eine große, sommersprossige Hand auf die Schulter.

»Hör zu. Wer weiß, vielleicht hätten deine Eltern das ganz genauso gesehen. Wer kann das schon sagen? Mrs. Chandler ist jetzt einfach deine Mom, verstehst du?«

Sie schüttelte den Kopf.

Und dann wurde er auf uns aufmerksam und registrierte zum ersten Mal, wer wir waren und was das im Hinblick auf das Gespräch bedeuten könnte, das er gerade führte. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Meg redete immer noch, versuchte, ihn zu überzeugen.

Über ihre Schulter hinweg beobachtete er uns. Lang und hart lag sein Blick auf uns.

Dann nahm er sie am Arm.

»Gehen wir doch ein Stück.«

Sie schaute nervös in Ruths Richtung, aber inzwischen war es schon fast ganz dunkel. Nur der Mond, die Sterne und hier und da eine Wunderkerze warfen ein wenig Licht, und es war nicht sehr wahrscheinlich, dass Ruth sie zusammen bemerkt hatte. Von meiner Position aus war die Menge schon zu einer gestaltlosen Masse geworden wie Gestrüpp und Kakteen in einer Prärie. Ich wusste zwar, wo die Chandlers saßen, doch ich konnte sie nicht mehr erkennen. Auch meine Eltern und die Hendersons nicht.

Aber es war klar, warum sie Angst hatte. Ich hatte selbst Angst. Was sie da machte, war aufregend und verboten, genauso wie der Versuch, sie von der Birke aus heimlich durchs Fenster zu beobachten.

Mr. Jennings wandte uns den Rücken zu und

zog sie sanft mit sich.

»Scheiße«, flüsterte Donny.

Ich hörte ein lautes Zischen. Der Himmel explodierte. Helle, weiße Sternschnuppen zerplatzten und regneten herunter.

Ein langes *Aaaaaaaaah* kam aus der Menge.

In dem gespenstisch fahlen Licht schaute ich ihn an. Ich sah seine Verwirrung und Sorge.

Er war immer zurückhaltend geblieben, was Meg anging. Und war es auch jetzt noch.

»Was machen wir?«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf.

»Er wird ihr nicht glauben. Er wird gar nichts machen. Cops reden nur, aber sie tun einem nie was.«

Es klang wie etwas, was Ruth einmal gesagt hatte. Cops reden nur, aber sie machen nie was.

Während wir zurück zu unserem Platz gingen, wiederholte er seine Bemerkung wie einen Glaubenssatz. Wie etwas, was so sein *musste*.

Fast wie ein Gebet.

Ungefähr um acht Uhr am nächsten Abend kam der Streifenwagen. Ich sah Mr. Jennings die Treppe hinaufgehen und klopfen. Ruth ließ ihn ein. Dann schaute ich zum Wohnzimmerfenster hinaus und wartete. Ich spürte einen großen Knoten im Magen.

Meine Eltern waren bei einer Geburtstagsparty im Knights of Columbus. Meine Aufpasserin war Linda Cotton. Sie war achtzehn, sommergrün und niedlich, wie ich fand, aber nichts im Vergleich zu Meg. Bei fünfundsiebzig Cent die Stunde war es ihr ziemlich egal, was ich machte, solange ich nur still war und sie nicht dabei störte, wie sie sich im Fernsehen *Ellery Queen* anschaute.

Linda und ich hatten eine Vereinbarung. Ich verriet nicht, dass ab und zu ihr Freund Steve vorbeikam und sie den ganzen Abend auf dem Sofa herumknutschten, und dafür konnte ich tun und lassen, was ich wollte, vorausgesetzt, ich war rechtzeitig vor der Rückkehr meiner Eltern wieder zu Hause und im Bett. Außerdem war ihr klar, dass ich eigentlich schon zu alt für eine Babysitterin war.

Also wartete ich, bis der Streifenwagen wie-

der verschwunden war, und ging dann rüber. Es war drei viertel neun.

Sie saßen im Wohnzimmer und im Esszimmer. Alle. Es war still, und niemand bewegte sich. Ich hatte den Eindruck, dass das schon länger so ging.

Alle starrten Meg an. Sogar Susan.

Ich hatte ein ganz merkwürdiges Gefühl.

Später, in den Sechzigern, erkannte ich es wieder. Ich hatte gerade einen Brief vom Selective Service erhalten mit der Nachricht, dass ich mich für meine Einberufung als Soldat bereithalten sollte.

Die Situation war *eskaliert*.

Es stand jetzt mehr auf dem Spiel.

Ich stand in der Tür. Ruth begrüßte mich als Erste.

»Hallo, David.« Ihre Stimme war leise. »Setz dich zu uns.« Dann seufzte sie. »Kann mir mal jemand ein Bier holen?«

Willie ging vom Esszimmer aus in die Küche, nahm ein Bier für sie und eins für sich, machte beide auf und gab ihr eins. Dann setzte er sich wieder hin.

Ruth zündete sich eine Zigarette an.

Ich schaute Meg an, die in einem Klappstuhl vor dem leeren grauen Auge des Fernsehers

saß. Sie sah verängstigt, aber entschlossen aus. Ich musste daran denken, wie Gary Cooper am Ende von *Zwölf Uhr mittags* auf die verlassene Straße tritt.

»Na schön«, sagte Ruth. »Na schön.«

Sie nippte an ihrem Bier und rauchte ihre Zigarette.

Woofers wand sich auf der Couch.

Am liebsten wäre ich wieder gegangen.

Dann stand Donny im Esszimmer auf und kam herüber zu Meg. Er stellte sich vor sie hin.

»Du hast einen Cop auf meine Mom gehetzt. Auf meine Mutter.«

Meg sah zu ihm auf. Ihr Gesicht entspannte sich ein wenig. Schließlich war es Donny. Der zurückhaltende Donny.

»Es tut mir Leid«, sagte sie. »Ich wollte einfach sicher sein, dass ...«

Seine Hand schoss vor und klatschte ihr ins Gesicht.

»Halt's Maul! Halt's Maul, du!«

Zitternd hing seine Hand vor ihrem Gesicht.

Anscheinend musste er sich sehr zusammenreißen, um sie nicht noch einmal zu schlagen, und viel härter diesmal.

Erschrocken starrte sie ihn an.

»Setz dich«, sagte Ruth leise.

Es war, als hätte er sie gar nicht gehört.

»Setz dich!«

Er riss sich los. Mit einer fast militärischen Kehrtwendung stapfte er zurück ins Esszimmer.

Wieder wurde es still.

Schließlich lehnte sich Ruth vor. »Eins würde ich gerne wissen. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, Meggy? Was ist dir durch den Kopf gegangen?«

Meg antwortete nicht.

Ruth fing an zu husten. Dieses tiefe, abgehackte Husten von ihr. Dann hatte sie sich wieder unter Kontrolle.

»Ich meine, hast du dir eingebildet, dass er dich wegbringt oder so was? Dich und Susan? Dass er euch hier rausholt?

Also, ich kann dir sagen, das wird nicht passieren. Er wird euch nirgends hinbringen, Schätzchen. Weil es ihm nämlich *egal* ist. Wenn es ihm nicht egal wäre, hätte er es auf der Stelle machen können, gestern beim Feuerwerk. Aber er hat es nicht gemacht.

Und was bleibt sonst noch? Was hast du dir denn vorgestellt?

Hast du gemeint, dass ich Angst vor ihm habe?«

Meg saß nur mit verschränkten Armen da, diesen entschlossenen Blick in den Augen.

**Ruth lächelte und nahm einen Schluck Bier.
Auch sie wirkte entschlossen.**

**»Das Dumme ist nur, was machen wir jetzt?
Der Kerl macht mir keine Angst, Meggy, ge-
nauso wenig wie alle anderen Kerle. Wenn dir
das nicht klar war, dann hast du es hoffentlich
wenigstens jetzt kapiert. Aber ich kann nicht
zulassen, dass du jede halbe Stunde zur Polizei
läufst. Die Frage ist also, was jetzt?**

**Ich würde dich irgendwohin schicken, wenn
es ginge. Glaub mir, ich würde es machen. Ich
brauch keine dumme kleine Nutte, die meinen
Ruf ruiniert. Und so viel zahlen sie weiß Gott
auch nicht, dass ich mich anstrengen würde,
dich zu erziehen. Verdammt, es ist ein Wun-
der, dass ich dich überhaupt ernähren kann
mit dem, was die zahlen!«**

**Sie seufzte. »Ich glaube, ich muss mir das
Ganze durch den Kopf gehen lassen.« Dann
stand sie auf und ging in die Küche. Sie öffnete
den Kühlschrank.**

**»Du gehst in dein Zimmer. Susie auch. Und
dort bleibt ihr.«**

Sie griff nach einem Bier und lachte auf.

**»Sonst kommt Donny vielleicht auf die Idee,
dass er dir noch mal eine scheuert.«**

Sie machte die Dose Budweiser auf.

Meg nahm ihre Schwester am Arm und führte

sie in ihr Zimmer.

»Du auch, David«, sagte Ruth. »Du gehst jetzt besser nach Hause. Tut mir Leid. Aber ich möchte ungestört nachdenken.«

»Schon okay.«

»Willst du ein Cola oder sonst was für unterwegs?«

Ich lächelte. Für unterwegs. Es waren bloß ein paar Schritte.

»Nein, ich komm klar.«

»Oder vielleicht ein Bier?«

Sie hatte wieder ihr schelmisches Funkeln in den Augen. Die Spannung löste sich. Ich lachte.

»Das wäre super.«

Sie warf mir eine Dose zu. Ich fing sie auf.

»Danke.«

»Nicht der Rede wert«, sagte sie.

Diesmal lachten alle, denn *nicht der Rede wert* war so eine Art Code für uns.

Ein Code, den sie immer benutzte, wenn sie uns Kindern etwas erlaubte, was uns unsere Eltern zu Hause nicht erlauben würden. *Nicht der Rede wert*.

»Klar.« Ich stopfte die Dose in mein Hemd und ging hinaus.

Zu Hause saß Linda bequem eingerollt vor dem Fernseher und schaute zu, wie sich Ed

Byrnes im Vorspann von 77 *Sunset Strip* das Haar kämmte. Sie wirkte ein bisschen bedrückt. Wahrscheinlich weil Steve nicht aufgetaucht war.

»Nacht«, sagte ich und ging hinauf in mein Zimmer.

Dort trank ich mein Bier und dachte an Meg. Ich überlegte, ob ich ihr irgendwie helfen sollte. Ich war in einem Zwiespalt. Ich fühlte mich zu ihr hingezogen und mochte sie, doch Donny und Ruth waren schon viel länger meine Freunde. Vielleicht brauchte sie gar keine Hilfe. Kinder bekamen nun mal Ohrfeigen. Kinder wurden immer herumgestoßen. Ich fragte mich, wo das alles hinführen würde.

Was machen wir jetzt? Ruths Worte hallten in mir nach.

Ich starrte auf Megs Bild an der Wand, und auch das brachte mich ins Grübeln.

Ruth entschied, dass Meg von jetzt an nicht mehr allein das Haus verlassen durfte. Nur noch in ihrer Begleitung oder in der von Donny oder Willie. Die meiste Zeit kam sie überhaupt nicht mehr heraus. So hatte ich nie die Gelegenheit, Meg zu fragen, was ich für sie tun konnte, *falls* sie überhaupt etwas von mir wollte. Ganz zu schweigen davon, dass ich nicht überlegen musste, ob ich es auch wirklich getan hätte.

Die Sache lag nicht mehr in meinen Händen. Dachte ich zumindest.

Und das war eine Erleichterung für mich.

Wenn ich das Gefühl hatte, etwas verloren zu haben – Megs Vertrauen oder auch nur ihre Gesellschaft –, so wurde mir das nie besonders stark bewusst. Ich wusste, dass die Ereignisse im Nachbarhaus eine ziemlich ungewöhnliche Entwicklung genommen hatten, und wahrscheinlich wollte ich einfach ein bisschen Abstand bekommen, um wieder klarer zu sehen.

So traf ich mich in den nächsten Tagen seltener mit den Chandlers, und auch das war eine Erleichterung. Ich trieb mich mit Tony und Kenny, Denise und Cheryl herum und sogar

mit Eddie ab und zu, wenn ich mich einigermaßen sicher dabei fühlte.

Doch auf der Straße kursierten die Neuigkeiten über die Vorfälle drüben. Früher oder später kam jedes Gespräch auf die Chandlers. Das Unglaubliche an der ganzen Geschichte war, dass Meg die Polizei geholt hatte. *Das* war die revolutionäre Tat, die uns so umgehauen hatte. Einfach eine Erwachsene anzeigen – noch dazu eine Erwachsene, die fast so was wie deine Mutter war – konnte man sich so was vorstellen? Es war praktisch undenkbar.

Andererseits steckten da auch ungeahnte Möglichkeiten drin. Vor allem Eddie war deutlich anzumerken, dass er über dieser Idee brütete. Tagträume über seinen Vater wahrscheinlich. Ein nachdenklicher Eddie war auch nicht unbedingt ein gewohnter Anblick für uns. Das machte das Ganze noch seltsamer.

Abgesehen von der Geschichte mit den Cops wussten wir eigentlich nur, dass die Kinder da drüben anscheinend viel und aus nichtigem Anlass bestraft wurden. Doch auch das war eigentlich nichts Neues, abgesehen davon, dass es bei den Chandlers passierte, wo wir uns alle immer sicher gefühlt hatten. Das und die Tatsache, dass Willie und Donny bei den Bestrafungen mitmachten. Aber auch das fanden wir

nicht so ungewöhnlich.

Schließlich hatten wir bei unserem Spiel Erfahrungen gesammelt.

Nein, das Besondere waren die Cops. Und es war Eddie, der nach einiger Zeit zu diesem Thema das letzte Wort sprach.

»Aber gebracht hat es ihr einen Scheißdreck.«
Der nachdenkliche Eddie.

Doch er hatte Recht. Und so sonderbar es klingt, im Lauf der nächsten Woche änderte sich aufgrund dieser Bemerkung unsere Haltung zu Meg. Die Bewunderung für die schiere Kühnheit, mit der sie alles aufs Spiel gesetzt hatte, und für die bloße Vorstellung, Ruths Autorität so umfassend und öffentlich in Frage zu stellen, wich allmählich einer leichten Verachtung. Wie hatte sie nur so blöd sein können zu meinen, dass sich ein Polizist auf die Seite eines Kindes und gegen einen Erwachsenen stellen würde? Wie hatte sie nicht merken können, dass das die Sache bloß noch schlimmer machte? Wie hatte sie nur so naiv, so leichtgläubig, so entsetzlich blauäugig sein können?

Die Polizei, dein Freund und Helfer. Von wegen. Keiner von uns hätte so was gemacht. Wir wussten es besser.

Irgendwie nahmen wir es ihr sogar krumm. Durch ihren gescheiterten Vorstoß bei Mr.

Jennings war uns allen auf schmerzliche Weise klargeworden, wie machtlos wir als Kinder waren. »Nur ein Kind zu sein« bekam für uns auf einmal eine viel tiefere Bedeutung und wurde fast zu einer Bedrohung, von der wir zwar vielleicht auch vorher schon gewusst hatten, über die wir uns aber bis dahin nie groß Gedanken machen mussten. Scheiße, die konnten uns in den Fluss schmeißen, wenn es ihnen einfiel. Wir waren doch *nur Kinder*. Wir waren Eigentum. Mit Leib und Seele gehörten wir unseren Eltern. Bei einer echten Gefahr, die für uns von der Erwachsenenwelt ausging, waren wir von Anfang an chancenlos, und das hieß Hoffnungslosigkeit, Demütigung und hilflose Wut.

Fast als hätte Meg durch ihr eigenes Versagen auch uns im Stich gelassen.

Also trugen wir diese Wut nach außen. Wir richteten sie gegen Meg.

Auch ich. In diesen wenigen Tagen legte ich im Kopf langsam einen Schalter um. Ich machte mir keine Sorgen mehr. Ich löste mich vollkommen von ihr.

Scheiß drauf, dachte ich. Mir doch egal, wo das alles hinführt.

24

Es führte in den Keller.

TEIL VIER

Als ich schließlich nach einiger Zeit wieder hinüberging und an die Tür klopfte, bekam ich keine Antwort. Ich stand auf der Veranda und hörte zwei Geräusche. Das eine war Susan, die in ihrem Zimmer so laut weinte, dass man es durch die Fliegentür hörte. Das andere kam von unten. Ein Gerangel. Möbel, die scharrend über den Boden geschoben wurden. Gedämpfte Stimmen. Ächzen, Stöhnen. Scharfer Geruch nach Angst und Gefahr lag in der Luft.

Die Kacke war am Dampfen, wie es so schön heißt.

Noch heute staune ich, wie heiß ich darauf war, nach unten zu laufen.

Ich nahm immer zwei Stufen auf einmal und bog um die Ecke. Ich wusste genau, wo sie waren.

In der Tür zum Bunker stand Ruth und schaute zu. Lächelnd trat sie zur Seite, um mich vorbeizulassen.

»Sie wollte weglaufen«, erklärte sie, »aber Willie hat sie aufgehalten.«

Und sie hielten sie tatsächlich auf, alle zusammen, Willie, Woofer und Donny. Wie einen

Boxsack hatten sie sie gegen die Betonwand gedrängt und droschen ihr nacheinander in den Magen. Sie hatte es schon längst aufgegeben, sich mit Worten zur Wehr zu setzen. Man hörte nur das zischende Atmen, als Donny sie traf und ihr die schützend verschränkten Arme in den Bauch rammte. Megs Mund war grimmig verkniffen. In ihren Augen lag harte Konzentration.

Einen Moment lang war sie wieder eine Heldin. Eine Heldin im Kampf gegen eine Übermacht.

Aber nur einen Moment. Denn plötzlich war mir wieder klar, dass sie nur einstecken konnte, dass sie machtlos war. Sie konnte nur verlieren.

Ich weiß noch, dass ich dachte: Zum Glück bin ich es nicht.

Wenn ich wollte, konnte ich sogar mitmachen.

Und bei diesem Gedanken hatte ich ein Bewusstsein von Macht.

Später habe ich mich oft gefragt, wann es passiert ist. *Wann wurde ich – ich weiß kein besseres Wort dafür – verführt?* Und immer wieder fällt mir dieser Augenblick ein, dieser Gedanke.

Dieses Machtgefühl.

Es fiel mir nicht ein, dass mir diese Macht nur von Ruth verliehen worden war und vielleicht auch nur vorübergehend. Damals war sie ganz real. Als ich sie so sah, erschien mir der Abstand zwischen Meg und mir auf einmal riesig, unüberbrückbar. Nicht dass ich keine Sympathie mehr für sie empfunden hätte. Doch zum ersten Mal nahm ich sie als etwas grundlegend von mir Getrenntes wahr. Sie war verletzlich. Ich nicht. Ich war in einer viel besseren Position als sie. Sie dagegen war so tief gesunken, wie es nur ging. War es vielleicht unvermeidlich, dass es so gekommen war? Ich erinnerte mich, dass sie mich gefragt hatte: Warum lassen sie mich? Damals hatte ich es nicht geglaubt und ihr keine Antwort geben können. War mir da etwas entgangen? Trug sie vielleicht einen Makel in sich, dem sie das hier zu verdanken hatte? Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass Megs Loslösung von uns gerechtfertigt sein könnte.

Ich wollte, dass sie gerechtfertigt war.

Das gestehe ich heute mit tiefer Scham.

Denn heute glaube ich zu wissen, dass sehr viel davon rein persönlich war und schlicht zu meinem Weltbild gehörte. Früher wollte ich mir immer einreden, dass der Krieg zwischen

meinen Eltern daran schuld war, die kalte, leere Ruhe, die ich im Zentrum ihres ständigen Hurrikans entwickelte. Aber das kann mich nicht mehr überzeugen. Und es hat mich wohl auch nie ganz überzeugt. Meine Eltern haben mich geliebt, mehr als ich es verdiente, auch wenn sie nichts mehr füreinander empfanden. Das wusste ich auch. Und für fast alle Menschen hätte das gereicht, um jede Lust auf solche Grausamkeiten im Keim zu ersticken.

Nein, die Wahrheit ist: Es lag an mir. Die ganze Zeit hatte ich darauf gewartet, dass so etwas passieren würde. Es war, als wäre ich an diesem strahlend schönen Tag von einer elementaren Kraft gepackt und durchdrungen worden, die mich befreite und sich in mich verwandelte, ein wilder schwarzer Wind aus den Abgründen meiner Seele.

Und ich frage mich: Wen hasste ich? Wen oder was fürchtete ich?

Dort unten im Keller bei Ruth lernte ich, dass Wut, Hass, Furcht und Einsamkeit alle demselben Knopfdruck gehorchen und nur auf den Finger warten, der ihre zerstörerische Wirkung in Gang setzt.

Und ich lernte, dass sie nach Sieg schmecken können.

Ich sah, wie Willie zurücktrat. Auf einmal kam er mir gar nicht mehr unbeholfen vor. Seine Schulter traf sie mitten im Magen und hob sie von den Füßen.

Wahrscheinlich war ihre einzige Hoffnung, dass einer von ihnen sie verfehlen und sich an der Wand den Schädel einschlagen würde. Aber das war unrealistisch. Allmählich wurde sie müde. Sie konnte nicht ausweichen, nicht fliehen. Sie musste so lange einstecken, bis sie hinfiel. Und das konnte nicht mehr lange dauern.

Woofers stürzte sich auf sie. Sie musste in die Knie gehen, um nicht am Unterleib getroffen zu werden.

»Heul endlich, verdammt!«, brüllte Willie. Wie die anderen atmete er schwer. Er wandte sich zu mir.

»Sie will nicht heulen.«

»Der ist alles egal«, meinte Woofers.

»Sie wird weinen«, sagte Willie. »Dafür Sorge ich.«

»Zu viel Hochmut«, bemerkte Ruth hinter mir. »Hochmut kommt vor dem Fall. Das dürft ihr nie vergessen. Wer hochmütig ist, fällt auf die Schnauze.«

Donny rammte Meg.

Football war seine Spezialität. Ihr Kopf krach-

te nach hinten gegen die Betonwand. Ihre Arme lösten sich. Ein glasiger Ausdruck lag in ihren Augen.

Sie rutschte einige Zentimeter an der Wand hinunter.

Aber sie hielt sich noch immer auf den Beinen.

Ruth seufzte.

»Das reicht erst mal, Jungs. Ihr werdet sie nicht zum Weinen bringen, diesmal nicht.«

Sie streckte den Arm aus und winkte.

»Kommt jetzt.«

Es war ihnen anzusehen, dass sie noch nicht fertig waren mit Meg. Doch Ruth klang gelangweilt und duldeten keinen Widerspruch.

Willie knurrte etwas von blöden Nutten, und einer nach dem anderen zogen sie ab.

Ich ging als Letzter. Es fiel mir schwer, mich loszureißen.

Dass so etwas möglich war.

Ich sah, wie sie an der Wand herabglitt und sich auf den kalten Betonboden hockte.

Ich bin nicht sicher, ob sie mich überhaupt wahrnahm.

»Gehen wir«, sagte Ruth.

Sie machte die Metalltür zu und schob den Riegel vor.

Meg blieb allein im Dunkeln zurück. Hinter

der Tür eines Fleischschranks. Wir gingen hinauf und schenkten uns Cola ein. Ruth holte Cheddarkäse und Cracker. Wir saßen um den Esstisch.

Susan weinte noch immer in ihrem Zimmer, etwas leiser jetzt. Willie stand auf und schaltete den Fernseher ein. Die Show *Truth of Consequences* kam auf den Bildschirm und über-tönte ihr Schluchzen.

Eine Weile schauten wir zu.

Ruth hatte eine Frauenzeitschrift vor sich auf dem Tisch liegen. Sie rauchte eine Tareyton, blätterte in dem Journal und trank ihr Cola.

Sie kam zu einem Foto – eine Lippenstiftwerbung – und hielt inne.

»Das kapier ich nicht«, sagte sie. »Das ist doch eine ganz gewöhnliche Frau. Kapiert ihr, was die alle an ihr finden?«

Sie hielt die Zeitschrift hoch.

Willie sah auf und biss achselzuckend in einen Cracker. Ich fand die Frau eigentlich hübsch. Ungefähr so alt wie Ruth, vielleicht ein bisschen jünger, aber hübsch.

Ruth schüttelte den Kopf.

»Die sieht man jetzt überall. Überall, ich schwör's euch. Suzy Parker heißt sie. Ein richtiges Starmannequin. Und ich kapier es einfach nicht. Vielleicht weil sie rote Haare hat.

Männer mögen Rothaarige. Aber was soll's, sogar Meg hat rote Haare. Und ihre Haare sind schöner, findet ihr nicht?«

Ich warf einen zweiten Blick auf das Bild. Ich musste ihr Recht geben.

»Nicht zu fassen.« Sie runzelte die Stirn. »Meg ist eindeutig hübscher als die. Viel hübscher.«

»Klar«, stimmte ihr Donny zu.

»Die Welt ist verrückt«, meinte Ruth. »Ich versteh nicht, wie so was sein kann.«

Sie schnitt sich ein Stück Käse ab und legte es auf einen Cracker.

»Frag deine Mom, ob du heute Nacht bei uns schlafen kannst«, sagte Donny. »Ich muss dringend mit dir über was reden.«

Wir standen auf der Brücke in der Maple Street und ließen Steine über das Wasser hüpfen. Der Bach floss klar und träge.

»Können wir denn nicht jetzt reden?«

»Schon.«

Aber er verriet mir nicht, was ihn beschäftigte.

Ich weiß nicht, warum ich mich dagegen sträubte, drüben zu übernachten. Vielleicht weil ich befürchtete, dann irgendwie tiefer in die Sache hineingezogen zu werden. Vielleicht war es auch nur, weil ich genau wusste, wie Mom darüber dachte: Bei den Chandlers wohnten jetzt zwei Mädchen, und sie fand es bestimmt nicht in Ordnung, wenn ich einfach dort schlief.

Wenn die wüsste, dachte ich.

»Und Willie möchte auch mit dir reden«, fügte Donny hinzu.

»Willie?«

»Ja.«

Ich lachte. Die Vorstellung, dass Willie etwas

im Kopf hatte, was man besprechen musste, war einfach witzig.

Eigentlich sogar interessant.

»Also, in diesem Fall bleibt mir ja gar nichts anderes übrig.«

Donny lachte ebenfalls und ließ einen langen Stein in drei Sätzen quer über das Gesprenkel der Sonnenstrahlen sausen.

Meine Mutter war nicht gerade begeistert.

»Nein, ich glaube nicht«, sagte sie.

»Mom, ich schlafe doch ständig drüben.«

»Nein, in letzter Zeit nicht mehr.«

»Du meinst, seit Meg und Susan da sind?«

»Genau.«

»Aber da ist doch nichts dabei. Das ist genau wie vorher. Die Jungs pennen in den Stockbetten, und Meg und Susan sind im Zimmer von Ruth.«

»Im Zimmer von Mrs. Chandler.«

»Im Zimmer von Mrs. Chandler, von mir aus.«

»Und wo schläft Mrs. Chandler?«

»Auf der Couch. Auf dem Ausziehsofa im Wohnzimmer. Also, was soll da schon dabei sein?«

»Das weißt du ganz genau.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Doch, du weißt es.«

»Nein, ich weiß es *nicht*.«

»Was ist denn?« Mein Vater kam aus dem Wohnzimmer in die Küche. »Worum geht's denn?«

»Er will wieder da drüben übernachten.« Mei-

ne Mutter war gerade dabei, grüne Bohnen zu brechen und in ein Sieb zu werfen.

»Was, da drüben?«

»Ja.«

»Dann lass ihn doch.« Er setzte sich an den Küchentisch und schlug seine Zeitung auf.

»Robert, da wohnen jetzt zwei junge Mädchen.«

»Na und?«

Sie seufzte. »Bitte spiel nicht den Begriffsstutzigen, Robert.«

»Ach was, begriffsstutzig. Lass ihn einfach. Gibt es Kaffee?«

»Ja.« Wieder seufzte sie und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

Schnell stand ich auf, um ihr zuvorzukommen und die Flamme unter der Kaffeekanne anzuzünden. Sie schaute mich an und wandte sich wieder ihren Bohnen zu.

»Danke, Dad.«

»Ich habe nicht gesagt, dass du rüberkannst«, stellte meine Mutter fest.

Ich lächelte. »Aber du hast auch nicht gesagt, dass ich nicht rüberkann.«

Kopfschüttelnd schaute sie Dad an. »Da hast du's, Robert.«

»Genau.« Mein Vater vertiefte sich in die Zeitung.

»Wir haben ihr von unserem Spiel erzählt«, sagte Donny.

»Wem?«

»Ruth. Meiner Mom. Wem denn sonst, du Blödmann?«

Donny war allein in der Küche, als ich reinkam, und schmierte sich gerade ein Erdnussbutter-Sandwich, das wahrscheinlich gleichzeitig das Abendessen war.

Auf dem Buffet waren Kleckse von Erdnussbutter und Traubengelee und Brotrümel. Nur so zum Spaß zählte ich das Besteck in der Schublade nach. Nach wie vor gab es von allem nur fünf.

»Ihr habt es ihr *erzählt*?«

Er nickte. »Ja. Das heißt, Woofer war es.«

Er biss in sein Sandwich und setzte sich an den Esszimmertisch. Ich nahm ihm gegenüber Platz. Es gab einen ein Zentimeter langen Brandfleck im Holz, den ich vorher noch nie gesehen hatte.

»O Gott, was hat sie dazu gesagt?«

»Nichts. War irgendwie komisch. Als ob sie es sowieso schon gewusst hätte, verstehst du?«

»Gewusst? Was gewusst?«

»Alles. Es war nichts Besonderes für sie irgendwie. Anscheinend hat sie sich eh schon gedacht, dass wir so was machen. Weil das alle Kinder machen.«

»Du machst Witze.«

»Nein, ich schwöre.«

»Quatsch.«

»Wenn ich's dir sage. Sie wollte bloß wissen, wer dabei war, und ich hab's ihr erzählt.«

»Du hast es ihr erzählt? Ich? Eddie? Wir alle!«

»Ich sag dir doch, es war ihr egal. Hey, was regst du dich eigentlich so auf, Davy? Es hat ihr überhaupt nichts ausgemacht.«

»Denise? Du hast ihr auch von Denise erzählt?«

»Ja, alles.«

»Du hast ihr gesagt, dass sie nackt war?«

Ich konnte es einfach nicht fassen. Dabei hatte ich immer gemeint, dass Willie der Hohlkopf war. Ich schaute ihm zu, wie er sein Sandwich aß. Lächelnd schüttelte er den Kopf.

»Glaub mir, du musst dir keine Sorgen machen.«

»Donny.«

»Wirklich.«

»Donny.«

»Ja, Davy.«

»Spinnst du?«

»Nein, Davy.«

»Ist dir eigentlich klar, was mit mir passieren wird, wenn ...«

»Nichts wird mit dir passieren, verdammt. Kannst du jetzt endlich mal mit deinem blöden Geflenne aufhören? Es ist meine Mom, hast du das vergessen?«

»Ach, das ist wirklich ein tolles Gefühl. Deine Mom weiß jetzt, dass wir nackte kleine Mädchen an Bäume fesseln. Super.«

Er seufzte. »David, wenn ich gewusst hätte, dass du dich anstellst wie ein Spastiker, hätte ich dir gar nichts gesagt.«

»Ach, ich bin jetzt ein Spastiker?«

»Ja.« Jetzt war er sauer. Er schob sich die letzte klebrige Ecke seines Sandwichs in den Mund. Dann stand er auf.

»Pass mal auf, du Trottel. Was meinst du, was eigentlich zur Zeit im Bunker los ist? Gerade in diesem Moment?«

Ich sah ihn nur an. Woher sollte ich das wissen? Und wen interessierte das?

Dann dämmerte mir etwas. Meg war da unten.

»Nein«, sagte ich.

»Doch.« Er ging zum Kühlschrank, um sich ein Cola zu holen.

»Quatsch.«

Er lachte. »Kannst du vielleicht mal mit deinem ewigen ›Quatsch‹ aufhören? Schau selber nach, wenn du mir nicht glaubst. Mann, ich bin nur raufgekommen, weil ich was essen wollte.«

Ich rannte hinunter. Hinter mir hörte ich ihn lachen.

Draußen wurde es schon dunkel, und die Kellerbeleuchtung war an, nackte Glühbirnen über der Waschmaschine, unter der Treppe und über der Schmutzwasserpumpe in der Ecke.

Willie stand hinter Ruth an der Tür zum Bunker.

Beide hatten Taschenlampen in der Hand.

Ruth machte ihre an und winkte in meine Richtung wie ein Cop an einer Straßensperre.

»Da ist Davy«, verkündete sie.

Willie schaute mich flüchtig an. *Na und, mir doch egal*

Mein Mund stand offen. Er fühlte sich trocken an. Ich leckte mir über die Lippen. Nachdem ich Ruth kurz zugnickt hatte, schaute ich um die Ecke durch die Tür.

Am Anfang war es schwer zu begreifen, wahrscheinlich weil es mir so aus dem Zusammenhang gerissen vorkam und weil es Meg war, doch auf jeden Fall, weil Ruth dabei war. Es

war wie in einem Traum oder in einem Spiel an Halloween, wenn alle Kostüme tragen und niemand ganz als er selbst erkennbar ist, auch wenn man genau weiß, wer hinter der Maske steckt. Dann kam Donny die Treppe herunter und klatschte mir mit der Hand auf die Schulter. Er bot mir sein Cola an.

»Siehst du? Ich hab's dir ja gesagt.«

Ich sah es.

Sie hatten Nägel in die Balken geschlagen, die Willie senior über die Decke gezogen hatte – zwei Nägel ungefähr einen Meter auseinander.

Sie hatten zwei Stücke Wäscheleine abgeschnitten, Meg damit an den Handgelenken gefesselt, aber die Leinen nicht an den Nägeln festgebunden, sondern jeweils darum geschlungen und sie dann nach unten zu den Beinen des schweren Arbeitstischs geführt, um sie dort festzumachen. Auf diese Weise brauchten sie, wenn sie etwas verstellen wollten, die Leinen nur lösen, straffer um die Schlinge ziehen und wieder festbinden.

Meg stand auf einem kleinen Stapel Bücher – drei dicke Bände der World Book Encyclopedia.

Sie war geknebelt und hatte eine Binde um die Augen.

Ihre Füße waren nackt. Ihre Shorts und ihre

kurzärmelige Bluse waren schmutzig. Sie stand so gestreckt, dass man dazwischen ihren Nabel sah.

Er ging nach innen.

Woofers lief vor ihr auf und ab und ließ den Strahl seiner Taschenlampe über ihren Körper gleiten.

Unter der Augenbinde auf der linken Wange war ein blauer Fleck. Susan saß auf einem Karton Gemüsedosen und schaute zu. Ein blaues Band lugte durch ihr Haar.

»Wir sind alle da«, stellte Ruth fest.

Ein trüber, gelblicher Schein fiel durch die Tür, doch das meiste Licht kam von Woofers Strahl, der ziellos seinen fahrigen Bewegungen folgte und den Dingen etwas seltsam Fließendes und Gespenstisches verlieh. Der Maschen-draht über dem einzigen Fenster weit oben schien sich vor und zurück zu dehnen. Die zwei zehn mal zehn starken Holzpfeiler, die die Decke stützten, glitten in merkwürdigem Winkel durch den Raum. Die Axt, die Hacke, das Brecheisen und die Schaufel in der Ecke gegenüber von Megs Bett wuchsen und schrumpften und veränderten flackernd ihre Form.

Der herabgestürzte Feuerlöscher kroch über den Boden.

Doch es war Megs Schatten, der den Raum be-

herrschte – der Kopf nach hinten, die Arme weit auseinander, schwankend. Es war ein Bild wie aus einem Horrorcomic, aus *Die schwarze Katze* mit Bela Lugosi und Boris Karloff, aus *Famous Monsters of Filmland*, aus jedem billigen Schundroman über die Inquisition, der je geschrieben worden war. Und die meisten davon hatten wir wahrscheinlich gesammelt.

Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich Kerzenlicht, seltsame Werkzeuge und Gestalten und glühende Kohlenbecken dazu vorzustellen.

Ich zitterte. Aber nicht wegen der Kälte, sondern wegen der Möglichkeiten.

»Das Spiel ist, dass sie es sagen muss«, erklärte Woofer.

»Okay. Und was muss sie sagen?«, fragte Ruth.

»Irgendwas. Was Geheimes.«

Ruth nickte lächelnd. »Klingt einleuchtend. Bloß, wie soll sie mit einem Knebel reden?«

»Sie soll ja nicht sofort reden, Mom«, sagte Willie. »Und man weiß immer, wenn sie so weit sind.«

»Bist du sicher? Willst du reden, Meggy?«

»Bist du so weit?«

»Sie ist noch *nicht* so weit«, fand Woofer. Aber er hätte sich seine Worte sparen können.

Meg gab keinen Laut von sich.

»Und was jetzt?«, fragte Ruth.

Willie stieß sich vom Türrahmen ab, an den er sich gelehnt hatte und schlenderte in den Raum.

»Jetzt nehmen wir ein Buch weg.«

Er bückte sich, zog das mittlere heraus und trat zurück.

Die Schnüre waren jetzt straffer.

Willie und Woofer hatten nun beide ihre Taschenlampen an. Die von Ruth hing noch immer dunkel in ihrer Hand.

Ich sah rote Stellen um Megs Handgelenke vom Zug der Leinen. Ihr Rücken war leicht durchgedrückt. Ihre Bluse wanderte ein wenig nach oben. Sie konnte nur noch so eben mit flachen Füßen auf den zwei restlichen Büchern stehen, und ihre Waden und Oberschenkel waren bereits angespannt. Sie ging kurz auf die Zehenspitzen, um ihre Handgelenke zu entlasten, dann sank sie wieder nach unten.

Willie schaltete seine Taschenlampe wieder ab. So war es grusliger.

Meg hing einfach nur leicht schwankend da.

»Gestehe.« Woofer lachte. »Nein, noch nicht.«

»Nimm noch ein Buch weg«, sagte Donny.

Ich warf einen Blick auf Susan, um ihre Reaktion zu sehen. Sie saß da, die Hände im Schoß

gefaltet, und starrte mit ernstem Gesicht auf Meg, aber es war unmöglich, ihre Gedanken oder Gefühle zu erraten.

Willie bückte sich und zog das Buch heraus.

Sie stand jetzt auf ihren Fußballen.

Noch immer machte sie keinen Mucks.

Ihre Beinmuskeln zeichneten sich scharf gegen die Haut ab.

»Schauen wir mal, wie lang sie das aushält«, meinte Donny. »Nach einer Weile tut das bestimmt weh.«

»Nö.« Woofer war dagegen. »Das ist noch zu leicht. Das letzte muss auch weg. Dann muss sie auf die Zehenspitzen.«

»Warten wir noch ein bisschen. Schauen wir, was passiert.«

Doch es passierte nichts. Meg schien entschlossen, eisern zu bleiben. Und sie war stark.

»Wollt ihr ihr nicht die Chance geben, dass sie gesteht? Ist das nicht der Sinn der Sache?«, fragte Ruth.

»Nö«, antwortete Woofer. »Noch zu früh. Ach, so bringt das nichts. Nimm das letzte Buch weg, Will.«

Willie folgte seiner Aufforderung.

Und dann gab Meg hinter ihrem Knebel einen Laut von sich, nur kurz, ein winziges Ächzen, da ihr nun auf einmal schon allein das Atmen

schwer fiel. Ihre Bluse schob sich bis knapp unter den Busen hoch, und ich sah, wie sich ihr Bauch in unregelmäßigen, mühsamen Stößen gegen den Brustkasten hob und senkte. Einen Moment fiel ihr Kopf zurück und kam dann wieder nach oben.

Sie hatte fast keinen Halt mehr und begann zu schwanken.

Ihr Gesicht lief rot an. Ihre Muskeln waren bis zum Zerreißen angespannt.

Stumm beobachteten wir sie.

Sie war wunderschön.

Das leise Stöhnen, das ihr Atmen begleitete, kam jetzt häufiger, als die Belastung größer wurde. Sie konnte nicht anders. Ihre Beine fingen an zu zittern. Erst die Waden, dann die Schenkel.

Ein dünner Schweißfilm bildete sich auf ihren Rippen, glitzerte auf ihren Schenkeln.

»Ziehen wir sie aus«, schlug Donny vor.

Einen Augenblick hingen die Worte in der Stille, so wie Meg an ihren Schnüren hing, dann gaben sie der Situation eine neue Richtung.

Plötzlich fühlte ich mich schwindlig.

»Ja«, rief Woofer.

Meg hatte alles gehört. Sie schüttelte den Kopf. Abscheu, Wut und Angst lagen in dieser

Geste. Laute drangen durch den Knebel. *Nein. Nein. Nein.*

»Halt's Maul«, sagte Willie.

Sie versuchte zu springen, zog an den Schnüren, wand sich, um sie von den Nägeln zu reißen. Aber sie scheuerte sich damit nur die Handgelenke auf und fügte sich selbst Schmerzen zu.

Sie achtete nicht darauf. Das wollte sie nicht zulassen.

Immer wieder versuchte sie es.

Nein. Nein.

Willie ging zu ihr und schlug ihr das Buch auf den Kopf.

Benommen sackte sie zusammen.

Ich blickte zu Susan. Sie hatte noch immer die Hände im Schoß gefaltet, doch die Knöchel waren jetzt weiß. Sie starrte direkt auf ihre Schwester, ohne uns zu beachten. Immer wieder biss sie sich fest auf die Unterlippe.

Ich konnte sie nicht mehr ansehen.

Ich räusperte mich, um meine Stimme zu finden.

»Hey, äh ... Jungs ... hört mal, ich glaube nicht ...«

Woofers wirbelte herum.

»Wir haben die Erlaubnis!«, kreischte er. »Ich sage, wir nehmen ihr die Kleider weg! Wir zie-

hen sie aus!«

Wir sahen Ruth an.

Sie lehnte in der Tür, die Arme dicht am Bauch verschränkt.

Etwas Verkniffenes stand in ihrem Gesicht, als wäre sie wütend oder würde angestrengt nachdenken. Sie presste die Lippen zu einem dünnen Strich zusammen, wie es für sie typisch war.

Sie ließ Meg keine Sekunde aus den Augen.

Dann zuckte sie schließlich die Achseln.

»Das ist doch das Spiel, oder?«

Im Vergleich zum Rest des Hauses und selbst zum Keller war es kühl dort unten, aber auf einmal fühlte es sich überhaupt nicht mehr so an. Stattdessen war plötzlich etwas Stickiges im Raum, ein wuchernder Dunst, eine langsame elektrische Hitze, die von uns allen aufstieg, die die Luft erfüllte und auflud, die uns umgab und isolierte, doch zugleich auch alle zusammenschweißte. Man sah es an der Art, wie Willie nach vorn gebeugt dastand, die Hand um das Buch geklammert. Wie Woofer sich näher heranschob und den jetzt viel weniger fahrigen Strahl seiner Taschenlampe fast zärtlich über Megs Gesicht, ihre Beine und den Bauch gleiten ließ. Ich spürte, dass es von Donny und Ruth neben mir ausging, dass es in

mich einsickerte und mich durchströmte wie ein süßes Gift, ein gemeinsames Geheimnis.

Wir würden es tun. Nichts konnte uns davon abhalten.

Ruth zündete sich eine Zigarette an und warf das Streichholz auf den Boden.

»Also los.«

Ihr Rauch zog kräuselnd in den Bunker.

»Wer darf es machen?«, fragte Woofer.

»Ich«, antwortete Donny.

Er trat an mir vorbei. Woofer und Willie leuchteten Meg mit ihren Taschenlampen an. Donny grub in seiner Hose und holte sein Taschenmesser heraus. Er wandte sich an Ruth.

»Mit den Kleidern, macht das was, Ma?«

Sie sah ihn an.

»Bei den Shorts und so geht es, aber ...«

Er hatte Recht. Um ihr die Bluse abzustreifen, musste er sie auseinander reißen oder schneiden.

»Nein, das macht nichts.«

Woofer lachte.

Donny trat auf Meg zu und klappte die Klinge heraus.

»Halt still. Ich tu dir nicht weh. Aber wenn du nicht still hältst, muss ich dir wieder eine reinhauen. Verstehst du? Das ist blöd.«

Vorsichtig knöpfte er die Bluse auf und zog sie

vom Körper weg, als hätte er Angst, sie zu berühren. Er hatte ein knallrotes Gesicht. Seine Finger waren ungeschickt und zitterten.

Sie fing an sich zu wehren, doch dann überlegte sie es sich wohl anders.

Formlos hing die aufgeknöpfte Bluse an ihr herunter. Ich sah, dass sie darunter einen weißen Baumwoll-BH trug. Aus irgendeinem Grund überraschte mich das. Ruth hatte nie einen BH an. Wahrscheinlich hatte ich gedacht, dass Meg es genauso machte.

Donny setzte das Taschenmesser an und schnitt durch den linken Ärmel bis zum Ausschnitt. Er musste durch die Naht sägen. Aber er schliff seine Klinge regelmäßig. Die Bluse rutschte ihr auf den Rücken.

Meg begann zu weinen.

Er ging auf die andere Seite und durchtrennte auch den rechten Ärmel. Dann riss er mit einem scharfen Geräusch die Naht auseinander. Er trat zurück.

»Jetzt die Shorts«, sagte Willie.

Man hörte, wie sie leise weinte und versuchte, durch den Knebel zu sprechen. *Nein, bitte.*

»Wehe, wenn du trittst.«

Donny machte den seitlichen Reißverschluss an den Shorts auf. Er zog sie ihr über die Hüften und strich dabei den dünnen weißen

Schlüpfer zurecht, dann streifte er die Shorts an den Beinen herab und auf den Boden. Die Beinmuskeln zuckten und zitterten.

Wieder trat er nach hinten, um sie anzuschauen.

Wir schauten sie alle an.

Sicher hatten wir Meg schon mit genauso wenig am Leib gesehen. Sie hatte einen zweiteiligen Badeanzug. Wie alle Mädchen in diesem Jahr. Sogar die kleinen. Und darin hatten wir sie schon erlebt.

Doch das hier war anders. Ein BH und ein Schlüpfer waren privat, und nur andere Mädchen durften sie sehen. Aber die einzigen anderen Mädchen im Raum waren Ruth und Susan. Und Ruth hatte es erlaubt. Und uns sogar dazu aufgefordert. Diese Vorstellung war so gewaltig, dass man sie nicht zu fassen kriegte.

Außerdem hatten wir Meg direkt vor uns. Vor unseren Augen. Diese Wahrnehmung verdrängte jeden Gedanken, jede Rücksicht.

»Möchtest du jetzt lieber gestehen, Meggy?« Ruths Stimme war leise.

Meg nickte mit dem Kopf. Sie nickte wie wild. Ja.

»Nein, noch nicht«, sagte Willie. »Kommt nicht in Frage.« Schmieriger Schweiß rollte ihm von der Tolle über die Stirn. Er wischte

ihn ab.

Wir schwitzten jetzt alle. Meg am meisten. Kleine Tropfen glitzerten in den Achselhöhlen, im Nabel, auf dem Bauch.

»Mach noch den Rest«, forderte Willie, »dann lassen wir sie vielleicht gestehen.«

Woofers kicherte. »Aber erst muss sie noch die Hootchie-Koo machen.«

Wieder trat Donny zu ihr. Erst durchschnitt er den rechten, dann den linken BH-Träger. Megs Brüste glitten aus den Körbchen und ein wenig nach oben.

Er hätte ihn von hinten aufhaken können, doch stattdessen stellte er sich vor sie hin. Er legte die Klinge unter das dünne weiße Band zwischen den Körbchen und begann zu sägen.

Meg schluchzte jetzt.

Es tat ihr bestimmt weh, so zu weinen, denn jedes Mal, wenn sich ihr Körper bewegte, zogen die Schnüre an ihr.

Das Messer war zwar scharf, aber es dauerte eine Weile. Dann kam ein winziges Plopp, und der BH fiel nach unten. Ihre Brüste waren nackt.

Sie waren weißer als die andere Haut, blass und makellos. Sie bebten von ihrem Schluchzen. Die Brustwarzen waren rosig braun und – für mich – erstaunlich lang, fast flach an den

Spitzen. Zarte Hochebenen aus Haut. Ein Gebilde, das ich noch nie gesehen hatte und sofort anfassen wollte.

Ich machte einen Schritt in den Raum. Ruth stand jetzt hinter mir.

Ich hörte meinen Atem.

Donny kniete vor ihr und griff nach oben. Einen Moment sah es fast aus wie Bewunderung, wie Anbetung.

Dann schob er die Finger in ihren Schlüpfers und zog ihn nach unten über ihre Hüften, ihre Beine. Er ließ sich Zeit.

Dann kam der nächste Schock.

Megs Haar.

Ein kleines rotblondes Büschel, in dem Schweißtropfen blinkten.

Ich sah winzige Sommersprossen weit oben an ihren Schenkeln.

Ich sah die kleine halb verborgene Hautfalte zwischen ihren Beinen.

Ich ließ den Blick über sie gleiten. Ihre Brüste. Wie sie sich wohl anfühlten?

Ihr Fleisch war einfach unvorstellbar für mich. Das Haar zwischen ihren Beinen. Es war sicher weich. Weicher als meines. Ich wollte sie berühren. Bestimmt war ihr Körper heiß. Ich zitterte am ganzen Leib.

Ihr Bauch, ihre Schenkel, ihr straffer, blasser

Hintern.

In mir verdickte sich der Geschlechtstrieb zu einem brodelnden Gebräu.

Der ganze Raum stank nach Sex.

Zwischen meinen Beinen spürte ich ein hartes Gewicht. Wie gebannt ging ich weiter. Vorbei an Susan. Ich sah Woofers Gesicht, das bleich und blutlos starrte. Ich sah Willies Augen, die an dem daunigen Busch hingen.

Meg hatte aufgehört zu weinen.

Ich warf einen kurzen Blick nach hinten zu Ruth. Auch sie hatte einen Schritt nach vorn gemacht und stand jetzt in der Tür. Sie legte sich die linke Hand auf die rechte Brust und schloss leicht die Finger. Dann sank ihre Hand wieder nach unten.

Donny kniete neben Meg und blickte zu ihr auf.

»Gestehe.«

Ihr Körper begann zu zucken.

Ich roch ihren Schweiß.

Sie nickte. Sie musste einfach nicken.

Sie hatte sich ergeben.

»Zieh die Schnüre runter«, sagte er zu Willie.

Willie band die Leinen los, gab ihnen so viel Spiel, bis ihre Füße flach auf dem Zementboden standen, und knotete sie wieder zu.

Ihr Kopf sank vor Erleichterung nach vorn.

Donny stand auf und nahm ihr den Stoff vom Mund. Es war Ruths gelbes Kopftuch. Dann öffnete sie den Mund, und er zog den Lappen heraus, den sie ihr als Knebel hineingestopft hatten. Den Lappen warf er auf den Boden, und das Tuch steckte er in die Hintertasche seiner Jeans. Ein Zipfel ragte ein wenig heraus. Er sah fast aus wie ein Farmer.

»Kannst du ...? Die Arme ...«, sagte sie. »Die Schultern ... tun mir weh.«

»Nein«, antwortete Donny. »Das ist alles. Mehr kriegst du nicht.«

»Gestehe«, rief Woofer.

Willie hatte eine Idee. »Erzähl uns, wie du mit dir spielst. Bestimmt steckst du dir den Finger rein, oder?«

»Nein. Erzähl uns was über Syphilis.« Woofer lachte.

»Genau, und über den Tripper.« Willie grinste.

»Weine«, sagte Woofer.

»Ich hab schon geweint.« Man sah, dass sie wieder etwas von ihrer Unbeugsamkeit zurückgewonnen hatte, seit sie weniger Schmerzen hatte.

Woofer zuckte nur die Schultern. »Dann weinst du eben noch mal.«

Meg schwieg.

Ich bemerkte, dass ihre Brustwarzen weicher geworden waren und jetzt einen seidig glatten, fast leuchtenden Rosaton hatten.

Mein Gott, sie war so schön!

Es war, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Ist David hier?«

Willie und Donny schauten mich an. Ich konnte nicht antworten.

Willie tat es für mich. »Er ist da.«

»David ...« Sie sprach den Satz nicht zu Ende. Aber das musste sie auch nicht. Ich wusste genau, was sie meinte.

Sie wollte nicht, dass ich dabei war.

Und ich wusste auch, warum. Und dieses Wissen beschämte mich genauso, wie sie mich schon früher beschämt hatte. Aber ich konnte nicht gehen. Die anderen waren da. Außerdem wollte ich nicht. Ich wollte es sehen. Ich musste es einfach sehen. Die Scham schaute dem Verlangen offen ins Gesicht, und dann wandte sie den Blick ab.

»Und Susan?«

»Ja, sie ist auch da«, erwiderte Donny.

»O Gott.«

»Scheiß drauf«, drängte Woofer. »Wen interessiert Susan? Wo bleibt das Geständnis?«

Meg klang auf einmal müde und erwachsen. »Geständnisse sind blöd. Es gibt kein Geständ-

nis.«

Das brachte uns ins Stocken.

»Wir können dich auch wieder raufziehen«, drohte Willie.

»Das weiß ich.«

»Wir können dich auspeitschen«, fügte Woofer hinzu.

Meg schüttelte den Kopf. »Bitte, lasst mich einfach in Ruhe. Lasst mich. Es gibt kein Geständnis.«

Das Dumme war, dass das auch niemand wirklich erwartet hatte.

Einen Moment standen wir nur herum und warteten, dass jemand etwas sagte, etwas, das sie dazu bringen würde, weiter das Spiel zu spielen, so wie man es spielen musste. Oder sie zwingen würde. Oder dass Willie sie wieder nach oben zerrte, wie er es angekündigt hatte. Irgendwas, um die Sache am Laufen zu halten.

Doch in diesen wenigen Augenblicken war irgendetwas verschwunden. Um es wiederzubekommen, hätten wir ganz von vorn beginnen müssen. Ich glaube, das wussten wir alle. Das süße, berauschende Gefühl von Gefahr war wie weggeblasen. Es war verschwunden, sobald sie angefangen hatte zu reden.

Das war der Schlüssel.

Wenn sie redete, war sie wieder Meg. Nicht ir-

gendein schönes, nacktes Opfer, sondern Meg. Ein Mensch mit Verstand, mit einer Stimme, der seine Gedanken aussprechen konnte, und vielleicht auch mit eigenen Rechten.

Ihr den Knebel abzunehmen war ein Fehler.

Wir waren wütend und frustriert. Ratlos standen wir herum.

Schließlich brach Ruth das Schweigen.

»Das können wir doch machen.«

»Was?«, fragte Willie.

»Was sie gesagt hat. Sie in Ruhe lassen. Soll sie ein bisschen über die Sache nachdenken. Das finde ich gut.«

Wir überlegten uns ihren Vorschlag.

Woofers meldete sich als Erster. »Ja. Lassen wir sie in Ruhe. Soll sie allein im Dunkeln hängen.«

Das war eine Möglichkeit, um wieder von vorn zu beginnen.

Willie zuckte die Achseln.

Donny schaute Meg an. Man merkte ihm an, dass er noch nicht gehen wollte. Er verschlang sie praktisch mit den Augen.

Er hob die Hand. Langsam, fast zögernd näherte er sie ihren Brüsten.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, ein Teil von ihm zu sein. Als wären es meine Finger, die sie beinahe berührten. Ich spürte schon fast die

glitschige, feuchte Hitze ihrer Haut.

»Mm-mm«, sagte Ruth. »Nein.«

Donny sah sie an. Dann erstarrte seine Hand. Nur wenige Zentimeter von ihrer Brust entfernt.

Ich holte tief Luft.

»Ihr fasst mir dieses Mädchen nicht an«, erklärte Ruth. »Keiner von euch fasst sie an.«

Er ließ die Hand sinken.

»Eine wie die ist nicht mal sauber. Lasst die Hände von ihr, verstanden?«

Wir hatten verstanden.

»Ja, Ma«, antwortete Donny.

Sie wandte sich zum Gehen. Sie trat ihre Kippe auf dem Boden aus und winkte uns zu. »Kommt jetzt. Aber zuerst steckt ihr ihr besser den Knebel wieder rein.«

Ich beobachtete Donny, der den Lappen auf dem Boden anschaute.

»Er ist dreckig.«

»So dreckig auch wieder nicht. Ich will nicht, dass sie die ganze Nacht rumkreischt. Steck in ihr rein.«

Dann wandte sie sich an Meg.

»Und du kannst über eins nachdenken, Schätzchen. Nein, über zwei Sachen, genau genommen. Erstens könnte statt dir hier deine kleine Schwester hängen. Und zweitens *weiß*

ich ein paar Dinge, die du ausgefressen hast. Und die möchte ich gern von dir hören. Das heißt, diese Sache mit den Geständnissen ist vielleicht doch nicht bloß ein Spiel für kleine Kinder. Und entweder kriege ich was von dir zu hören oder von ihr. Denk darüber nach.«
Damit drehte sie sich um und ging.

Wir hörten, wie sie die Treppe hinaufstieg.

Donny knabbelte sie wieder.

Dabei hätte er sie anfassen können, aber er machte es nicht.

Als wäre Ruth noch im Raum und würde uns beobachten. Eine Gegenwart, die sehr viel stärker war als der Zigarettenrauch in der Luft, aber genauso körperlos. Als wäre Ruth ein Geist, der uns verfolgte, ihre Söhne und mich. Der uns in alle Ewigkeit verfolgen würde, wenn wir sie drängten oder ihr nicht gehorchten.

Und in diesem Moment wurde mir bewusst, dass die Erlaubnis, die sie erteilt hatte, scharf wie eine Rasierklinge war.

Nur Ruth allein bestimmte, wo es langging.

Das Spiel existierte nicht.

Und so gesehen hing dort an der Wand nicht nur Meg. Wir alle hingen da, nackt und hilflos.

Im Bett dann ließ uns Megs Anblick nicht mehr los. Wir konnten nicht schlafen.

Immer wieder lagen wir in völligem Schweigen in der warmen Dunkelheit, und dann sagte wieder jemand etwas. Wie sie ausgesehen hatte, als Willie das letzte Buch weggenommen hatte, wie es sich anfühlen musste, wenn man so lange mit zusammengebundenen Händen über dem Kopf dastehen musste, ob es wehtat, wie es war, endlich den nackten Körper eines Mädchens zu sehen. So redeten wir, und kurz darauf verstummten wir wieder, jeder eingehüllt in das Gespinnst seiner eigenen Gedanken und Träume.

Doch diese Träume drehten sich nur um eins. Um Meg. Um Meg, wie wir sie zurückgelassen hatten.

Irgendwann hielten wir es nicht mehr aus. Wir mussten sie noch einmal sehen.

Kaum hatte Donny den Vorschlag gemacht, als wir auch schon die Gefahr dabei erkannten. Ruth hatte uns befohlen, sie in Ruhe zu lassen. Das Haus war klein und hellhörig, und Ruth schlief nur durch eine dünne Tür von uns getrennt in Susans Zimmer – *lag Susan eben-*

falls wach, so wie wir, und dachte an ihre Schwester? – das direkt über dem Bunker lag. Wenn Ruth aufwachte und uns erwischte, pasierte vielleicht das Udenkbare: Wir durften alle nicht mehr dabei sein, wenn es weiterging.

Denn dass es weitergehen würde, wussten wir bereits.

Doch die Bilder in unserer Erinnerung waren einfach zu stark. Fast als bräuchten wir eine Bestätigung, um wirklich von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein. Megs Nacktheit und Nähe waren wie ein Sirenengesang. Sie zwangen uns in ihren Bann.

Wir mussten es riskieren.

Es war eine mondlose, schwarze Nacht.

Donny und ich kletterten von den oberen Betten. Willie und Woofer glitten unten heraus.

Ruths Tür war geschlossen.

Auf Zehenspitzen schlichen wir vorbei. Sogar Woofer verkniff sich sein zwanghaftes Kichern.

Willie nahm eine Taschenlampe vom Küchentisch, und Donny zog vorsichtig die Kellertür auf.

Die Treppe knarzte. Dagegen war kein Kraut gewachsen. Wir konnten nur beten und auf unser Glück hoffen.

Auch die Bunkertür quietschte, aber nicht so schlimm. Wir öffneten sie und gingen hinein. Barfuß wie Meg standen wir auf dem Betonboden. Und da war sie, genau wie wir sie in Erinnerung hatten, als wäre gar keine Zeit vergangen, genau wie wir sie uns ausgemalt hatten.

Nicht ganz genau.

Ihre Hände waren weiß und hatten rote und blaue Flecken. Und selbst in dem fahlen, ungleichmäßigen Licht der Taschenlampe war zu erkennen, wie blass ihr Körper war. Sie hatte überall Gänsehaut, die Brustwarzen hatten sich braun zusammengezogen.

Sie hörte uns hereinkommen und gab ein leises Winseln von sich.

»Ruhig«, flüsterte Donny.

Sie gehorchte.

Wir schauten sie an. Es war, als stünden wir vor einer Art Heiligenschrein – oder vor einem exotischen Tier in einem Zoo.

Beides gleichzeitig.

Heute frage ich mich, ob es vielleicht anders gekommen wäre, wenn sie nicht so schön, wenn ihr Körper nicht so jung, gesund und stark gewesen wäre, sondern hässlich, dick und schwabbelig. Möglicherweise nicht. Möglicherweise wäre alles genauso passiert. Die un-

vermeidliche Bestrafung des Außenseiters.

Trotzdem kommt es mir wahrscheinlicher vor, dass Ruth und wir anderen ihr das ange-tan haben, gerade weil sie im Gegensatz zu uns so schön und stark war. Um eine Art Urteil über diese Schönheit zu fällen und über das, was sie für uns bedeutete.

»Ich wette, sie hätte gern Wasser«, sagte Woofer.

Sie nickte mit dem Kopf. *Ja*. O ja, bitte.

»Wenn wir ihr Wasser geben, müssen wir ihr den Knebel rausnehmen«, wandte Willie ein.

»Na und? Sie macht bestimmt keinen Krach.«

Er trat vor.

»Du machst keinen Krach, oder, Meg? Wir dürfen Mom nicht aufwecken.«

***Nein*. Sie schüttelte den Kopf von einer Seite zur anderen. Es war klar, dass sie das Wasser unbedingt wollte.**

»Nimmst du ihr das ab?« Willie schaute Donny an.

Donny zuckte die Achseln. »Wenn sie Krach macht, kriegt sie auch Schwierigkeiten. Sie ist doch nicht blöd. Also, gib ihr was. Warum nicht?«

»Ich hole es.« Woofer ging raus.

Neben der Waschmaschine war ein Ausguss.

Woofers drehte den Hahn auf, und wir hörten das Wasser laufen. Für seine Verhältnisse war er ungewöhnlich leise.

Und auch ungewöhnlich nett.

Willie band ihr wieder das Tuch ab, so wie vorhin und zog ihr den dreckigen Lappen aus dem Mund. Sie stöhnte und schob den Unterkiefer hin und her.

Woofers kam mit einem alten Obstglas voll Wasser zurück.

»Hab ich bei den Farbdosen gefunden. Riecht gar nicht so schlecht.«

Donny nahm das Glas und hielt es Meg an die Lippen. Sie trank gierig und machte mit jedem Schluck kleine, gurgelnde Geräusche. Im Nu hatte sie das Glas leergetrunken.

»O Gott, o Gott. Danke.«

Es war ein seltsames Gefühl. Fast als wäre damit alles verziehen. Als wäre sie jetzt in unserer Schuld.

Das war schon erstaunlich. Dass ein Glas Wasser so was bewirken konnte.

Wieder fiel mir ein, wie hilflos sie war.

Und ich fragte mich, ob die anderen auch fühlten, was ich fühlte: einen überwältigenden, fast schwindelerregenden Drang, sie zu berühren. Ich wollte meine Hände auf sie legen. Wollte spüren, wie sie sich anfühlte. Ihre Brü-

ste, ihr Hintern, ihre Schenkel. Der rotblonde Busch zwischen ihren Beinen.

Genau, was uns verboten war.

Ich war ganz benommen. So stark war dieses Drängen und Zerren.

»Willst du noch was?«, fragte Woofer.

»Ja, bitte.«

Er lief hinaus zum Ausguss und kam mit einem vollen Glas wieder herein. Er gab es Donny, und sie trank es wieder leer.

»Danke. Ich danke euch.«

Sie leckte sich die Lippen. Sie waren trocken und rissig, an manchen Stellen aufgesprungen.

»Könntet ihr ... könntet ihr vielleicht? Die Schnüre ... sie tun mir sehr weh.«

Das sah man auch. Obwohl ihre Füße flach auf dem Boden standen, war ihr Körper immer noch stark gestreckt.

Willie sah Donny an.

Dann schauten beide mich an.

Einen Moment war ich verwirrt. Warum interessierten sie sich dafür, was ich meinte? Anscheinend erwarteten sie etwas von mir und waren sich nicht sicher, ob sie es von mir kriegen würden.

Auf jeden Fall nickte ich.

»Ja, wir können sie lockerer machen«, sagte Donny. »Ein bisschen. Aber nur unter einer

Bedingung.«

»Alles, was ihr wollt. Welche Bedingung?«

»Du musst versprechen, dass du dich nicht wehrst.«

»Wieso wehren?«

»Du musst versprechen, dass du keinen Krach machst, dass du dich nicht wehrst und dass du es später niemand erzählst. Du darfst es nie irgendjemand sagen.«

»Was sagen.«

»Dass wir dich angefasst haben.«

Es war heraus.

Davon hatten wir alle im Schlafzimmer oben geträumt. Eigentlich hätte ich nicht überrascht sein dürfen. Aber ich war es. Ich konnte kaum noch atmen. Ich hatte das Gefühl, dass alle im Bunker meinen Herzschlag hören konnten.

»Angefasst?«

Donny lief rot an. »Du weißt schon.«

»O Gott.« Sie schüttelte den Kopf.

Sie seufzte. Dann überlegte sie kurz.

»Nein.«

»Wir tun dir bestimmt nicht weh«, sagte Donny. »Wir wollen dich nur anfassen.«

»Nein.«

Anscheinend war sie zu dem Schluss gekommen, dass sie sich nie auf so was einlassen konnte, egal, was passierte. Es war ihr letztes

Wort.

»Ehrlich. Wir tun dir nicht weh.«

»Nein. Das lasse ich mir nicht gefallen. Von keinem von euch.«

Jetzt war sie wütend. Doch Donny auch.

»Wir können es trotzdem machen, auch wenn du nicht willst, du blöde Kuh. Wer soll uns denn abhalten?«

»Ich.«

»Und wie?«

»Beim Ersten, der mich anfasst, fange ich an zu schreien.«

Es war keine Frage, dass sie es ernst meinte. Sie würde schreien. Was dann kam, war ihr egal.

Damit hatte sie gewonnen.

»Okay.« Donny hatte sich wieder im Griff.

»Na gut. Dann lassen wir die Schnüre, wie sie sind. Wir stecken dir den Knebel wieder rein, und das war's dann.«

Man sah ihr an, dass sie den Tränen nahe war. Aber sie wollte nicht nachgeben. Nicht in diesem Punkt. Ihre Stimme klang bitter.

»Von mir aus. Steckt mir den Knebel rein, macht schon. Und dann haut endlich ab!«

»Das machen wir.«

Er nickte Willie zu, der mit dem Tuch und dem Lappen vortrat.

»Mach auf.«

Nach kurzem Zögern öffnete sie den Mund. Er schob ihr den Lappen hinein und band das Tuch fest. Er band es fester als nötig, fester als zuvor.

»Unsere Abmachung gilt noch immer«, sagte Donny. »Du hast Wasser gekriegt. Und wir waren nie hier. Verstanden?«

Sie nickte. Es war schwer, nackt und gefesselt vor dieser Wand zu hängen und gleichzeitig Stolz, zu zeigen, aber sie schaffte es.

Es war einfach bewundernswert.

»Gut.« Er wandte sich zum Gehen.

Da hatte ich eine Idee.

Als er an mir vorbei wollte, streckte ich den Arm aus und hielt ihn auf.

»Donny?«

»Ja?«

»Hör mal, machen wir doch die Schnüre lockerer. Nur ein bisschen. Wir müssen nur den Tisch ein paar Zentimeter verschieben. Das merkt Ruth gar nicht. Ich meine, schau sie dir doch an. Soll sie sich vielleicht die Schulter auskugeln oder was? Bis morgen früh ist es noch ziemlich lange.«

Ich sprach relativ laut, damit sie mich hören konnte.

Er zuckte die Achseln. »Wir haben ihr die

Wahl gelassen. Sie wollte nicht.«

»Ich weiß.« Jetzt lächelte ich und neigte mich flüsternd zu ihm. »Aber sie ist uns vielleicht dankbar, verstehst du? Vielleicht erinnert sie sich daran. Beim nächsten Mal.«

Wir verschoben den Tisch.

Eigentlich hoben und schoben wir ihn gleichzeitig, um möglichst wenig Lärm zu machen. Zu dritt und noch mit Woofer war es gar nicht so schwer. Als wir fertig waren, hatte sie ungefähr zwei Zentimeter Spiel, sodass sie die Ellbogen leicht beugen konnte. So viel Platz zum Bewegen hatte sie schon länger nicht mehr gehabt.

»Bis bald«, flüsterte ich, als ich die Tür schloss.

Im Dunkeln glaubte ich zu erkennen, dass sie nickte.

Jetzt war ich ein Verschwörer. In zwei Richtungen. Auf beiden Seiten.

Ich arbeitete von der Mitte aus für beide Seiten.

Was für eine großartige Idee.

Ich war stolz auf mich.

Ich kam mir schlau und edel vor. Ich hatte ihr geholfen. Und dafür würde ich eines Tages eine Belohnung bekommen. Eines Tages, das

**wusste ich, würde sie mir erlauben, sie anzu-
fassen. Irgendwann. Den anderen vielleicht
nicht – aber mir.**

Bestimmt.

**Also verabschiedete ich mich mit einem geflü-
sterten »Bis bald, Meg«.**

Als müsste sie mir dankbar sein.

Ich hatte nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Als wir am Morgen runterkamen, hatte Ruth sie abgebunden und ihr frische Kleidung gebracht, zusammen mit einer Tasse heißem Tee und einer Scheibe weißem Toast ohne Butter. Sie hockte im Schneidersitz auf der Luftmatratze und aß und trank.

Angezogen, befreit und ohne Knebel und Augenbinde hatte sie nicht mehr viel Geheimnisvolles an sich. Sie sah blass und abgekämpft aus. Müde und sichtlich mürrisch. Es war schwer, sich die stolze Meg oder die leidende Meg von gestern vorzustellen.

Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie Probleme mit dem Schlucken hatte.

Ruth stand vor ihr und spielte die fürsorgliche Mutter.

»Iss deinen Toast.«

Meg blickte zu ihr auf und dann nach unten auf den Pappteller auf ihrem Schoß.

Oben war der Fernseher zu hören – irgendeine Spielshow. Willie verlagerte schlurfend sein Gewicht.

Draußen regnete es, und auch das hörten wir. Sie nahm einen Bissen von der Kruste und kaute ewig daran herum. Es war bestimmt

schon dünn wie Spucke, als sie endlich schluckte.

Ruth seufzte. Anscheinend war es eine große Geduldsprobe für sie, Meg zuzuschauen. Sie legte die Hände auf die Hüften und stand breitbeinig da. Sie sah aus wie George Reeves im Vorspann von *Superman*.

»Komm schon, iss weiter«

Meg schüttelte den Kopf. »Es ist zu ... ich kann nicht. Mein Mund ist so trocken. Kann ich nicht noch warten? Und ihn später essen? Ich trinke den Tee.«

»Bei mir wird kein Essen verschwendet, Meg. Essen ist teuer. Diesen Toast habe ich extra für dich gemacht.«

»Ich ... ich weiß. Aber ...«

»Was soll ich jetzt damit machen? Ihn wegwerfen?«

»Nein. Kannst du ihn nicht einfach hier lassen? Ich esse ihn später.«

»Dann ist er hart. Du solltest ihn gleich essen. Solange er noch frisch ist. Außerdem lockt er Ungeziefer an, wenn er rumliegt. Kakerlaken. Ameisen. Ich will kein Ungeziefer in meinem Haus.«

Was irgendwie seltsam war, weil in dem Raum schon zwei Fliegen herumsummten.

»Ich esse ihn bald, Ruth. Das verspreche ich.«

Ruth schien darüber nachzudenken. Sie stellte die Füße zusammen und verschränkte die Arme über der Brust.

»Meg, Schätzchen, ich möchte, dass du ihn gleich isst. Das tut dir gut.«

»Ich weiß. Aber jetzt fällt es mir noch schwer. Ich trinke den Tee, okay?«

Sie hob die Tasse an die Lippen.

»Es soll ja auch nicht leicht sein, niemand hat behauptet, dass es leicht ist.« Ruth lachte. »Du bist eine Frau, Meg. Das ist nicht leicht – es ist schwer.«

Nickend blickte Meg auf und trank weiter aus der Tasse.

Donny, Woofer, Willie und ich standen im Schlafanzug da und sahen von der Tür aus zu.

Allmählich bekam ich selbst schon ein wenig Hunger. Doch weder Ruth noch Meg hatten unsere Anwesenheit zur Kenntnis genommen.

Ruth beobachtete sie, und Meg behielt Ruth im Auge, während sie kleine, vorsichtige Schlucke machte, weil der Tee dampfend heiß war. Wir hörten den Wind und den Regen draußen, dann setzte eine Zeit lang die Schmutzwasserpumpe ein und schaltete sich wieder ab, und immer noch trank Meg, und Ruth starrte nur.

Dann senkte Meg kurz den Blick und atmete

befriedigt den warmen, duftenden Geruch des Tees ein.

Ruth explodierte.

Sie schlug ihr die Tasse aus den Händen. Sie zersplitterte an der weiß gestrichenen Betonwand. Urinfarbener Tee rann herunter.

»Iss jetzt!«

Ihr Finger zeigte wie ein Dolch auf den Toast. Er war halb vom Pappteller gerutscht.

Meg hob die Hände.

»Okay! In Ordnung! Ich esse ihn ja schon! Sofort! In Ordnung?«

Ruth beugte sich nach unten, sodass sie fast mit den Nasen aneinander stießen und Meg keinen Bissen hätte nehmen können, auch wenn sie es gewollt hätte – nicht ohne Ruth den Toast ins Gesicht zu drücken. Und das wäre keine gute Idee gewesen. Denn Ruth schäumte jetzt vor Wut.

»Du hast mir Willies Wand versaut, gottverdammte. Und du hast meine Tasse zerbrochen. Meinst du vielleicht, Tassen sind billig? Meinst du, Tee ist billig?«

»Es tut mir Leid.« Sie nahm den Toast in die Hand, aber Ruth hing immer noch dicht vor ihrem Gesicht. »Ich esse ihn. In Ordnung, Ruth?«

»Und zwar ein bisschen plötzlich.«

»Sofort.«

»Du hast mir Willies Wand versaut.«

»Es tut mir Leid.«

»Und wer macht das jetzt sauber? Wer macht die Wand sauber?«

»Ich, ich mache es. Es tut mir Leid, Ruth. Wirklich.«

»Darauf scheiße ich, Kleine. Weißt du, wer das sauber macht?«

Meg antwortete nicht. Offensichtlich wusste sie nicht mehr, was sie sagen sollte. Ruth schien nur immer wütender zu werden, und nichts konnte sie beruhigen.

»Weißt du es?«

»N...ein.«

Ruth richtete sich auf und brüllte: »Su-san! Su-san! Komm sofort hier runter!«

Meg versuchte aufzustehen. Ruth stieß sie wieder nach unten.

Und diesmal fiel der Toast auf den Boden.

Meg streckte die Hand aus und nahm das Stück, von dem sie schon abgebissen hatte. Doch Ruths brauner Hausschuh zertrat das andere.

»Vergiss es! Wenn du nicht essen willst, brauchst du auch nicht essen.«

Sie packte den Pappteller. Das letzte Stück Toast flog durch die Luft.

»Wozu *koche* ich eigentlich für dich? Du kleine Schlampe. Du undankbares Miststück!«

Susan kam humpelnd die Treppe herunter. Man konnte sie hören, lang bevor man sie sah.

»Susan, komm sofort hier rein!«

»Ja, Tante.«

Wir machten ihr Platz. Sie ging an Woofer vorbei, und er verneigte sich kichernd.

»Klappe«, sagte Donny.

Für ein kleines Mädchen sah sie ziemlich würdevoll aus. Sie war bereits ordentlich angezogen und setzte sorgfältig einen Fuß vor den anderen. Ihr Gesicht war ganz ernst.

»Rüber zum Tisch«, befahl Ruth.

Sie folgte.

»Dreh dich um.«

Sie wandte das Gesicht dem Tisch zu. Nach einem kurzen Blick auf Meg schnallte Ruth ihren Gürtel ab.

»Jetzt zeig ich dir, wie wir die Wand sauber machen. Die Wand wird wieder sauber, wenn wir reinen Tisch machen.«

Sie wandte sich zu uns.

»Einer von euch Jungs schiebt ihr das Kleid hoch und zieht ihr den Schlüpfers runter.«

Es war das Erste, was sie an diesem Morgen zu uns gesagt hatte.

Meg wollte wieder aufstehen, doch Ruth stieß

sie heftig zurück.

»Wir führen jetzt eine Regel ein«, erklärte sie. »Jedes Mal, wenn du ungehorsam bist, wenn du mir widersprichst oder mir frech kommst – irgendwas in dieser Richtung, Fräulein –, muss sie dafür büßen. Sie kriegt die Prügel. Und du darfst zuschauen. Das probieren wir jetzt mal. Und wenn das nicht hinhaut, probieren wir was anderes.«

Sie wandte sich an Susan.

»Findest du das gerecht, Suzie? Dass du für dieses Luder zahlen musst? Dafür, was sie ausgefressen hat?«

Susan weinte still vor sich hin.

»N...eiiin«, wimmerte sie.

»Natürlich nicht. Ich hab auch nie gesagt, dass es gerecht ist. Ralphie, komm her und mach mal den Allerwertesten der Kleinen für mich frei. Ihr anderen Jungs haltet Meg fest, falls sie durchdreht und so blöd ist, dass sie mir hier in die Schusslinie rennt.

Wenn sie Schwierigkeiten macht, knallt ihr eine. Aber passt auf, wo ihr sie anfasst. Wahrscheinlich hat sie Wanzen oder so was. Wer weiß, wo diese Schnalle schon überall war, bevor sie zu uns gekommen ist.«

»Wanzen?« Woofer staunte. »Echte Wanzen?«

»Vergiss es«, sagte Ruth. »Mach einfach, was ich gesagt habe. Du wirst in deinem Leben noch genug über Nutten und Wanzen erfahren.«

Es lief genau wie beim letzten Mal, nur dass Meg diesmal dabei war. Nur dass die Begründung völlig verrückt war.

Aber daran hatten wir uns inzwischen schon gewöhnt.

Woofers zog ihr das Höschen über die Schienen, und diesmal musste sie auch niemand festhalten, während ihr Ruth zwanzig schnelle und gleichmäßig feste Hiebe verpasste. Sie kreischte und jaulte, und ihr Hintern wurde immer röter in dem engen kleinen Raum, den Willie senior gebaut hatte, um der Atombombe zu trotzen. Zuerst wehrte sich Meg, als sie das Jammern und Schreien und das Herabsausen des Gürtels hörte, doch Willie drehte ihr den Arm auf den Rücken und drückte sie mit dem Gesicht nach unten in die Luftmatratze, bis sie kaum mehr atmen konnte, von irgendwelchen Hilfsversuchen ganz zu schweigen. Nicht nur Susan liefen die Tränen übers Gesicht, sondern auch ihr, und machten Flecken auf die schmutzige Matratze. Donny und ich standen in unseren verknitterten Schlafanzügen da und

schaute zu.

Als es vorbei war, trat Ruth zurück und fädelt den Gürtel wieder durch die Gürtelschlaufen. Mit klappernden Schienen beugte sich Susan mühsam vor, zog den Schlüpfer hoch und strich sich die Rückseite ihres Kleids nach unten.

Willie ließ Meg los und machte einen Schritt zur Seite.

Als sich Susan zu uns umwandte, hob Meg den Kopf von der Matratze, und ich sah, wie sich ihre Blicke trafen. Etwas lag in diesem Blick. Etwas, das trotz der Tränen auf einmal ganz gelassen wirkte, traurig und merkwürdig friedlich.

Das brachte mich aus der Fassung. Vielleicht waren die beiden stärker als wir alle zusammen.

Und mir war auch bewusst, dass die Lage wieder irgendwie eskaliert war.

Dann wanderte Megs Blick zu Ruth, und ich sah, wie sie eskaliert war.

Der Blick war hasserfüllt.

Ruth sah es auch und machte unwillkürlich einen Schritt zurück. Mit zusammengekniffenen Augen schaute sie sich im Bunker um. Sie

fixierte die Ecke, in der Hacke, Axt, Brecheisen und Schaufel nebeneinander an der Wand lehnten wie eine Stahlfamilie der Zerstörung.

Ruth lächelte. »Ich glaube, Meg ist sauer auf uns.«

Meg schwieg.

»Na gut, wir wissen ja alle, dass ihr das gar nichts hilft. Doch wir nehmen lieber das Zeug da drüben in der Ecke mit, damit sie nicht in Versuchung kommt. Vielleicht ist sie wirklich so blöd, dass sie es versucht. Also raus mit dem Zeug. Und sperrt die Tür zu, wenn ihr geht.

Ach übrigens, Meggy. Du hast gerade Mittag- und Abendessen ausgelassen. Schönen Tag noch.«

Damit verließ sie den Raum.

Wir sahen ihr nach. Ihr Gang kam mir ein wenig schwankend vor, fast als hätte sie getrunken. Aber ich wusste, dass es nicht so war.

»Willst du sie wieder fesseln?«, fragte Woofer Willie.

»Ihr könnt es ja probieren«, fauchte Meg.

Willie schnaubte. »Echt cool, Meg. Spielst immer noch die harte Frau. Wir können dich jederzeit fesseln, das weißt du ganz genau. Und Susan ist auch noch da. Vergiss das nicht.«

Meg funkelte ihn an. Er zuckte die Achseln.

»Vielleicht später, Woof.« Willie ging rüber

und holte die Axt und die Schaufel. Woofer folgte ihm mit der Hacke und dem Brecheisen.

Dann gab es eine lange Diskussion darüber, wo das Zeug jetzt hinsollte. Im Bunker war es gut geschützt gewesen. Der Keller wurde manchmal überschwemmt, es bestand also die Gefahr, dass es rostete. Woofer wollte die Sachen oben an die Deckenträger hängen. Donny schlug vor, sie mit Nägeln an der Wand zu befestigen. Willie meinte, scheiß drauf, wir stellen sie einfach neben den Boiler, sollen sie doch rosten. Donny setzte sich durch, und sie suchten in Willie seniors alter Truhe aus dem Zweiten Weltkrieg, die jetzt als Werkzeugkiste diente, nach Hammer und Nägeln.

Ich schaute Meg an. Es kostete mich Überwindung, es zu tun. Wahrscheinlich erwartete ich Hass. Halb fürchtete und halb hoffte ich auf ihn, denn dann würde ich wenigstens wissen, wie ich zu ihr und zu den anderen stand. Mir dämmerte bereits, dass es schwer war, die Mitte zwischen ihnen zu halten. Aber ich sah keinen Hass. Ihr Blick war ruhig. Irgendwie neutral.

»Du könntest weglaufen«, sagte ich leise. »Vielleicht kann ich dir helfen.«

Sie lächelte, aber es war kein nettes Lächeln.

»Und was willst du dafür haben, David? Hast

du da schon eine Idee?«

Einen Moment klang sie wie die Nutte, als die Ruth sie hingestellt hatte.

»Nein, nichts.« Aber sie hatte mich ertappt. Ich wurde rot.

»Wirklich?«

»Ehrlich. Nichts. Ich meine, ich weiß natürlich auch nicht wohin, aber zumindest könntest du hier rauskommen.«

Sie nickte und schaute Susan an. Plötzlich klang ihre Stimme völlig anders, sachlich, unglaublich vernünftig und sehr erwachsen.

»Ich schon, aber sie nicht.«

Auf einmal begann Susan wieder zu weinen. Einen Moment stand sie nur da und schaute Meg an, dann humpelte sie herüber und küsste sie auf die Lippen und auf die Wange und dann noch mal auf die Lippen.

»Wir machen was«, sagte sie, »irgendwas, stimmt's, Meg?«

»Klar, wir finden schon was.«

Meg schaute mich an.

Sie umarmten sich, und danach kam Susan zu mir und nahm mich bei der Hand.

Und zusammen schlossen wir sie wieder ein.

Dann blieb ich weg, wie um mein Hilfsangebot zurückzunehmen.

Unter diesen Umständen war es das Beste, was ich machen konnte.

Bilder verfolgten mich.

Meg, wie sie auf dem Riesenrad lachte, wie sie am Bach unten auf dem Felsen lag. Wie sie in Shorts und Trägerhemd und einem großen Strohhut auf dem Kopf im Garten arbeitete. Wie sie auf dem Spielplatz drüben schnell von Mal zu Mal rannte. Aber vor allem, wie sie nackt und erhitzt vor Anstrengung, verletzlich und offen vor mir stand.

Andererseits sah ich auch Willies und Donnys Boxsack.

Ich sah einen Mund, der in eine Luftmatratze gequetscht wurde, weil sie ein Stück Toast nicht hinuntergebracht hatte.

Die Bilder widersprachen sich. Sie verwirrten mich.

Ich musste nachdenken, wie ich mich verhalten sollte, und entschied mich unter dem Vorwand einer verregneten Woche erst einmal dafür wegzubleiben.

In dieser Woche traf ich Donny zweimal, die

anderen überhaupt nicht.

Beim ersten Mal brachte ich gerade den Müll raus, und er lief mit einem Sweatshirt über dem Kopf in den grauen Nieselregen hinaus. Es war Nachmittag.

»Rat mal das Neueste«, sagte er. »Kein Wasser heute.«

Es hatte seit drei Tagen geregnet.

»Häh?«

»Meg, du Trottel. Ruth gibt ihr heute Abend kein Wasser. Erst morgen wieder.«

»Wieso?«

Er lächelte. »Lange Geschichte. Erzähl ich dir später.«

Dann rannte er wieder zurück ins Haus.

Das nächste Mal war dann zwei Tage später. Das Wetter hatte etwas aufgeklärt, und ich stieg gerade auf mein Viergangrad, um für meine Mutter einzukaufen. Donny kam hinter mir auf seinem alten, ramponierten Schwinn die Auffahrt herauf.

»Wo fährst du hin?«

»Zum Laden. Mom braucht Milch und so Zeug. Und du?«

»Zu Eddie. Später gibt es ein Spiel am Wasserturm. Braves gegen Bucks. Sollen wir auf dich warten?«

»Nö.« Das war Kinderkram und interessierte

mich nicht.

Donny schüttelte den Kopf.

»Ich muss hier mal rauskommen. Ich werd noch ganz verrückt. Weißt du, was ich jetzt machen muss?«

»Was?«

»Ihren Nachttopf im Garten ausleeren! Ist das zu fassen?«

»Kapier ich nicht. Wieso denn?«

»Sie darf jetzt überhaupt nicht mehr rauf. Nicht einmal mehr aufs Klo, gar nichts mehr. Und was macht die blöde Kuh? Sie versucht, es zu halten. Aber sogar sie muss ab und zu pissen und scheißen, und ich bin für die Dreckarbeit abkommandiert! Unglaublich. Warum nicht zum Beispiel Woofer?« Er zuckte die Achseln. »Mom meint, dass es einer von uns Älteren sein muss.«

»Und warum?«

»Woher soll ich das wissen, verdammt?«

Er setzte sich aufs Rad.

»Hey, willst du wirklich nicht mitkommen?«

»Nein, heute nicht.«

»Okay, bis bald dann. Schau mal wieder rüber. ja?«

»Okay, mach ich.«

Aber ich tat es nicht. Noch nicht.

Es kam mir alles so fremdartig vor. Ich konn-

te mir gar nicht vorstellen, wie sie auf die Toilette ging, und schon gar nicht, wie sie einen Nachtopf benutzte, den dann jemand im Garten ausleeren musste. Und was, wenn ich rüberging und sie hatten an dem Tag noch nicht sauber gemacht? Wenn ich ihre Scheiße und Pisse da unten riechen musste? Das Ganze ekelte mich an. *Sie* ekelte mich an. Das war nicht Meg. Das war jemand anders.

Daraus wurde ein weiteres seltsames Bild, das mich quälte. Und mein Problem war, dass ich niemanden hatte, mit dem ich reden, mit dem ich das Ganze durchkauen konnte.

Wenn man mit den Kindern in der Straße redete, wurde schnell klar, dass alle eine Vorstellung davon hatten, was dort passierte – die einen eine eher vage, die anderen eine ziemlich genaue Vorstellung. Aber niemand hatte eine *Meinung* dazu. Wie bei einem Gewitter oder einem Sonnenuntergang, wie bei einem Naturereignis, das einfach manchmal eintrat. Und es hatte keinen Sinn, über einen Sommer-schauer zu diskutieren.

Natürlich war mir klar, dass man sich als Junge mit manchen Dingen an seinen Vater wandte.

Also ließ ich es auf einen Versuch ankommen.

Inzwischen war ich schon so alt, dass ich ab und zu im Eagles Nest beim Einsortieren, Säubern und solchen Sachen mithelfen musste. Diesmal stand ich am Grill in der Küche. Während der Grill langsam abkühlte, musste ich das Fett mit einem Schleifstein in die Seitenrinnen schieben und mit Sodawasser lösen – solche schmierigen Arbeiten hatte Meg bei den Chandlers jeden Tag gemacht. Und irgendwann fing ich einfach an zu reden.

Mein Vater machte Shrimpsalat und streute Brotrümel hinein, um ihn etwas zu strecken.

Gerade wurde eine Schnapslieferung abgeladen, und durch das Fenster in der Trennwand zwischen Küche und Bar sahen wir Hodie, Dads Barkeeper, der auf einer Bestellliste die Kartons abhakte und mit dem Lieferanten über zwei Kisten Wodka stritt. Es war die Hausmarke, und offensichtlich hatte ihn der Mann hereinlegen wollen. Hodie tobte. Hodie war ein zaundürre Prolet aus Georgia mit einem dermaßen jähzornigen Temperament, dass er im Krieg bestimmt die halbe Zeit im Bau verbracht hatte. Der Lieferant schwitzte.

Amüsiert schaute mein Vater zu. Zwei Kisten spielten eigentlich keine Rolle, außer für Hodie. Solange er nicht für etwas zahlte, was er nicht bekam. Aber vielleicht war es Hodies

Zorn, der mich zum Reden brachte.

»Dad, hast du schon mal gesehen, wie ein Mann eine Frau schlägt?«

Mein Vater zuckte die Achseln.

»Klar. Junge Leute. Besoffene. Ein paar Mal, glaube ich. Warum?«

»Meinst du, dass es auch mal ... okay sein kann, wenn man so was macht?«

»Okay? Du meinst gerechtfertigt?«

»Ja.«

Er lachte. »Schwierige Frage. Manchmal kann einem eine Frau ganz schön auf den Wecker gehen. Aber im Allgemeinen würde ich sagen, nein. Ich meine, man kann einfach auf andere Weise mit einer Frau fertig werden. Und man muss respektieren, dass die Frauen das schwächere Geschlecht sind. So wie man auch keine Schwächeren schikaniert, verstehst du?«

Er wischte sich die Hände an der Schürze ab. Dann lächelte er.

»Aber ich muss auch zugeben, dass sie es manchmal schon verdient haben. Wenn man in einer Bar arbeitet, erlebt man einiges. Wenn eine Frau zu viel trinkt, kann es schon mal vorkommen, dass sie laut wird, rumschimpft oder den Typ, mit dem sie zusammen ist, angreift. Was soll er denn machen? Einfach nur dastehen? Also langt er ihr eine. Bei so was muss

man natürlich gleich dazwischengehen.

Das ist so was wie die Ausnahme, die die Regel bestätigt, verstehst du. Du darfst nie eine Frau schlagen, nie – und wehe, wenn ich dich dabei erwische! Dann kannst du was erleben, das sage ich dir. Aber manchmal bleibt einem gar nichts anderes übrig. Man wird einfach dazu getrieben, weißt du. Das geht von beiden Seiten aus.«

Ich schwitzte. Das kam bestimmt nicht nur von der Arbeit, aber so hatte ich wenigstens eine Entschuldigung.

Mein Vater hatte mit dem Thunfischsalat angefangen. In den kamen ebenfalls Brotkrümel rein und eingelegtes Gemüse. Hodie war inzwischen mit dem Lieferanten zum Lastwagen gegangen, um nach dem fehlenden Wodka zu suchen.

Ich versuchte mir einen Reim auf das Gehörte zu machen: Es war nie okay, aber manchmal schon.

Man wird einfach dazu getrieben.

Das blieb mir im Gedächtnis. Hatte Meg Ruth irgendwie dazu getrieben? Hatte sie etwas gemacht, was ich nicht mitbekommen hatte?

War es eine *Nie*- oder eine *Manchmal*-Situation?

»Warum fragst du?«, erkundigte sich mein

Vater.

»Ach, ich weiß nicht. Ein paar von uns haben darüber geredet.«

Er nickte. »Am besten, man behält seine Hände bei sich. Das gilt für Frauen und Männer. Da erspart man sich eine Menge Ärger.«

»Ja, Dad.«

Ich goss noch etwas Sodawasser auf den Grill und sah zu, wie es zischend verdampfte.

»Die Leute sagen, Eddies Dad verprügelt Mrs. Crocker. Und auch Denise und Eddie.«

Mein Vater runzelte die Stirn. »Ja, ich weiß.«

»Es stimmt also.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber es stimmt doch, oder?«

Er seufzte. »Hör mal, ich weiß nicht, warum dich das auf einmal so interessiert. Aber du bist alt genug, dass du das verstehst, denke ich ... Wie gesagt, manchmal wird man dazu getrieben, ein Mann *fühlt* sich getrieben, und dann macht er was, obwohl er genau weiß, dass es falsch ist.«

Er hatte Recht. Ich *war* alt genug, um zu verstehen. Außerdem hatte ich unterschwellig noch etwas anderes gehört. Genauso deutlich wie das Gebrüll von Hodie, der draußen den Lieferanten zusammenstauchte.

Irgendwann hatte mein Vater meine Mutter

geschlagen.

Und dann erinnerte ich mich sogar halb daran. Ich war aus tiefem Schlaf erwacht. Poltern-de Möbel. Schreie. Und ein klatschender Schlag.

Vor langer Zeit.

Plötzlich brodelte heftiger Zorn auf ihn in mir hoch. Ich sah seine massige Gestalt und dachte an meine Mutter. Dann setzte langsam wieder Kälte ein, ein Gefühl von Abgetrenntheit und Sicherheit.

Und mir wurde klar, dass meine Mutter diejenige war, mit der ich über diese ganze Sache reden müsste. Sie wusste bestimmt, wie es sich anfühlte und was es bedeutete.

Doch das konnte ich damals nicht. Nicht einmal, wenn sie in dieser Sekunde vor mir gestanden hätte. Ich versuchte es erst gar nicht.

Ich schaute meinem Vater zu, wie er die Salate fertig machte und sich wieder die Hände an der weißen Baumwollschürze abwischte. Dann legte er die Salami in die elektrische Wurstschneidemaschine, die er gerade gekauft hatte und auf die er furchtbar stolz war. Ich schob das Fett in die Rinne, bis der Grill wieder sauber glänzte.

Und nichts war geklärt.

Bald ging ich wieder hin.

Was mich mit magischer Kraft anzog, war die unaufhaltsame Erinnerung an Megs Körper. Dieses Bild löste Tausende von Phantasien aus, Tag und Nacht. Manche zart, andere gewalttätig – und andere wieder lächerlich.

Nachts lag ich im Bett, aus dem Transistorradio unter dem Kopfkissen kam »At the Hop« von Danny and the Juniors, und ich schloss die Augen. Und da war Meg, zusammen mit einem unsichtbaren Jitterbug-Partner, das einzige Mädchen im Teen's Canteen, das in weißen, heruntergerollten Söckchen und sonst nichts tanzte. Sie fühlte sich wohl in ihrer nackten Haut, als hätte sie gerade des Kaisers neue Kleider gekauft.

Oder wir saßen uns beim Monopoly gegenüber, und ich zog gerade auf die Schlossallee oder die Goethestraße, da stand sie plötzlich auf und zog sich seufzend ihr dünnes weißes Baumwollhöschen aus.

Doch häufiger kam aus dem Radio etwas wie »Twilight Time« von den Platters, und Meg lag nackt in meinen Armen, und wir küssten uns im tiefblauen Sternenlicht von Technicolor.

Oder es war das Spiel, das ich vor Augen hat-

te, und das war überhaupt nicht komisch.

Ich war nervös und kribbelig.

Ich hatte das Gefühl, dass ich hinübermusste. Doch ich hatte Angst davor, was ich dort finden würde.

Sogar meiner Mutter fiel es auf. Manchmal merkte ich, wie sie mich mit geschürzten Lippen beobachtete, wenn ich vom Abendessen aufsprang und ein Wasserglas umwarf oder in die Küche schlurfte, um mir ein Cola zu holen.

Vielleicht war das auch ein Grund, warum ich nie mit ihr darüber geredet habe. Vielleicht lag es einfach auch daran, dass sie meine Mutter war – und eine Frau.

Aber ich ging hinüber.

Und als ich es tat, hatte sich wieder alles verändert.

Ich trat ein, und als Erstes hörte ich Ruths Husten. Dann redete sie mit leiser Stimme, und mir war klar, dass sie mit Meg sprach. Sie hatte diesen Ton, den sie bei keinem von uns angeschlagen hätte, wie eine Lehrerin, die einem kleinen Mädchen etwas erklärt. Ich stieg hinunter.

Sie hatten die Arbeitsleuchte versetzt. Von der Steckdose lief jetzt ein Kabel über der Waschmaschine zu einem Haken in einem von Willie seniors Querbalken. Daran hing nun grell

strahlend die vergitterte Glühbirne.

Ruth saß rauchend mit dem Rücken zu mir auf einem Klappstuhl, der zu einem alten Spieltischset gehörte, das immer dort unten stand. Der Boden war übersät mit Zigarettenkippen. Anscheinend war sie schon länger da.

Von den Jungs war nichts zu sehen.

Meg stand vor ihr in einem gelben Rüschenkleid, das eigentlich überhaupt nicht zu ihr passte. Wahrscheinlich war es von Ruth und alt, und mit Sicherheit war es nicht besonders sauber. Es hatte kurze Puffärmel und ein kurzes Plisseeteil, sodass ihre Arme und Beine nackt waren.

Ruth trug etwas ganz Ähnliches in Blaugrün, doch einfacher, mit weniger Besatz und Rüschen.

Außer dem Zigarettenrauch roch ich Kampfer. Mottenkugeln.

Ruth redete weiter.

Auf den ersten Blick hätte man sie fast für Schwestern halten können. Sie hatten ungefähr das gleiche Gewicht, obwohl Ruth größer und magerer war, beide hatten leicht fettiges Haar, und beide trugen diese alten, muffig riechenden Kleider, als würden sie Sachen für eine Party anprobieren.

Nur dass Ruth einfach nur rauchend dasaß.

Während Meg an einem von Willies Holzpfosten stand, die Arme fest nach hinten gebunden, die Füße ebenfalls gefesselt.

Sie hatte den Knebel im Mund, aber keine Augenbinde auf.

Ruth redete ununterbrochen. »Als ich ein Mädchen war wie du, ja, da habe ich nach Gott gesucht. In jede Kirche in der Stadt bin ich gelaufen. Zu den Baptisten, zu den Lutheranern, zu den Episkopalen, zu den Methodisten. Alles, was es gab. Sogar zu den Novenas in der Saint-Matties-Kirche bin ich gegangen und habe oben auf der Empore gesessen, wo die Orgel ist.

Das war, bevor ich *wusste*, was eine Frau ist. Und weißt du, von wem ich es gelernt habe? Von meiner Mom.

Eigentlich hat sie gar nicht gewusst, dass sie mir was beigebracht hat. Es war nicht so, wie ich es dir jetzt beibringe. Es war mehr, was ich gesehen habe.

Aber du sollst jetzt nicht glauben, dass ich von meinen Eltern nicht alles gekriegt habe – ich hatte alles, was sich ein Mädchen wünschen kann, einfach alles. Nur aufs College durfte ich nicht, aber damals sind sowieso nicht so viele Mädchen aufs College gegangen. Mein Daddy, Gott sei seiner Seele gnädig, hat hart gearbei-

tet, und meiner Momma und mir hat es wirklich an nichts gefehlt. Es war nicht so wie bei Willie, der einfach abgehauen ist.«

Sie zündete sich an der alten Tareyton eine neue an und schmiss die Kippe auf den Boden. Anscheinend hatte sie mich nicht bemerkt, oder es war ihr einfach egal, denn obwohl mich Meg mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht anstarrte und obwohl ich beim Herunterkommen auf der klapprigen, alten Treppe die üblichen Geräusche gemacht hatte, drehte sie sich nicht um und hörte auch nicht zu reden auf, nicht einmal beim Anzünden der Zigarette. Nicht einmal beim Inhalieren.

»Aber Daddy hat getrunken, genau wie Willie. Und ich habe ihn immer gehört. Am Abend, wenn er heimgekommen ist, ist er direkt rauf ins Schlafzimmer und hat meine Mutter bestiegen wie ein Hengst. Ich hab's genau gehört, das Geschnaufe und Gestöhne da oben, meine Mutter immer nein-nein-nein und dann ab und zu eine Ohrfeige, wie bei Willie. Weil wir Frauen immer wieder die gleichen Fehler machen wie unsere Mütter. Wir geben den Männern immer wieder nach. Auch ich war schwach, und so ist es gekommen, dass ich die ganzen Jungs gekriegt habe, mit denen ich jetzt am Hungertuch nage. Ich kann auch nicht mehr arbeiten wie

damals im Krieg. Die Männer haben jetzt alle Stellen besetzt. Und außerdem muss ich meine Kinder aufziehen.

Klar, Willie schickt natürlich seine Schecks, aber das reicht nicht, das weißt du ja. Du siehst es ja. Und die Schecks von dir bringen auch nicht so viel.

Verstehst du, was ich damit sagen will? Du hast den Fluch. Und damit meine ich nicht deine Periode. Obwohl sie bei dir noch schlimmer ist, als sie bei mir jemals war. Ich rieche es, Meggy! Du wirst es genauso machen wie meine Mutter und ich mit diesem Arschloch von einem Iren – irgend so ein Kerl wird dich verprügeln und dich ficken, bis du es magst, bis du es *liebst*, und dann, peng, ist er auf einmal verschwunden.

Das Ficken, ja, das ist es. Deine warme feuchte Muschi. Das ist der Fluch, verstehst du? Der Fluch von Eva. Das ist die Schwäche. Dadurch sind wir ihnen ausgeliefert.

Ich sag's dir. Eine Frau ist nur eine Schlampe und ein Tier. Das musst du begreifen, daran musst du immer denken. Eine Frau wird immer nur ausgenutzt und gevögelt und geschlagen. Sie ist nur eine blöde Schlampe mit einem Loch, und sie wird *immer* auf der Strecke bleiben.

Das Einzige, was ich für dich machen kann, ist das hier. Ich kann nur versuchen, dass ich es dir irgendwie herausbrenne.«

Sie zündete ein Streichholz an.

»Verstehst du?«

Sie warf es auf Megs gelbes Kleid. Es erlosch beim Aufprall und fiel rauchend zu Boden. Sie zündete noch eins an.

»Verstehst du?«

Diesmal beugte sie sich weiter vor, und als das Streichholz das Kleid traf, brannte es noch. Es hing zwischen den Falten. Meg wand sich am Balken und schüttelte es ab.

»Ein gesundes, junges Ding bist du – du glaubst, dass du so gut und frisch riechst. Aber für mich riechst du nach Ausbrennen. Nach einer heißen Fotze. Du hast den Fluch und die Schwäche. Du hast beides, Meggy.«

Auf dem Kleid war eine kleine schwarze Stelle, wo das Streichholz gelandet war. Meg schaute mich an und machte Laute durch den Knebel.

Ruth ließ die Zigarette fallen und bewegte den Fuß, um sie auszutreten.

Sie stand auf, lehnte sich vor und zündete wieder ein Streichholz an. Dichter Schwefelgeruch hing plötzlich im Raum.

Sie hielt es an den Saum des Kleides.

»Verstehst du? Du solltest mir dankbar sein.«

Meg bäumte sich auf und zog heftig an den Schnüren. Der Saum verfärbte sich braun und schwarz, fing aber nicht zu flackern an.

Das Streichholz brannte herunter. Ruth schüttelte es aus und ließ es fallen.

Dann machte sie noch eins an.

Sie führte es unten an den Saum, die gleiche Stelle wie vorher. Es ging etwas von ihr aus wie von einem besessenen Wissenschaftler in einem Film, der ein verrücktes Experiment durchführt.

Das angesengte Kleid roch nach Bügeln.

Meg krümmte sich. Ruth nahm einfach das Kleid in die Hand und hielt das Streichholz hin, bis es anfang zu brennen, und ließ es dann auf Meks Bein fallen.

Ich sah, wie eine dünne Flamme nach oben kroch.

Sie breitete sich aus.

Es war wie bei Woofer mit seinen Soldaten im Verbrennungsofen. Nur dass das hier Wirklichkeit war. Meks gedämpftes hohes Quieken bewies es.

Jetzt ging es schon halb über den Oberschenkel hinauf.

Ich setzte mich in Bewegung, um das Feuer mit den Händen zu löschen. Dann griff Ruth

nach dem Cola, das neben ihr auf dem Boden stand, und schüttete es auf das Kleid.

Lachend schaute sie mich an.

Meg sackte erleichtert zurück.

Wahrscheinlich sah ich ziemlich verängstigt aus. Ruth schüttelte sich vor Lachen. Mir wurde klar, dass sie irgendwie doch mitbekommen haben musste, dass ich die ganze Zeit hinter ihr gestanden hatte. Aber das war ihr egal. Es spielte keine Rolle, dass ich sie belauscht hatte. Das Einzige, was zählte, war die Konzentration auf die Lektion, die sie Meg erteilt hatte. Es stand noch immer in ihren Augen, etwas, was ich noch nie gesehen hatte.

Später habe ich es gesehen.

Viel zu oft.

In den Augen meiner ersten Frau, nach ihrem zweiten Nervenzusammenbruch. In den Augen einiger ihrer Leidensgenossen im so genannten Ruheraum. Einer von ihnen hat, wie ich erfahren habe, mit einer Gartenschere seine Frau und seine beiden kleinen Kinder abgeschlachtet.

Eine kalte, öde Leere, die kein Lachen kennt. Kein Mitleid, kein Erbarmen. Wie die Augen eines Raubtiers.

Wie die Augen einer Schlange.

Das war Ruth.

»Was meinst du?« Sie klang munter. »Ob sie auf mich hören wird?«

»Ich weiß nicht.«

»Möchtest du Karten spielen?«

»Karten?«

»Crazy Eights oder so.«

»Klar, warum nicht.« Alles, dachte ich. Alles, was du willst.

»Nur bis die Jungs heimkommen.«

Wir gingen nach oben und spielten. Während der ganzen Partie wechselten wir keine zehn Worte.

Ich trank viel Cola. Sie rauchte viele Zigaretten.

Sie gewann.

Wie sich herausstellte, kamen Donny, Willie und Woofer aus einer Vormittagsvorstellung von *How to Make a Monster*. Normalerweise hätte ich sauer sein müssen, weil das eine Art Fortsetzung von *I Was a Teenage Werewolf* und *I Was a Teenage Frankenstein* war, die wir uns vor ein paar Monaten zusammen als Double Feature angeschaut hatten. Sie hätten auf mich warten oder mich zumindest erinnern können. Aber sie hatten ihn sowieso nicht so gut gefunden wie die anderen zwei, und außerdem hatte ich immer noch im Kopf, was ich unten gesehen hatte.

Als Ruth und ich die letzten Karten hinlegten, kam das Gespräch auf Meg.

»Sie stinkt«, sagte Woofer. »Sie ist dreckig. Wir müssen sie waschen.«

Mir war kein Gestank aufgefallen.

Nur Kampfer, Rauch und Schwefel.

Und Woofer musste gerade reden.

»Gute Idee«, fand Donny. »Schon eine Weile her bei ihr. Das würde ihr bestimmt gefallen.«

»Ist doch völlig egal, was ihr gefällt«, meinte Willie.

Ruth hörte nur zu.

»Aber dann müssen wir sie herauflassen und sie versucht vielleicht abzuhaue.«

Woofers sah Donny an. »Ach komm, wo soll sie denn hin? Wo will sie denn hinrennen? Außerdem können wir sie fesseln.«

»Stimmt.«

»Und wir haben Susan.«

»Ja, stimmt.«

»Wo ist sie überhaupt?«

»Susan ist in ihrem Zimmer«, antwortete Ruth. »Ich glaube, sie versteckt sich vor mir.«

»Nö«, meinte Donny. »Die liest nur die ganze Zeit.«

»Sie versteckt sich. Ich glaube, sie versteckt sich.«

In Ruths Augen lag immer noch ein Glitzern, das wohl auch den anderen komisch vorkam. Denn niemand widersprach ihr mehr.

»Was meinst du, Ma?«, fragte Woofers. »Sollen wir sie waschen?«

Das Kartenspiel war vorbei, doch Ruth mischte immer noch. Dann nickte sie.

»Kann wahrscheinlich nicht schaden.« Ihre Stimme klang dumpf.

»Da müssen wir sie aber ausziehen«, bemerkte Willie.

»Das mache *ich*. Ihr wisst, was ich gesagt habe.«

»Ja«, antwortete Woofer. »Wir wissen es. Nicht anfassen.«

»Genau.«

Ich schaute Willie und Donny an. Willie machte ein finsternes Gesicht. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben. Mit nach vorn gezogenen Schultern trat er von einem Fuß auf den anderen.

Was für ein Trottel, dachte ich.

Aber Donny wirkte konzentriert wie ein Erwachsener mit einem Ziel und schien zu überlegen, wie die Aufgabe am besten und wirkungsvollsten zu erledigen war.

Woofer strahlte.

»Okay, holen wir sie!«

Wir polterten die Treppe hinunter, und Ruth folgte uns zögernd ininigem Abstand.

Donny band Meg los, zuerst die Beine und dann die Hände. Er ließ ihr kurz Zeit, sich die Handgelenke zu massieren, dann schnürte er sie wieder vorn zusammen. Er nahm ihr den Knebel ab und steckte ihn in die Tasche.

Niemand erwähnte die Brand- und Colaflecken auf ihrem Kleid. Obwohl sie einem als Erstes auffallen mussten.

Sie leckte sich über die Lippen.

»Kann ich was trinken?«

»Sofort. Wir gehen rauf.«

»Rauf?«

»Ja.«

Sie fragte nicht nach dem Grund.

Donny packte die Schnur und führte sie nach oben. Woofer lief vor ihnen und Willie und ich direkt dahinter. Wieder blieb Ruth ein wenig zurück.

Aber ich war mir ihrer Gegenwart bewusst. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr, da war ich sicher. Sie wirkte müde, abwesend, nicht ganz *da*. Ihre Schritte auf der Treppe waren leichter als unsere, leichter als üblich, nur wie ein leises Wischen, obwohl ihr Gang langsam und mühsam war, als hätte sie zehn Kilo zugenommen. Damals wusste ich noch nicht viel über psychische Störungen, aber mir war klar, dass das, was ich da sah, nicht ganz normal war. Ihr Anblick beunruhigte mich.

Oben ließ Donny Meg am Esstisch Platz nehmen und holte ihr ein Glas Wasser aus der Küche.

Da fiel mir zum ersten Mal der Ausguss auf. Schmutziges Geschirr stapelte sich darin, viel mehr, als man an einem Tag benutzte. Die Ladung sah schon eher nach zwei oder drei Tagen aus.

Dann fing ich an, mich umzuschauen, und ich bemerkte andere Dinge.

Ich war kein Junge, dem Staub auffiel. Welchem Kind fällt so etwas schon auf? Doch jetzt bemerkte ich, wie verstaubt und schmutzig es überall war. Vor allem auf den Beistelltischen im Wohnzimmer waren richtiggehend verschmierte Handabdrücke zu erkennen. Auf dem Tisch vor Meg lagen Toastkrümel. Der Aschenbecher sah aus, als wäre er schon seit Jahrzehnten nicht mehr sauber gemacht worden. Auf dem Läufer im Flur lagen zwei Streichhölzer neben einem Stück Papier, anscheinend ein beiläufig fallengelassenes Stück einer Zigarettenpackung.

Ein merkwürdiges Gefühl kroch in mir hoch. Als würde etwas zu Ende gehen. In langsamem Zerfall.

Meg trank ihr Glas Wasser aus und bat um noch eins.

»Keine Sorge«, sagte Willie, »du kriegst dein Wasser.«

Meg schien verwirrt.

»Wir werden dich waschen.«

»Was?«

»Die Jungs finden, dass du unbedingt duschen musst«, erklärte Ruth. »Das würde dir doch sicher gefallen.«

Meg zögerte. Es war auch klar, warum. Willie hatte es etwas anders ausgedrückt. Willie hatte

gesagt, wir werden dich waschen.

»J-ja.«

»Wirklich sehr aufmerksam von ihnen. Freut mich, dass du dich freust.«

Es klang, als würde sie mit sich selbst reden. Sie nuschelte fast.

Donny und ich tauschten Blicke aus, und ich merkte, dass er auch ein wenig nervös war wegen ihr.

»Ich glaube, ich hol mir ein Bier.«

Ruth stand auf und ging rüber in die Küche.

»Will noch jemand eins?«

Niemand meldete sich. Das allein war schon ungewöhnlich. Sie spähte in den Kühlschrank. Sie sah sich um. Dann machte sie ihn wieder zu.

»Nichts mehr da.« Sie schlurfte zurück ins Esszimmer. »Warum hat denn niemand Bier geholt?«

»Mom«, sagte Donny, »wir können doch nicht. Wir sind Kinder. Wir dürfen kein Bier kaufen.«

Ruth lachte in sich hinein. »Stimmt.«

Dann machte sie wieder kehrt. »Dann trinke ich halt einen Scotch.«

Sie wühlte im Wandschränkchen und fand eine Flasche. Wieder im Esszimmer schnappte sie sich Megs Wasserglas und schenkte sich

ungefähr fünf Zentimeter hoch ein.

»Machen wir das jetzt oder nicht?« Willie wurde ungeduldig.

Ruth trank. »Klar machen wir es.«

Meg schaute uns der Reihe nach an. »Ich verstehe nicht. Was machen wir? Ich dachte, ich soll ... ich dachte, ihr lasst mich duschen.«

»Genau«, sagte Donny.

»Aber wir müssen auf dich aufpassen.« Ruth nahm noch einen Schluck, und der Schnaps schien plötzlich ein Feuer tief in ihren Augen zu entfachen.

»Damit du wirklich sauber wirst.«

Bei Meg war jetzt der Groschen gefallen.

»Ich will nicht.«

»Was du willst, interessiert nicht«, raunzte Willie. »Hier interessiert nur, was wir wollen.«

Woofers plärrte dazwischen: »Du stinkst, du musst unter die Dusche.«

»Es ist schon beschlossen«, sagte Donny.

Sie sah Ruth an. Ruth saß über ihren Drink gebeugt und bäugte sie wie ein alter Raubvogel.

»Warum könnt ihr mich nicht einfach ... in Ruhe lassen?«

Ruth lachte. »Und ich hab gedacht, du hast genug Ruhe den ganzen Tag da unten.«

»Das habe ich nicht gemeint. Ich wollte ...«

»Ich weiß schon, was du meinst. Und die Antwort ist, dass wir dir nicht trauen können. So nicht und so nicht. Wenn du da reingehst, schüttest du dir bloß ein bisschen Wasser drüber, aber da wirst du nicht sauber.«

»Nein, das stimmt nicht. Ich schwöre es. Ich würde alles tun für eine Dusche.«

Ruth zuckte die Achseln. »Na also. Die kriegst du eh. Und du musst nicht mal was dafür tun.«

»Bitte.«

Ruth winkte ab. »Zieh jetzt das Kleid aus, bevor ich sauer werde.«

Meg schaute uns nacheinander an und kam dann wohl zu dem Schluss, dass eine Dusche unter Aufsicht besser war als gar keine.

Sie seufzte. »Meine Hände.«

»Stimmt. Mach ihr den Reißverschluss auf, Donny. Dann bindest du ihr die Hände los. Und dann fesselst du sie wieder.«

»Ich?«

»Ja.«

Ich war auch leicht überrascht. Anscheinend sah sie das mit dem Nichtanfassen auf einmal nicht mehr so eng.

Meg stand auf, Donny ebenso. Der Reißverschluss ging halb ihren Rücken herunter. Er machte ihr die Fesseln ab, dann trat er hinter sie und begann ihr das Kleid über die Schul-

tern zu ziehen.

»Kann ich bitte wenigstens ein Handtuch haben?«

Ruth lächelte. »Du bist doch noch nicht nass.« Sie nickte Donny zu.

Meg schloss die Augen und stand steif und reglos da, als Donny die kurzen Rüschenärmel nach unten zerrte und nacheinander ihre Brüste, Hüften und Schenkel entblößte. Dann lag das Kleid zu ihren Füßen. Sie stieg heraus. Die Augen immer noch fest geschlossen. Als könnten wir sie nicht sehen, wenn sie uns nicht sah.

»Fessle ihr wieder die Hände.«

Ich merkte, dass ich die Luft angehalten hatte.

Donny trat wieder vor sie. Sie legte die Hände zusammen, und Donny fing an, sie zusammenzubinden,

»Nein, fessle sie ihr hinter dem Rücken.«

Meg riss die Augen auf.

»Hinter dem Rücken! Wie soll ich mich denn waschen, wenn ...?«

Ruth stand auf. »Gottverdammte, jetzt reicht's! Komm mir bloß nicht frech, du Luder! Wenn ich sage hinter dem Rücken, dann ist es hinter dem Rücken, und wenn ich sage, steck sie dir in den Arsch, dann machst du das auch! Hast du mich verstanden? Gottverdammte Rotzgöre!

Ich werd dich waschen! Und jetzt mach, was ich dir sage, und zwar dalli!«

Meg war die Angst deutlich anzumerken, doch sie wehrte sich nicht, als ihr Donny die Arme nach hinten bog und sie an den Handgelenken zusammenschnürte. Wieder schloss sie die Augen. Nur dass diesmal kleine nasse Ringe darunter waren.

»Also gut, bringt sie rein.«

Donny bugsierte sie durch den engen Flur ins Bad. Wir folgten. Das Bad war klein, aber wir quetschten uns alle hinein. Woofer setzte sich auf den Wäschekorb. Willie lehnte sich ans Waschbecken. Ich stand neben ihm.

Gegenüber vom Bad im Flur war ein Wand-schrank, in dem Ruth jetzt herumwühlte. Schließlich förderte sie ein Paar gelbe Gummihandschuhe zutage.

Sie zog sie an. Sie gingen bis hinauf zu den Ellbogen.

Sie beugte sich vor und drehte den Hahn in der Badewanne auf.

Den Hahn mit dem W für warm drauf.

Nur diesen Hahn.

Sie ließ das Wasser eine Weile laufen.

Sie hielt die Hand mit dem Gummihandschuh hinein, um es zu testen.

Ihr Mund war ein strenger gerader Strich.

Hart und dampfend schoss das Wasser heraus. Der Strahl hämmerte gegen den Abfluss. Dann drehte sie den Hebel auf »Dusche« und zog den Plastikvorhang zu.

Der Dampf waberte nach oben.

Meg hatte immer noch die Augen zu. Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Der Dampf legte sich wie Nebel um uns.

Plötzlich spürte ihn Meg. Und wusste, was er bedeutete.

Sie riss die Augen auf und warf sich schreiend vor Angst zurück, doch Donny hielt sie schon an einem Arm, und Ruth packte den anderen. Sie wehrte sich mit aller Kraft, wand sich um, bäumte sich auf, kreischte immer wieder *nein nein*. Und sie war stark. Sie war immer noch stark.

Ruths Griff löste sich.

Sie brüllte vor Wut. »Gottverdammte! Soll ich deine Schwester holen? Soll ich deine kostbare Susan holen? Soll sie für dich da rein? Zum *Brühen?*«

Meg fuhr herum. Wie eine Furie plötzlich. Wild. Außer sich.

»Ja! Ja, du fieses Schwein! Hol Susan! Hol sie! Das ist mir alles scheißegal!«

Ruth schaute sie mit zusammengezogenen Augen an. Dann sah sie zu Willie. Sie zuckte

die Achseln.

»Hol sie.« Ihre Stimme klang mild.

Er musste sie nicht holen.

Als er an mir vorbeiging, drehte ich mich um und sah, dass er stehen blieb, weil Susan schon da war und uns vom Flur aus beobachtete. Sie weinte.

Auch Meg hatte sie gesehen.

Und sie brach zusammen.

»Neiiiiiiin«, heulte sie. »Bitte niiiiicht ...«

Einen Augenblick standen wir schweigend in dem warmen, schweren Dunst und hörten nur das heiße Zischen des Wassers und ihr Schluchzen. Wir wussten, was passieren würde. Wir wussten, wie es sein würde.

Dann zog Ruth den Vorhang auf.

»Heb sie rein«, sagte sie zu Donny. »Und pass auf dich auf.«

Ich sah, wie sie sie in die Wanne verfrachteten und Ruth den Duschkopf ansetzte, um den kochend heißen Strahl langsam über ihre Beine und Schenkel, den Bauch und schließlich hinauf über die Brüste und die empfindlichen Nippel zu führen, sah, wie sie verzweifelt mit den Armen an ihren Fesseln riss, und sah, dass sie überall, wo das Wasser sie traf, plötzlich rot wurde, rot, die Farbe des Schmerzes – und dann konnte ich die fürchterlichen Schreie

**nicht mehr ertragen.
Ich lief davon.**

TEIL FÜNF

Doch nur das eine Mal.
Dann nicht mehr.

Nach diesem Tag war ich wie ein Süchtiger, und meine Droge war zu *wissen*. Zu wissen, was möglich war. Zu wissen, wie weit das Ganze gehen konnte. Bis wohin sie sich vorwagen würden.

Es waren immer *sie*. Ich stand außerhalb, zumindest fühlte ich mich so. Einerseits gegenüber Meg und Susan und andererseits gegenüber den Chandlers. Ich hatte nie direkt mitgemacht. Ich hatte zugeschaut, aber sie nicht berührt. Und das war alles. Solange ich diese Haltung bewahrte, konnte ich mir einreden, dass ich zwar nicht völlig frei von Schuld war, aber auch nicht wirklich verantwortlich.

Es war wie im Kino. Sicher, manchmal war der Film unheimlich – man hatte Angst, ob der Held oder die Heldin wirklich überleben würden. Aber auch nicht mehr. Nur ein Film. Wenn er vorbei war, stand man leicht verschreckt und aufgeregt auf, trat hinaus in die Nacht und ließ alles hinter sich.

Und manchmal war es mehr wie diese Filme,

die später in den sechziger Jahren kamen – ausländische Filme meistens –, wo man das Gefühl hatte, dass man in eine undurchdringliche Welt faszinierender, hypnotischer Illusionen eingetaucht war, deren endlos übereinander gehäufte Bedeutungsschichten letztlich nur auf ein völliges Fehlen von Bedeutung verwiesen, Filme, in denen sich Schauspieler mit Pappkartongesichtern völlig emotionslos durch surreale Alptraumlandschaften treiben ließen.

So wie ich.

Natürlich sahen wir uns diese Kopffilme nicht nur an, wir schrieben auch das Drehbuch und führten Regie. Und so war es wohl unvermeidlich, dass wir irgendwann die Besetzungsliste erweiterten.

Und es war wohl auch unvermeidlich, dass Eddie Crocker als Erster zur Vorsprechprobe kam.

Es war ein strahlend sonniger Vormittag gegen Ende Juli, drei Wochen nach Beginn von Megs Gefangenschaft, als ich rüberging und ihn dort antraf.

In den wenigen Tagen nach der Dusche durfte sie ihre Kleidung anbehalten – sie hatte Blasen, die verheilen sollten. Und auch sonst be-

handelten sie sie alles in allem ganz gut. Sie gaben ihr Suppe und Sandwiches und auch Wasser, wenn sie darum bat. Ruth hatte sogar die Luftmatratze mit Bettzeug bezogen und die Zigarettenkippen vom Boden weggekehrt. Es war schwer zu sagen, ob Willie mehr über seine jüngsten Zahnschmerzen jammerte oder darüber, wie langweilig es da unten jetzt zuging.

Das änderte sich mit Eddie.

Als ich ankam, war sie immer noch angezogen – sie trug eine ausgebleichene Jeans und eine Bluse –, doch sie hatten sie wieder gefesselt und geknebelt. Sie lag mit dem Bauch auf dem Arbeitstisch, die Arme zur Seite an die Tischbeine gebunden, die Füße am Boden zusammengeschnürt.

Eddie hatte einen Turnschuh ausgezogen und prügelte damit auf ihren Arsch ein.

Dann gönnte er sich eine kleine Verschnaufpause, Willie machte sich mit einem Ledergürtel über ihren Rücken, ihre Beine und den Hintern her. Es waren harte Schläge. Vor allem von Eddie.

Woofy und Donny schauten zu.

Auch ich schaute zu. Aber nur kurz.

Es gefiel mir nicht, dass er da war.

Eddie war zu versessen darauf.

Ich erinnerte mich noch allzu gut an den Tag,

als er uns mit der schwarzen Schlange zwischen den Zähnen angrinste und sie immer wieder nach uns warf, bis sie tot auf der Straße lag.

Das war der Junge, der einem Frosch den Kopf abgebissen hatte.

Das war der Junge, für den es so ziemlich das Gleiche war, ob er einen ansah oder ob er einem einen Stein auf den Kopf haute oder einem einen Stock in die Eier drosch.

Eddie war hemmungslos.

Es war heiß an diesem Tag, und der Schweiß strömte ihm aus dem kurzgeschorenen karottenroten Haar über die Stirn. Wie immer hatte er sein Hemd ausgezogen, um seinen Prachtkörper zur Schau zu stellen. Beißender Schweißgestank ging von ihm aus.

Er roch salzig und klebrig süß, wie altes, fauliges Fleisch.

Es war unerträglich.

Ich ging hinauf.

Oben saß Susan am Küchentisch und legte ein Puzzle zusammen. Neben ihr stand ein halb leeres Glas Milch.

Der Fernseher war ausnahmsweise stumm. Man hörte die klatschenden Schläge und das Lachen von unten.

Ich fragte nach Ruth.

Ruth lag im Schlafzimmer, erfuhr ich. Kopfschmerzen wieder einmal. Wie so oft in letzter Zeit.

Wir saßen da und schwiegen. Ich holte mir ein Budweiser aus dem Kühlschrank. Susan kam ziemlich gut voran mit ihrem Puzzle. Sie hatte schon mehr als die Hälfte. Das Bild war von George Caleb Bingham und hieß »Pelzhändler am Missouri«. Es zeigte einen knorrigen alten Mann mit einer komischen spitzen Mütze und einen verträumten Teenager, die bei Sonnenuntergang in einem Kanu flussabwärts paddelten, und eine am Bug festgebundene schwarze Katze. Die Ränder, die Katze und das Kanu waren schon fertig, der Mann und der Junge fast. Es fehlten nur noch der Himmel, der Fluss und ein paar Stücke von den Bäumen.

Ich sah ihr zu, wie sie ein Teil in den Fluss einsetzte.

»Wie geht's dir?« Ich nippte an meinem Bier. Sie blickte nicht auf. »Gut.«

Ich hörte Lachen aus dem Bunker.

Sie probierte ein anderes Teil. Es passte nicht.

»Macht dir das was aus?« Ich meinte die Geräusche von unten.

»Ja.« Aber es klang nicht so. Es klang mehr nach etwas, womit sie sich abgefunden hatte.

»Viel?«

»Mm-hmm.«

Ich nickte. Danach gab es nicht mehr viel zu sagen. Ich sah ihr zu und trank mein Bier. Bald hatte sie den Jungen fertig und machte sich an die Bäume.

»Ich kann sie nicht *zwingen*, dass sie damit aufhören, verstehst du?«

»Ich weiß.«

»Eddie ist da unten.«

»Ich weiß.«

»Wenn ich könnte, würde ich es machen.« Ich fragte mich, ob das stimmte.

Sie auch. »Ja?«

Zum ersten Mal blickte sie zu mir auf. Ihre Augen waren erwachsen und nachdenklich. Fast wie die ihrer Schwester.

»Natürlich.«

Stirnrunzelnd wandte sie sich wieder ihrem Puzzle zu.

»Vielleicht wird es ihnen zu langweilig.« Kaum hatte ich sie ausgesprochen, wurde mir bewusst, wie lahm meine Worte klangen. Susan antwortete nicht.

Kurz darauf hörten die Geräusche auf, und ich hörte Schritte auf der Treppe.

Eddie und Willie. Beide erhitzt und mit offenem Hemd. Willies Mitte war ein fatter, tod-

bleicher, hässlicher Wulst. Sie ignorierten uns und marschierten zum Kühlschrank. Ich sah, wie sie ein Cola für Willie und ein Bud für Eddie aufmachten und dann Sachen herumschoben, um etwas zu essen zu finden. Anscheinend gab es nicht viel, denn sie machten die Tür wieder zu.

»Die muss man richtig durchprügeln«, sagte Eddie. »Die weint nicht so leicht, die hat keinen Schiss.«

So groß meine innere Distanz zu dem Ganzen auch war, mit Eddie änderte sich alles. Seine Stimme war wie Eis. Willie mochte fett und hässlich sein, doch es war Eddie, der mich anwiderte.

Willie lachte. »Weil sie schon ganz ausgeheult ist. Hättest sie sehen sollen nach ihrer Abreibung neulich.«

»Ja, hast wahrscheinlich Recht. Sollen wir Donny und Woofer was runterbringen?«

»Sie haben nicht gesagt, dass sie was wollen. Wenn sie was brauchen, sollen sie's selber holen.«

»Scheiße, dass ihr nichts zum Essen dahabt, Mann.«

Dann gingen sie wieder hinunter. Noch immer schenkten sie uns keine Beachtung. Mir war das ganz recht. Ich sah ihnen nach, wie sie

auf der Treppe verschwanden.

»Und was wollt ihr mit ihr machen?« Eddies Stimme wehte zu mir herauf wie eine giftige Rauchschwade. »Wollt ihr sie umbringen?«

Ich erstarrte.

»Nö«, antwortete Willie.

Und dann sagte er noch etwas, aber ihre Schritte übertönten es.

Wollt ihr sie umbringen? Langsam sanken die Worte in mich ein. *Mir läuft ein Schauer über den Rücken*, hätte meine Mutter gesagt.

Überlass das Eddie, dachte ich mir. Überlass es ihm.

Es war ein naheliegender Gedanke.

Ich überlegte, wie weit es gehen, wie es enden konnte. Abstrakt, wie ein mathematisches Rätsel legte ich mir die Frage vor.

Das Unvorstellbare war ausgesprochen worden, in aller Ruhe, von zwei Jungs mit einem Cola und einem Bier in der Hand.

Ich dachte an Ruth, die mit ihren Kopfschmerzen im Bett lag.

Ich dachte daran, dass sie jetzt mit ihr allein dort unten waren – und dass Eddie bei ihnen war.

Es konnte passieren. Ja.

Ganz schnell sogar. Fast zufällig.

Immer noch ging ich davon aus, dass Ruth in

der Lage war, uns zu beaufsichtigen. Es war selbstverständlich für mich.

Immerhin war sie eine Erwachsene.

Erwachsene konnten doch so etwas nicht zulassen, oder?

Ich sah Susan an. Wenn sie Eddies Worte gehört hatte, ließ sie es sich nicht anmerken. Sie arbeitete an dem Puzzle.

Mit zitternden Händen und ängstlich auf Geräusche von unten lauschend half ich ihr.

Danach kam Eddie ungefähr eine Woche lang jeden Tag. Am zweiten Tag brachte er seine Schwester Denise mit. Zusammen fütterten sie Meg mit Crackern, die sie nicht essen konnte, weil sie wieder über Nacht den Knebel im Mund gehabt und kein Wasser bekommen hatte. In einem Anfall von Jähzorn drosch ihr Eddie eine Aluvorhangstange so heftig ins Gesicht, dass sich die Stange verbog. Meg hatte eine breite rote Schwellung auf der Wange und einen blutigen Riss in der Unterlippe.

Den Rest des Tages spielten sie wieder Boxsack mit ihr.

Ruth kam nur selten herunter. Sie hatte jetzt immer häufiger Kopfschmerzen. Sie klagte über starkes Jucken, vor allem im Gesicht und an den Händen. Mir kam es auch so vor, als hätte sie Gewicht verloren. Auf ihrer Oberlippe bildete sich eine Fieberblase und ging tagelang nicht weg. Und selbst wenn der Fernseher lief, hörte man von oben ihr schweres Husten, tief aus der Lunge.

Da Ruth nicht mehr da war, hatte auch das Anfassverbot keinen Bestand mehr.

Denise fing damit an. Denise kniff gern. Für

ein Mädchen ihres Alters hatte sie starke Finger. Sie nahm ein Stück von Megs Haut und drehte und befahl ihr zu weinen. Meistens weinte Meg nicht. Das machte Denise nur noch wilder. Am meisten hatte sie es auf Megs Brüste abgesehen – das merkte man, weil sie sie immer bis ganz zum Schluss aufhob.

Und dann brach Meg auch meistens in Tränen aus.

Willie legte sie am liebsten über den Tisch, zog ihr die Hose runter und versohlte ihr den bloßen Hintern.

Woofers stand auf Insekten. Er setzte ihr gern eine Spinne oder einen Tausendfüßler auf den Bauch und schaute zu, wie sie sich krümmte.

Donny überraschte mich. Immer wenn er sich unbeobachtet glaubte, strich er mit den Händen über ihre Brüste, drückte sie leicht oder befummelte sie zwischen den Beinen. Ich sah ihn einige Male, ließ mir aber nie etwas anmerken.

Er war ganz sanft, wie ein Liebhaber. Und einmal, als sie den Knebel nicht im Mund hatte, küsste er sie sogar. Es war ein unbeholfener, aber irgendwie zärtlicher und sonderbar keuscher Kuss, wenn man sich überlegte, dass sie ihm hilflos ausgeliefert war und er eigentlich alles mit ihr anstellen konnte.

Dann kam eines Tages Eddie mit einem Stück Hundescheiße in einem Plastikbecher herein, und sie hielten sie über dem Tisch fest, während ihr Woofer die Nase zudrückte, bis sie den Mund aufmachen musste, um Luft zu bekommen, und Eddie schob es ihr hinein. Danach hatte niemand mehr Lust darauf, sie zu küssen.

Am Freitag hatte ich bis vier Uhr im Garten gearbeitet, und als ich hinüberging, hörte ich das Plärren des Radios durch die Hintertür. Ich stieg hinunter und sah, dass die Gruppe erneut größer geworden war.

Es hatte sich herumgesprochen.

Nicht nur Eddie und Denise waren da, sondern auch Harry Gray, Lou und Tony Morino, Glen Knott und sogar Kenny Robertson – Meg und mich mitgerechnet drängten sich ein Dutzend Kinder in dem winzigen Bunker –, und Ruth schaute von der Tür aus lächelnd zu, wie sie sie mit Schultern und Ellbogen hin und her schubsten wie eine Kugel in einem Flipperautomaten.

Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden.

Auf dem Boden standen Bier- und Coladosen. Dichte, graue Wolken von Zigarettenrauch hingen im Raum. Irgendwann spielte im Radio

»Breathless«, ein altes Stück von Jerry Lee Lewis, und alle fingen an, lachend mitzugrölen.

Am Ende lag Meg zerschunden und schluchzend am Boden. Wir marschierten nach oben, um uns zu stärken.

Mein Film lief weiter.

Die ganze folgende Woche kamen und gingen die Kinder. Die meisten sahen nur zu, doch ich weiß noch, dass Glen Knott und Harry Gray eines Tages – als Ruth nicht da war – »Sandwich« mit ihr spielten und sich von vorn und hinten an sie drückten, während ihre Arme nach oben an die Deckenbalken gefesselt waren. Und Tony Morino brachte ein halbes Dutzend Gartenschnecken mit, damit Woofer sie auf ihrem Körper verteilen konnte.

Doch wenn es nicht wehtat, blieb Meg normalerweise still. Nach der Sache mit der Hundescheiße war es schwer, sie noch weiter zu demütigen. Und es gab nicht viel, was ihr Angst machte. Sie wirkte resigniert. Als würde es schon irgendwann vorbeigehen und als müsste sie nur warten, bis uns das Ganze zu langweilig wurde. Sie lehnte sich nur noch selten auf. Wenn sie es machte, riefen wir einfach Susan herein. Aber meistens kam es gar nicht so weit. Inzwischen zog sie sich aus oder an, wenn es

ihr befohlen wurde. *Aus* allerdings nur, wenn wir wussten, dass Ruth nicht aufkreuzen konnte, oder wenn Ruth es selbst vorgeschlagen hatte, was aber nur selten vorkam.

Oft saßen wir einfach nur um den Arbeitstisch, spielten Karten oder Cluedo, tranken Cola, blätterten in Zeitschriften und unterhielten uns. Es war fast, als wäre Meg gar nicht da, nur dass wir ab und zu eine fiese Bemerkung über sie machten, um sie zu verspotten. Ganz gewöhnliche, beiläufige Beschimpfungen. Ihre Gegenwart faszinierte uns auf die gleiche passive Weise wie eine Jagdtrophäe – sie war der Mittelpunkt unseres Schützenvereins. Wir verbrachten die meiste Zeit dort unten. Es war mitten im Sommer, doch alle waren schon ganz käsig vom Herumhocken im Keller. Meistens saß oder stand Meg nur gefesselt und stumm da, ohne dass wir etwas von ihr verlangten. Bis vielleicht wieder jemand einen Einfall hatte – eine neue Art, sie zu beleidigen – und ihn ausprobierte.

Doch im Grunde sah es fast so aus, als sollte sie Recht behalten. Vielleicht würden wir einfach eines Tages aus Langeweile nicht mehr kommen. Ruth schien ganz mit sich und ihren verschiedenen körperlichen Beschwerden beschäftigt, und sie wirkte sonderbar abwesend.

Und da sie nicht weiter Öl ins Feuer goss, ließ unsere Aufmerksamkeit für Meg immer mehr nach.

Inzwischen hatte schon längst der August angefangen. Im September mussten wir alle wieder in die Schule. Willie, Donny und mir stand der Umzug in die gerade erst fertig gebaute Junior Highschool Mount Holly bevor, und Meg sollte in die Highschool. Spätestens dann musste es zu Ende gehen. Das lag einfach auf der Hand. Man konnte jemanden die ganzen Sommerferien lang im Haus gefangen halten, ohne dass es unbedingt auffallen musste. Aber ein Kind nicht in die Schule zu lassen war etwas ganz anderes.

Bis September musste es also vorbei sein, so oder so.

Vielleicht hatte sie doch Recht. Vielleicht musste sie nur abwarten.

Dann fiel mir wieder ein, was Eddie gesagt hatte. Und ich machte mir Sorgen, dass sie sich vielleicht gewaltig getäuscht hatte.

Eddie war es, der Schluss machte mit unserem Schützenvereinsidyll.

Wieder stieg der Einsatz.

Und zwar durch zwei Vorfälle. Zu dem ersten kam es an einem hässlichen Regentag von der

Art, die grau anfangen und nie über pilzbeige hinauskommen, bevor sie im Schwarz der Nacht verblassen.

Eddie hatte seinem Vater zwei Sixpacks gestohlen und sie mitgebracht. Er, Denise und Tony Morino schütteten mehrere Flaschen hinunter, während Willie, Woofer, Donny und ich die Sache langsamer angehen ließen. Bald waren die drei besoffen, die Sixpacks waren leer, und Willie ging nach oben, um Nachschub zu besorgen. Eddie fiel ein, dass er pissen musste. Das brachte ihn auf eine Idee. Flüsternd gab er sie weiter.

Als Willie zurück war, legten er und Tony Morino Meg mit dem Rücken auf den Boden und banden ihr die Arme fest an die Tischbeine. Denise hielt sie an den Füßen fest. Sie legten ihr Zeitungspapier unter den Kopf.

Dann pisste ihr Eddie ins Gesicht.

Wenn Meg nicht an den Tisch gefesselt gewesen wäre, wäre sie ihm wahrscheinlich an die Gurgel gegangen.

So aber lachten nur alle, während sie sich wie wild herumwarf. Schließlich sackte sie zurück und lag einfach nur da.

Dann fiel Donny ein, dass Ruth bestimmt nicht so begeistert sein würde. Sie mussten saubermachen. Sie zogen Meg auf die Füße,

banden ihr die Arme auf den Rücken und hielten sie fest. Woofer klaubte das Papier zusammen und brachte es hinaus zum Verbrennungsofen, während Donny Wasser in den großen Betonausguss laufen ließ, den die Chandlers als Ablaufbecken für die Waschmaschine im Keller hatten. Er schüttete eine Menge Waschpulver hinein. Dann kam er wieder zurück, und er, Tony und Willie bugsierten sie aus dem Bunker hinaus zum Ausguss.

Sie drückten ihr den Kopf in die Seifenlauge, und Willie schrubbte ihr die Haare. Nach kurzer Zeit fing sie an zu zucken. Als sie sie aus dem Wasser ließen, schnappte sie nach Luft.

Aber sie war sauber.

Dann hatte Eddie wieder eine Idee.

Wir mussten ihr auch noch die Seife aus dem Haar spülen.

Nachdem die Lauge abgeflossen war, ließ er das Spülwasser ein, brühheiß, so wie es Ruth bei der Dusche gemacht hatte.

Dann tauchte er sie allein ein.

Als er sie wieder herausließ, war ihr Gesicht krebsrot, und sie kreischte, und auch Eddies Hand war so rot, dass man sich fragte, wie er das ausgehalten hatte.

Aber jetzt war sie auch gespült.

Sauber und gespült. Das musste Ruth doch ge-

fallen.

Ruth war erbost.

Den ganzen nächsten Tag legte sie Meg immer wieder kalte Kompressen auf die Augen. Ihr Augenlicht war ernsthaft in Gefahr. Ihre Augen waren zu klebrigen Schlitzzen zusammengeschwollen, und es quoll eine Flüssigkeit aus ihnen, die viel dicker war als Tränen. Ihr Gesicht sah schrecklich fleckig aus wie bei einem schweren Fall von Nesselfieber. Doch vor allem die Augen machten uns allen Sorgen.

Wir ließen sie auf der Luftmatratze liegen und fütterten sie.

Eddie war schlau genug, erst mal wegzubleiben.

Am nächsten Tag ging es ihr wieder besser. Einen Tag später noch besser.

Und am dritten Tag kreuzte Eddie wieder auf. Ich selbst war nicht da – ich musste meinem Vater im Eagles Nest helfen –, doch ich hörte sehr schnell davon.

Anscheinend hatte sich Ruth oben hingelegt, und sie dachten sich, dass sie wieder mal ein Nickerchen machte, um ihr Kopfweg auszukurieren. Woofer, Donny und Willie spielten gerade Crazy Eights, als Eddie und Denise hereinspazierten.

Eddie wollte sie wieder ausziehen, nur zum

Schauen, wie er sagte, und alle waren einverstanden. Er war ganz ruhig und trank Cola.

Sie streiften ihr die Kleider ab, knebelten sie und fesselten sie mit dem Gesicht nach oben über den Arbeitstisch, nur dass sie ihr diesmal auch die Füße an die Tischbeine banden. Eddies Idee. Er wollte, dass sie die Beine spreizte. Sie ließen sie erst mal in Ruhe, während das Kartenspiel weiterging und Eddie sein Cola austrank.

Dann wollte ihr Eddie die Colaflasche reinstecken.

Wahrscheinlich waren sie alle so überrascht und fasziniert von dem, was er da machte, dass sie nicht hörten, wie Ruth herunterkam, denn als sie durch die Tür trat, hatte Eddie Meg schon den Rand der grünen Flasche hineingeschoben, und alle drängten sich um ihn.

Nach einem kurzen Blick fing Ruth an zu schreien, dass niemand sie anfassen durfte, *niemand*, sie war dreckig, und sie hatte *Krankheiten*. Eddie und Denise rannten davon, so schnell sie konnten, und Woofer, Willie und Donny bekamen alles ab.

Den Rest der Geschichte hat mir Donny erzählt.

Und Donny sagte, er hatte Angst.
Weil Ruth richtig durchdrehte.

Sie tobte wie eine Wilde durch den Raum und faselte wirres Zeug: dass sie überhaupt nicht mehr *herauskam*, kein Kino, kein Essen, kein Tanzen, keine Feste, nichts mehr, dass sie die ganze Zeit immer nur rumsaß und auf die verdammten *Kinder* aufpasste, nichts als Putzen, Bügeln, Mittagessen und Frühstück machen, dass sie schon alt wurde in dieser Bruchbude, *alt*, dass ihre besten Jahre vorbei waren, dass ihr Körper schon ganz verschrumpelt war – und dabei schlug sie immer wieder mit den Fäusten gegen die Wände, gegen den Maschen- drahtzaun vor dem Fenster und gegen den Arbeitstisch und kickte Eddies Colaflasche herum, bis sie an der Wand zerbarst.

Dann sagte sie etwas wie: *und du! und du!* zu Meg und starrte sie wütend an, als wäre sie schuld daran, dass Ruth nicht mehr jung war und nicht mehr ausging, beschimpfte sie als Nutte und Schlampe und wertloses Dreckstück – und dann holte sie aus und trat ihr zweimal zwischen die Beine.

Und jetzt hatte sie Prellungen dort. Schreckliche Prellungen.

Zum Glück, meinte Donny, hatte Ruth Haus-
schuhe angehabt.

Ich konnte es mir vorstellen.

Dann hatte ich einen Traum. In der Nacht, nachdem er es mir erzählt hatte.

Ich saß zu Hause vor dem Fernseher. Es gab einen Boxkampf. Sugar Ray Robinson gegen irgendeinen plumpen, gesichtslosen weißen Typ. Neben mir schlief mein Vater und schnarchte in dem großen Polstersessel, während ich von der Couch aus zusah. Abgesehen vom Fernseher war es dunkel im ganzen Haus, und ich war müde, sehr müde – und dann änderte sich alles, und ich war plötzlich direkt bei dem Kampf, am Ring, um mich herum jubelten die Leute, und Sugar Ray ging in seiner typischen Art auf den Kerl los, kompromisslos wie ein Panzer. Es war aufregend.

Ich feuerte Sugar Ray an und schaute mich nach meinem Vater um, um zu sehen, ob er ihn auch anfeuerte, doch er war immer noch in tiefen Schlaf versunken und rutschte langsam Richtung Boden. »Wach auf«, sagte meine Mutter und stupste ihn. Wahrscheinlich war sie schon die ganze Zeit da gewesen, auch wenn ich sie nicht bemerkt hatte. »Wach auf.«

Aber er wachte nicht auf. Ich wandte den Blick wieder dem Kampf zu, doch statt Sugar Ray stand nun Meg im Ring, Meg, wie ich sie zum ersten Mal gesehen hatte, damals unten

am Bach, in Shorts und einer hellen ärmellosen Bluse, und ihr Pferdeschwanz wippte rot wie eine Flamme hin und her, während sie auf den Typ einhämmerte. Jubelnd stand ich auf, schreiend.

»*Meg! Meg! Meg!*«

Dann wachte ich weinend auf. Mein Kissen war tränennass.

Ich war ganz verwirrt. Warum hatte ich denn geweint? *Ich fühlte doch gar nichts.*

Ich ging in das Zimmer meiner Eltern.

Sie hatten getrennte Betten. Schon seit Jahren. Wie in meinem Traum schnarchte mein Vater. Meine Mutter schlief still neben ihm.

Ich trat ans Bett meiner Mutter und schaute sie an, eine zierliche, dunkelhaarige Frau, die in diesem Augenblick jünger aussah, als ich sie jemals gesehen zu haben glaubte.

Muffig und schwer stand der Atemgeruch meiner Eltern im Zimmer.

Ich wollte meine Mutter aufwecken. Ich wollte es ihr sagen. Alles.

Sie war die Einzige, der ich es sagen *konnte*.

»Mom?« Ich hatte sehr leise gesprochen, weil ich immer noch zu viel Angst hatte oder sie nicht stören wollte. Tränen rollten mir über die Wangen. Meine Nase lief. Ich schniefte. Das Schniefen kam mir lauter vor als meine

Stimme.

»Mom?«

Mit einem leisen Ächzen drehte sie sich.

Beim nächsten Mal würde sie bestimmt aufwachen.

Und dann dachte ich an Meg, wie sie in der langen, dunklen Nacht allein im Bunker lag. Voller Schmerzen.

Dann erinnerte ich mich an den Traum.

Etwas packte mich.

Ich bekam keine Luft mehr. Ein schwindelerregendes Grauen stieg in mir hoch.

Alles um mich herum wurde schwarz. Ich spürte, wie ich auseinander fiel.

Und ich sah meine Mitschuld.

Meinen dumpfen, fahrlässigen Verrat.

Mein Vergehen.

Ein Schluchzen brandete heran, riesig und unwillkürlich wie ein Schrei. Es fühlte sich an wie ein Schrei. Die Hand vor den Mund geschlagen, rannte ich stolpernd aus dem Zimmer und sank vor der Tür in die Knie. Zitternd und weinend hockte ich da. Die Tränen wollten nicht aufhören.

Lange saß ich so.

Sie wachten nicht auf.

Als ich endlich aufstand, war es schon fast

Morgen.

Ich ging in mein Zimmer. Vom Bett aus sah ich durch das Fenster zu, wie die Nacht zuerst tiefschwarz wurde und sich dann allmählich zu einem dunklen Blau lichtete.

In mir kreisten die Gedanken wie schwirrende Schwalben vor einem Gewitter.

Ich setzte mich auf und kam wieder ganz zu mir. Ruhig betrachtete ich den Sonnenaufgang.

Es war gut, dass wenigstens die anderen fürs Erste ausgeschlossen waren. Ich musste unbedingt mit Meg reden. Sie überzeugen, dass ich ihr endlich helfen wollte.

Ich musste sie dazu bringen wegzulaufen, ob mit oder ohne Susan. Ich konnte mir sowieso nicht vorstellen, dass Susan in großer Gefahr war. Bis auf die eine oder andere Tracht Prügel war ihr bisher nichts passiert, zumindest nicht meines Wissens. Meg war diejenige, die in der Klemme saß. Das sollte sie inzwischen auch gemerkt haben, dachte ich.

Es war sowohl leichter als auch schwerer als erwartet.

Schwerer, weil ich herausfand, dass ich ebenfalls ausgeschlossen war.

»Mom will *niemanden* im Haus haben«, erklärte Donny. Wir waren mit dem Fahrrad unterwegs zum Schwimmbad, zum ersten Mal seit Wochen. Es war heiß und windstill, und schon drei Blocks nach unserer Straße schwitzten wir.

»Wieso denn? Ich hab doch nichts gemacht. Wieso ich?«

Es ging ein Stück bergab, und wir ließen es

eine Weile rollen.

»Das ist es nicht. Hast du das von Tony Morino gehört?«

»Was?«

»Er hat es seiner Mutter gesagt.«

»Was?«

»Ja. Der kleine Scheißer. Sein Bruder Lou hat es uns gesteckt. Ich meine, nicht alles. Er konnte ihr ja gar nicht alles erzählen. Aber genug. Hat ihr verraten, dass wir Meg unten im Keller haben. Und dass Ruth sie als Nutte und Schlampe beschimpft hat und sie geschlagen hat.«

»Mein Gott. Und was hat sie dazu gesagt?«

Donny lachte. »Zum Glück sind die Morinos echt strenge Katholiken. Seine Mom hat gemeint, dass sie es wahrscheinlich verdient hat, dass sie wahrscheinlich ein Flittchen ist oder so. Sie hat gesagt, das ist das Recht der Eltern, und Ruth ist jetzt ihre Mutter. Und weißt du, was wir dann gemacht haben?«

»Was?«

»Ich und Willie, wir haben so getan, als ob wir von nichts wissen. Wir sind mit Tony raus zur Bleeker's Farm, zum Wald da hinten. Er kennt sich da überhaupt nicht aus. Wir haben dafür gesorgt, dass er sich im Sumpf verläuft. Zweieinhalb Stunden hat er gebraucht, bis er da

wieder rausgefunden hat. Es war schon ganz dunkel, als er nach Hause gekommen ist. Aber das Beste kommt erst noch. Seine Mom hat ihn windelweich geprügelt, weil er das Abendessen verpasst hat und voll mit Dreck und Schlamm dahergekommen ist. Seine Mom!«

Wir lachten. Wir bogen in die frisch betonier- te Auffahrt vor dem Freizeitzentrum ein, stellten unsere Räder im Fahrradstand ab und gingen über den klebrigen, süßlich riechenden Asphalt zum Schwimmbecken.

Am Tor zeigten wir unsere Plastikmarken. Im Pool herrschte großes Gedränge. Im seichten Teil tollten und spritzten kleine Kinder wie ein Schwarm Piranhas. Im Babybecken dirigierten eine Menge Moms und Dads ihre Kleinen, die sich mit ihren Patschhändchen an Schwimmreifen festhielten. Vor den Sprungbrettern und am Erfrischungsstand gab es lange, ungeduldige Schlangen. In allen Mülltonnen schwirrten Wespen um Eisverpackungen und Limoflaschen.

Alle liefen wie wild auf dem eingezäunten Gras- und Betongelände herum, und das Gekreische und Gespritze war ohrenbetäubend. Ungefähr alle halbe Minuten schrillte die Pfeife des Bademeisters. Wir warfen unsere Handtücher ab und gingen hinüber zum zweieinhalb

Meter tiefen Teil. Dort setzten wir uns an den Beckenrand und ließen die Beine im chlorhaltigen Wasser baumeln.

»Und was hat das mit mir zu tun?«

Donny zuckte die Achseln. »Ich weiß auch nicht. Mom macht sich auf einmal Sorgen. Dass irgendjemand was rumtratscht.«

»Ich? Mann, ich tratsche bestimmt nichts rum.« Ich dachte daran, wie ich im Dunkeln vor meiner Mutter gestanden hatte. »Das weißt du ganz genau.«

»Klar weiß ich es. Ruth ist einfach komisch zurzeit.«

Ich konnte ihn nicht weiter drängen. Donny war nicht so dumm wie sein Bruder. Er kannte mich. Es wäre ihm aufgefallen, wenn ich weiter gedrängt hätte, und hätte ihn nachdenklich gemacht.

Also wartete ich ab. Wir spritzten mit den Füßen.

Dann fing er von sich aus an. »Weißt du was? Ich rede mit ihr, okay? Das ist doch Quatsch. Wie lang kommst du jetzt schon zu uns rüber?«

»Schon lange.«

»Also, scheiß drauf. Ich rede mit ihr. Komm, ich brauch eine Abkühlung.«

Wir ließen uns ins Becken gleiten.

Der leichte Teil war, Meg zu überzeugen. Das hatte seinen Grund.

Noch ein letztes Mal, stellte ich mir vor, musste ich aufpassen und den richtigen Moment zum Sprechen abwarten. Und dann würde ich sie überzeugen. Sogar einen Plan hatte ich mir zurechtgelegt.

Und dann würde es endlich vorbei sein.

Ich musste vorgeben, dass ich bedingungslos zu ihnen hielt – dass es mir nichts ausmachte. Ein letztes Mal.

Und doch wäre es fast nicht dazu gekommen.

Denn dieses letzte Mal hätte uns beiden fast Kopf und Kragen gekostet. Dieses letzte Mal war entsetzlich.

»Es ist okay«, sagte mir Donny am nächsten Tag. »Mom sagt, du kannst kommen, es ist okay.«

»Wohin kommen?«, fragte meine Mutter.

Sie stand hinter mir an der Küchentheke und hackte Zwiebeln. Donny war auf der Veranda hinter der Fliegentür. Er hatte meine Mutter nicht bemerkt, weil ich ihm den Blick verstellt hatte.

In der Küche stank es nach Zwiebeln.

»Wo wollt ihr denn hin?«

Ich schaute ihn an. Er überlegte fieberhaft.

»Wir möchten nächsten Samstag rauf nach Sparta fahren, Mrs. Moran. Kleines Familienpicknick. Da haben wir uns gedacht, vielleicht kann David auch mitkommen. Wäre das in Ordnung?«

»Warum soll das nicht in Ordnung sein?« Meine Mutter lächelte. Donny war immer sehr höflich zu ihr, ohne dabei zu dick aufzutragen. Und deswegen mochte sie ihn, obwohl sie mit dem Rest seiner Familie nicht das Geringste anfangen konnte.

»Toll! Danke, Mrs. Moran. Bis später, David.«

Und ein wenig später ging ich dann rüber.

Ruth war wieder im Spiel.

Sie schaute furchtbar aus. Sie hatte wundete Stellen im Gesicht, und es war unverkennbar, dass sie daran gekratzt hatte, weil zwei verschorft waren. Ihr Haar war fettig, stumpf und mit Schuppen übersät. Das dünne Baumwollhemd sah aus, als würde sie schon seit Tagen darin schlafen. Und jetzt war ich sicher, dass sie Gewicht verloren hatte. Man sah es in ihrem Gesicht – die Augen eingefallen, die Haut gespannt um die Wangenknochen.

Sie saß in einem Klappstuhl vor Meg und rauchte wie üblich. Neben ihr lag auf einem Pappteller ein halb gegessenes Thunfischsandwich, das sie als Aschenbecher benutzte. Zwei Tareytonkippen ragten aus dem durchweicherten Weißbrot.

Sie schaute wie gebannt zu, nach vorn gebeugt, die Augen zusammengekniffen. So sah sie immer aus, wenn sie sich im Fernsehen ihre Quizsendungen anguckte, wie zum Beispiel *Twenty-One*. Erst letzte Woche war der Englischlehrer Charles Van Doren aus Columbia als Betrüger beschimpft worden, weil er bei der Sendung 129 000 Dollar gewonnen hatte. Ruth war untröstlich gewesen. Als wäre sie

selbst betrogen worden.

Jetzt beobachtete sie Meg mit der gleichen Intensität wie Van Doren in seiner schalldichten Kabine.

Sie spielte mit.

Während Woofer mit dem Taschenmesser vor Meg herumfuchtelte.

Sie hatten ihr wieder die Arme nach oben gebunden, und sie stand angestrengt auf den Zehen. Vor ihr lagen verstreut mehrere Bände World Book. Sie war nackt. Sie war schmutzig und hatte blaue Flecken. Unter der Schweißschicht war jetzt deutlich die Blässe ihrer Haut zu erkennen. Doch das alles spielte keine Rolle. Es hätte vielleicht wichtig sein müssen, aber es war nicht wichtig. Einen Augenblick lang zog mich der Zauber – der kleine, grausame Zauber, sie so zu sehen – wieder ganz in seinen Bann.

Sie war alles, was ich über Sex wusste. Alles, was ich über Grausamkeit wusste. Einen Moment lang spürte ich es in mir hochschwappen wie einen berausenden Wein. Ich gehörte wieder zu ihnen.

Und dann schaute ich Woofer an.

Eine Miniausgabe von mir oder von dem, wozu ich fähig war, mit einem Messer in der Hand.

Kein Wunder, dass Ruth sich konzentrierte.

Auch Willie und Donny waren konzentriert, und niemand sagte ein Wort. Ein Messer war kein Riemen, kein Gürtel und auch kein heißer Wasserstrahl, ein Messer konnte schwere, bleibende Verletzungen verursachen, und Woofer war noch so klein, dass er das nicht voll verstanden hatte. Er wusste zwar, dass eine Verletzung oder sogar der Tod möglich war, aber die Folgen hatte er nicht begriffen. Sie liefen auf dünnem Eis, und sie wussten es. Trotzdem ließen sie es zu. Sie wollten, dass es passierte. Sie wollten erziehen.

Auf solche Lektionen konnte ich verzichten.

Bis jetzt war noch kein Blut geflossen, doch mir war klar, dass es bald so weit sein konnte. Es war nur eine Frage der Zeit. Trotz Knebel und Augenbinde war zu sehen, dass Meg schreckliche Angst hatte. Ihre Brust und ihr Bauch hoben sich in ruckartigen Atemzügen. Die Narbe auf ihrem Arm zeichnete sich ab wie ein gezackter Blitz.

Er stocherte an ihrem Bauch herum. Auf den Zehenspitzen stehend konnte sie ihm nicht ausweichen. Sie zuckte nur krampfhaft in den Schnüren. Kichernd piekte Woofer sie unter dem Nabel.

Ruth begrüßte mich mit einem Nicken und

zündete sich noch eine Tareyton an. Ich erkannte den Trauring von Megs Mutter, der lose an ihrem Ringfinger hing.

Woofers ließ die Klinge über Megs Brustkasten gleiten und drückte ihr die Spitze in die Achselhöhle. Seine Bewegung war so schnell und achtlos, dass ich jeden Moment mit einem Blutfaden an ihren Rippen rechnete. Doch sie hatte noch mal Glück. Aber ich sah etwas anderes.

»Was ist das?«

»Was?«, fragte Ruth zerstreut.

»An ihrem Bein.«

Auf dem Schenkel, direkt über dem Knie war ein rotes keilförmiges Mal, ungefähr fünf Zentimeter groß.

Sie paffte ihre Zigarette, ohne zu antworten.

Willie tat es an ihrer Stelle. »Mom hat gebügelt. Sie hat sich aufgeführt, und da hat ihr Mom das Bügeleisen nachgeschmissen. Die Haut ist ein bisschen abgegangen, nicht schlimm. Nur dass jetzt das Bügeleisen kaputt ist.«

»Von wegen nicht schlimm«, sagte Ruth.

Sie meinte das Bügeleisen.

Inzwischen fuhr Woofers mit dem Messer wieder nach unten zu Megs Bauch. Und diesmal ritzte er sie direkt unter dem Brustkasten.

»Hoppla.« Er drehte den Kopf nach hinten zu Ruth.

Ruth stand auf.

Sie nahm einen Zug von der Zigarette und schnippte die Asche weg.

Dann ging sie hinüber.

»Verdammt, Ralphie.«

»Tut mir Leid.« Er ließ das Messer los, und es fiel klappernd auf den Boden.

Man sah, dass er Angst hatte. Doch ihr Ton war so ausdruckslos wie ihr Gesicht.

»Scheiße, das müssen wir jetzt ausbrennen.« Sie hob die Zigarette.

Ich sah weg.

Ich hörte Megs schrilles, gedämpftes Kreischen durch den Knebel, das abrupt in ein Wimmern umschlug.

»Halt die Fresse«, sagte Ruth. »Halt die Fresse, oder ich mach es noch mal.«

Meg konnte nicht aufhören.

Ich spürte, wie ich zitterte. Ich starrte auf die Betonwand.

Du musst durchhalten, dachte ich. Ich hörte das Zischen. Dann das Schreien.

Es roch verbrannt.

Ich schaute hin und sah Ruth mit der Zigarette in einer Hand, während sich die andere durch das graue Baumwollkleid um ihre Brust

schmiegte. Die Hand machte knetende Bewegungen. Ich sah die Brandwunden dicht nebeneinander unter Megs Rippen, ihr Körper war schweißgebadet. Ruth fuhr sich mit der Hand grob über das verknitterte Kleid nach unten und drückte sie zwischen die Beine. Ächzend und wankend hob sie wieder die Zigarette.

Ich war kurz davor, alles zu vermasseln. Ich wusste es. Ich spürte, wie es in mir hochkroch. Ich musste etwas tun, etwas sagen. Alles, damit das endlich aufhörte. Ich schloss die Augen und sah noch immer Ruths Hand zwischen ihren Beinen. Erstickender Geruch nach verbranntem Fleisch legte sich schwer um mich. Mir drehte sich der Magen. Ich wandte mich ab und hörte Meg aufschreien und noch mal schreien und plötzlich Donnys Stimme – »Mom! Mom! Mom!« –, die gedämpft und furchterfüllt war.

Ich wusste nicht, was los war.

Dann hörte ich es. Das Klopfen.

Jemand war an der Tür.

An der Eingangstür.

Ich sah Ruth an.

Sie starrte in Megs Richtung, ihr Gesicht war friedlich und entspannt, unbekümmert und gleichgültig. Langsam hob sie die Zigarette an die Lippen, um einen langen Zug zu nehmen.

Ihren Geschmack.

Wieder drehte sich mir der Magen.

Ich hörte das Klopfen.

»Geht mal hin«, sagte sie. »Aber langsam.

Und vorsichtig.«

Sie blieb ruhig stehen. Willie und Donny sahen sich an und gingen nach oben.

Wooferschaute erst Ruth an und dann Meg. Er wirkte verwirrt und war auf einmal wieder ein kleiner Junge, der wissen wollte, was er tun sollte. *Soll ich gehen oder bleiben?* Doch Ruth konnte ihm in ihrem Zustand keine Hilfe bieten. Also traf er schließlich selbst eine Entscheidung und folgte seinen Brüdern.

Ich wartete, bis er verschwunden war.

»Ruth?«

Sie schien mich nicht zu hören.

»*Ruth?*«

Ihr Blick blieb starr.

»Findest du nicht ...? Ich meine, wenn jemand ... Meinst du, die zwei können das? Willie und Donny?«

»Hmmm?«

Sie sah mich an, aber ich war nicht sicher, ob sie wirklich anwesend war. Ich habe nie mehr jemanden gesehen, der eine solche Leere ausstrahlte.

Doch das war meine Chance. Vielleicht meine

einzige. Ich musste nachhaken.

»Meinst du nicht, dass du dass machen solltest, Ruth? Angenommen, es ist wieder Mr. Jennings.«

»Wer?«

»Mr. Jennings. Officer Jennings. Die Polizei, Ruth.«

»Oh.«

»Ich kann auf sie aufpassen.«

»Aufpassen?«

»Damit sie nicht ...«

»Ja, gut. Pass auf sie auf. Gute Idee. Danke, Davy.« Langsam, fast wie in einem Traum steuerte sie auf die Tür zu. Dann wandte sie sich noch einmal um. Ihre Stimme klang wieder fest und scharf, der Rücken war gerade. In ihren Augen zerstob gebrochenes Licht.

»Bau bloß keinen Scheiß.«

»Was?«

Lächelnd drückte sie den Finger an die Lippen.

»Ein Geräusch von hier unten, und ich versprech dir, ich bringe euch alle zwei um. Ich bestrafe euch nicht, ich bringe euch um. Verstanden, Davy? Sind wir uns da einig?«

»Ja.«

»Sicher?«

»Ja, Mrs. Chandler.«

»Gut. Sehr gut.«

Sie machte kehrt, und dann hörte ich ihre schlurfenden Hausschuhe auf der Treppe. Ich hörte Stimmen von oben, konnte aber nichts verstehen.

Ich wandte mich zu Meg.

Ich sah, wo sie sie beim dritten Mal verbrannt hatte. Auf der rechten Brust.

»O Gott, Meg.« Ich ging zu ihr. »Ich bin's, David.« Ich nahm ihr die Augenbinde ab, damit sie mich sehen konnte. Ihre Augen flackerten wild.

»Meg, hör mir zu. Hör mir bitte zu. Mach bitte keinen Lärm. Du hast gehört, was sie gesagt hat. Sie macht es, Meg. Bitte schrei nicht, okay? Ich will dir helfen. Wir haben nicht viel Zeit. Hör mir zu. Ich nehm dir jetzt den Knebel raus, ja? Und du schreist nicht? Das bringt nichts. Wer weiß, wer da oben ist. Die Avon-Beraterin vielleicht. Ruth kann sich da locker rausreden. Sie kann sich überall rausreden. Aber ich hol dich hier raus, hast du mich verstanden? Ich hol dich hier raus!«

Ich redete wie ein Wasserfall, ich konnte nicht aufhören. Ich nahm ihr den Knebel ab, damit sie antworten konnte.

Sie leckte sich die Lippen.

»Wie?« Es war nur ein dünnes, schmerzhaftes

Krächzen.

»Heute Nacht. Spät. Wenn alle schlafen. Es muss so aussehen, wie wenn du es selbst gemacht hättest. Ganz allein. Okay?«

Sie nickte.

»Ich hab ein bisschen Geld. Du schaffst es schon. Und ich kann immer rüberschauen, damit Susan nichts passiert. Dann können wir uns vielleicht was überlegen, um sie auch hier rauszuholen. Vielleicht noch mal die Polizei rufen. Wenn wir ihnen ... das hier zeigen. In Ordnung?«

»In Ordnung.«

»Okay, bis heute Nacht. Versprochen.«

Ich hörte das Schlagen der Eingangstür und dann Schritte durchs Wohnzimmer und auf der Treppe. Ich knebelte sie wieder und streifte ihr die Augenbinde über.

Es waren Donny und Willie.

Sie starrten mich zornig an.

»Woher hast du es gewusst?«, fragte Donny.

»Was gewusst?«

»Hast du ihm was gesagt?«

»Wem? Was gesagt? Was redest du da?«

»Red keinen Stuss, David. Du hast zu Ruth gesagt, dass vielleicht Jennings vor der Tür steht.«

»Und rat mal, wer es war, Arschgesicht.«

O Mann, dachte ich. O Scheiße. Und ich hatte sie gebeten, nicht zu schreien.

Dabei hätten wir es eigentlich belassen können.

Aber ich musste weiterspielen, um sie zufriedenzustellen.

»Du machst Witze.«

»Ich mach keine Witze.«

»Mr. Jennings? Mein Gott, ich hab doch nur geraten.«

»Ziemlich gut geraten«, fand Willie.

»Ich hab es einfach gesagt, damit sie ...«

»Damit sie was?«

Raufgeht, dachte ich.

»Damit sie wieder in Gang kommt. Mann, ihr habt sie doch gesehen. Sie war doch wie ein Zombie hier unten!«

Sie schauten sich an.

»Sie war wirklich ziemlich komisch«, sagte Donny.

Willie zuckte die Schultern. »Ja, stimmt.«

Ich wollte sie weiter beschäftigen, damit sie nicht darüber nachdachten, dass ich allein mit ihr gewesen war.

»Was habt ihr ihm gesagt? Ist er wegen Meg gekommen?«

»Irgendwie schon«, antwortete Donny. »Hat gemeint, er wollte nur mal nachschauen, wie

es den zwei netten jungen Mädchen geht. Also haben wir ihn zu Susan in ihr Zimmer geführt und ihm gesagt, dass Meg beim Einkaufen ist. Susan hat natürlich keinen Mucks gemacht – hat sich nicht getraut. Ich glaube, er hat es uns abgenommen. War ihm irgendwie unangenehm. Ziemlich schüchtern für einen Cop.«

»Wo ist eure Mom?«

»Sie hat gemeint, sie will sich kurz hinlegen.«

»Und was esst ihr zu Abend?«

Es war eine alberne Frage, aber das Erste, was mir einfiel.

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich machen wir Hotdogs auf dem Grill. Warum? Willst du rüberkommen?«

»Ich frage meine Mutter.« Mein Blick ging zu Meg. »Und was ist mit ihr?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Wollt ihr sie so hängen lassen, oder was? Ihr könnt ihr wenigstens was auf die Brandwunden tun. Sonst entzünden sie sich noch.«

»Scheiß drauf«, sagte Willie. »Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich überhaupt schon fertig bin mit ihr.«

Er bückte sich und hob Woofers Messer auf.

Grinsend warf er es in die Luft und fing es auf, nachdem es eine Umdrehung gemacht hatte. Mit hängenden Schultern schaute er sie an.

»Oder vielleicht bin ich doch schon fertig. Ich weiß nicht. Ich weiß nicht.« Er trat vor sie und wiederholte, damit sie ihn klar und deutlich hören konnte: »Ich weiß es einfach nicht.«

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn zu ignorieren.

»Ich frage meine Mutter.«

Ich wollte nicht sehen, wie er sich entscheiden würde. Ich konnte sowieso nichts machen. Manche Dinge musste man einfach laufen lassen. Man musste sich auf das konzentrieren, was man machen *konnte*. Ich wandte mich ab und stieg die Treppe hinauf.

Oben schaute ich noch mal kurz die Tür an.

Ich verließ mich auf ihre Trägheit, auf ihre Schlamperei.

Ich überprüfte das Schloss.

Ja, es war immer noch kaputt.

Es war eine Zeit, in der selbst die Bösen noch eine seltene Unschuld an den Tag legten.

Einbrüche waren in unserem Ort unbekannt. So etwas passierte in den Großstädten, aber nicht bei uns – das war ja auch einer der Gründe, warum unsere Eltern den Städten den Rücken gekehrt hatten.

Türen wurden vor der Kälte, dem Wind und dem Regen verschlossen, aber nicht vor den Menschen. Und wenn im Lauf der Jahre das Schloss an einer Tür oder einem Fenster entzweiging oder vom schlechten Wetter durchgerostet war, ließ man es oft einfach so. Man brauchte kein Schloss, um den Schnee auszusperren.

Das Haus der Chandlers war da keine Ausnahme.

An der Rückseite war eine Fliegentür mit einem Schloss, das wahrscheinlich noch nie funktioniert hatte – zumindest nicht seit Menschengedenken. Die Holztür war leicht verzogen, und die Verriegelung schnappte nicht mehr ein.

Auch nach Beginn von Megs Gefangenschaft

hatte sich keiner darum gekümmert, es zu reparieren.

So blieb nur die metallene Fleischschranktür vor dem Bunker, die mit einem Bolzen verriegelt war. Ein ziemlich klobiges, lautes Teil, aber man musste nur den Bolzen zurückschieben.

Ich hoffte, dass es klappen würde.

Um drei Uhr fünfundzwanzig morgens machte ich mich auf den Weg.

Ich hatte eine Stablampe, ein Taschenmesser und siebenunddreißig mit Schneeschippen verdiente Dollar eingesteckt. Ich hatte Turnschuhe, Jeans und das T-Shirt an, das mir meine Mutter schwarz gefärbt hatte, nachdem Elvis in *Gold aus heißer Kehle* so eins getragen hatte. Als ich die Auffahrt zum Garten der Chandlers überquerte, klebte das T-Shirt schon an meinem Rücken wie eine zweite Haut.

Das Haus war dunkel.

Ich trat auf die Veranda und wartete kurz, um zu horchen. Die Nacht lag still und hell unter einem Dreiviertelmond.

Das Chandlerhaus schien mich anzuatmen und knackte wie die Knochen einer schlafenden alten Frau.

Es war unheimlich.

Einen Augenblick lang wollte ich das Ganze vergessen, nach Hause gehen, mich ins Bett legen und mir die Decke über den Kopf ziehen. Am liebsten wäre ich in einer ganz anderen Stadt gewesen. Den ganzen Abend hatte ich mir ausgemalt, wie meine Mutter oder mein Vater zu mir sagte: Also, David, ich weiß nicht, wie ich es dir beibringen soll, aber wir ziehen um.

Doch so viel Glück hatte ich nicht.

Immer wieder sah ich vor mir, wie sie mich auf der Treppe erwischten. Plötzlich würde das Licht angehen, und Ruth würde über mir stehen und mit einer Schrotflinte auf mich zielen. Wahrscheinlich hatten sie nicht mal ein Gewehr. Trotzdem spielte es sich in meinem Kopf so ab. Immer wieder wie eine Platte in der Auslaufrille.

Du bist verrückt, dachte ich mir.

Aber ich hatte es versprochen.

Und so beklemmend es auch war, der Tag heute hatte mir noch mehr Angst eingejagt. Ruths Anblick hatte mir endlich gezeigt, wohin das Ganze steuerte. Klar und deutlich bis zum bitteren Ende. Bis zu Megs Tod.

Ich weiß nicht, wie lange ich so auf der Veranda wartete.

Lang genug, um die sanfte Brise und das

Scharren des Roseneibischstrauchs an der Mauer zu hören, um das Quaken der Frösche am Bach und das Zirpen der Grillen im Wald zu bemerken. Lang genug, dass sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten und mich das Gewöhnliche der nächtlichen Unterhaltung zwischen Fröschen und Grillen allmählich beruhigte. Und nach einer Weile spürte ich schließlich nicht mehr nackte Angst wie am Anfang, sondern Aufregung – Aufregung darüber, dass ich endlich etwas machte, etwas für Meg und mich, und etwas, was noch keiner von den Menschen, die ich kannte, getan hatte. Dieser Gedanke half mir. Und der Gedanke daran, dass ich es hier und jetzt wirklich tat. So konnte ich eine Art Spiel daraus machen. Ich brach nachts in ein Haus ein, dessen Bewohner schliefen. Das war alles. Keine gefährlichen Bewohner. Nicht Ruth, nicht die Chandlers. Einfach irgendwelche Leute. Ich war ein Einbrecher. Gelassen, umsichtig und verstohlen. Niemand würde mich erwischen. Weder heute Nacht noch sonst irgendwann.

Ich öffnete die äußere Fliegentür.

Sie gab nur ein leises Quietschen von sich.

Die innere Tür war schwieriger. Ihr Holz war durch die Feuchtigkeit aufgequollen. Ich zog die Klinke nach unten und drückte die Finger

gegen den Türpfosten, den Daumen gegen die Tür. Dann schob ich langsam, sachte.

Sie ächzte.

Ich schob fester und gleichmäßiger. Die Klinke fest in der Hand zog ich leicht nach hinten, damit sie beim Aufgehen nicht anstieß und in den Angeln erzitterte.

Wieder ächzte sie.

Bestimmt hatte es das ganze Haus mitbekommen. Alle.

Ich konnte immer noch davonlaufen, wenn es sein musste. Das war gut zu wissen.

Dann ging sie plötzlich auf. Mit noch weniger Lärm als die Fliegentür.

Ich lauschte.

Ich trat in den Flur.

Ich schaltete die Stablampe ein. Die Treppe war vollgestellt mit Schrubbern, Bürsten, Lumpen und Eimern – Ruths Putzzeug – Gläsern mit Nägeln drin, Farbdosen und Lösungsmittel. Zum Glück lehnte das meiste davon auf der einen Seite, gegenüber von der Wand. Mir war klar, dass die Stufen ganz dicht an der Wand den besten Halt hatten und dadurch am wenigsten knarrten. Wenn sie mich erwischten, dann hier, denn hier musste ich am meisten Krach machen. Vorsichtig stieg ich hinunter.

Auf jeder Stufe blieb ich stehen und lauschte. Zwischen den Schritten wartete ich unterschiedlich lang, um keinen Rhythmus entstehen zu lassen.

Doch jede Stufe gab einen Laut von sich.

Es dauerte ewig.

Dann war ich endlich unten. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich konnte es einfach nicht fassen, dass sie mich nicht gehört hatten.

Im Keller roch es feucht nach Schimmel und Wäsche – und nach etwas wie verschüttete, saure Milch.

So ruhig und gleichmäßig wie möglich schob ich den Bolzen zurück. Trotzdem klirrte Metall gegen Metall.

Dann machte ich die Tür auf und ging hinein.

Erst dann, glaube ich, fiel mir wieder ein, was ich hier überhaupt machte.

Meg saß in einer Ecke auf der Luftmatratze und wartete. In dem dünnen Lichtstrahl sah ich, wie viel Angst sie hatte. Und wie schlecht der Tag für sie gelaufen war.

Sie hatten ihr ein verknittertes Hemd zum Anziehen gegeben und sonst nichts. Ihre Beine waren nackt.

Willie hatte sie mit dem Messer bearbeitet.

Über ihre Schenkel und Waden bis fast hinab zu den Knöcheln liefen Linien und Kratzer im

Zickzack.

Auf ihrem Hemd war Blut. Das meiste war eingetrocknet – aber nicht alles. An manchen Stellen sah man feuchte Flecken.

Sie stand auf.

Sie kam auf mich zu, und ich sah eine neue Prellung an ihrer Schläfe.

Trotzdem wirkte sie immer noch gefasst und bereit.

Sie wollte etwas sagen, doch ich legte den Finger an die Lippen, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Ich lasse den Bolzen und die Hintertür offen«, flüsterte ich.

»Sie werden meinen, sie haben es einfach vergessen. Gib mir ungefähr eine halbe Stunde. Bleib an der Wandseite, wenn du die Treppe raufgehst, und fang nicht an zu rennen. Donny ist schnell. Er würde dich erwischen. Hier.«

Ich zog das Geld aus der Hosentasche. Sie schaute es an, dann schüttelte sie den Kopf.

»Lieber nicht. Wenn etwas schief geht und sie es finden, dann wissen sie, dass jemand hier war. Und noch eine Chance kriegen wir nicht. Versteck es ...« Sie überlegte kurz. »Versteck es am Felsen. Leg einen Stein drauf oder so. Ich finde es schon, keine Sorge.«

»Wo willst du hin?«

»Ich weiß nicht. Noch nicht. Vielleicht noch mal zu Mr. Jennings. Nicht zu weit weg auf jeden Fall. Ich will in der Nähe von Susan bleiben. Ich lass dir eine Nachricht zukommen, sobald ich kann.«

»Willst du die Taschenlampe?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Ich kenne die Treppe. Los, raus hier. Verschwinde.«

Ich wandte mich zum Gehen.

»David?«

Ich drehte mich wieder um, und plötzlich stand sie bei mir und streckte den Arm aus. Ich sah helle Tränen in ihren Augen, bevor sie sie schloss und mich küsste.

Ihre Lippen waren aufgerissen, gesprungen und zerschunden.

Sie waren das Zarteste und Schönste, das mich je berührt und das ich je berührt hatte.

Auch mir schossen die Tränen in die Augen.

»O Gott, Meg. Es tut mir Leid. Es tut mir so Leid.«

Ich brachte die Worte kaum hervor. Ich konnte nur kopfschüttelnd dastehen und sie um Verzeihung bitten.

»David. *Danke*. Was man am Schluss macht – nur darauf kommt es an.«

Ich schaute sie an. Es war, als würde ich sie mit den Augen trinken, als würde ich mich ir-

gendwie in sie *verwandeln*.

Ich wischte mir über die Augen und das Gesicht.

Mit einem Nicken drehte ich mich um.

Dann fiel mir etwas ein. »Warte.«

Ich trat aus dem Bunker und ließ den Lichtstrahl über die Wände gleiten. Dann fand ich, was ich gesucht hatte. Ich nahm das Montiereisen vom Nagel und gab es ihr.

»Für alle Fälle.«

Sie nickte.

»Viel Glück, Meg.« Leise schloss ich die Tür.

Dann war ich wieder mitten in der bedrückenden, kreischenden Stille des schlafenden Hauses, schlich mich langsam hinauf zur Tür und rechnete jeden Schritt auf das Ächzen der Betten und das Wispern der Äste.

Und dann war ich draußen.

Ich lief über den Garten zur Auffahrt und von dort aus zur Rückseite meines Hauses und in den Wald. Der Mond schien hell, aber ich kannte den Weg auch ohne Mond. Ich hörte das rauschende Wasser des Baches.

Am Ufer hob ich einige Steine auf und ließ mich vorsichtig hinunter. Das Wasser glitzerte im Mondlicht und brach sich an den Steinen. Ich trat auf den Felsen, schichtete das Geld zu

einem Haufen auf und beschwerte es mit einer kleinen, ordentlichen Pyramide von Steinen.

Oben auf der Böschung blickte ich zurück.

Das Geld und die Steine sahen heidnisch aus, wie eine Opfergabe.

Durch den würzigen, frischen Duft der Blätter lief ich nach Hause.

Dann saß ich im Bett und hörte den Geräuschen in meinem Haus zu.

Eigentlich hatte ich gedacht, dass ich nicht einschlafen würde, doch ich hatte nicht mit der Anstrengung und Erschöpfung gerechnet. Kurz nach Beginn der Morgendämmerung nickte ich auf meinem nassgeschwitzten Kissen ein.

Ich schlief schlecht – und viel zu lang.

Ich schaute auf die Uhr, und es war schon fast Mittag. Schnell zog ich mich an und lief in die Küche, würgte die vorgeschriebene Schüssel Haferflocken hinunter, weil meine Mutter dabei stand und mir einen Vortrag hielt über Kinder, die den ganzen Tag schliefen und aus denen später als Erwachsene nichts Gescheites wurde – meistens endeten sie im Gefängnis oder als Arbeitslose – und raste durch die Tür hinaus mitten hinein in die drückende Augusthitze.

Einfach zu den Chandlers rüberzugehen war mir zu riskant. Was, wenn sie mir auf die Schliche gekommen waren?

Ich rannte durch den Wald zum Felsen.

Die kleine Pyramide aus Steinen und Dollars

stand unberührt.

Im Tageslicht sah sie nicht mehr wie eine Opfergabe aus. Sie sah aus wie ein Haufen Hundescheiße auf einem Haufen Blätter. Höhnend blickte sie mich an.

Ich wusste, was das zu bedeuten hatte. Sie hatte es nicht geschafft.

Sie hatten sie erwischt.

Sie war immer noch im Bunker.

Schreckliche Übelkeit schwappte durch meinen Magen, und fast wären mir die Haferflocken wieder hochgekommen. Ich war wütend, dann bekam ich Angst, und dann war ich nur noch verwirrt. Angenommen, sie hatten sich überlegt, dass ich den Riegel zurückgeschoben hatte? Oder angenommen, sie hatten Meg dazu gezwungen, mich zu verraten?

Was sollte ich jetzt machen?

Fliehen? Die Stadt verlassen?

***Ich könnte die Polizei holen,* dachte ich. Ich könnte zu Mr. Jennings gehen.**

Und dann dachte ich, na toll, und was soll ich ihm erzählen? Dass Ruth Meg schon seit Monaten folterte und dass ich es schließlich wissen musste, weil ich ihr dabei sogar irgendwie geholfen hatte?

Ich hatte schon einige Krimis gesehen und wusste ganz genau, was ein Komplize ist.

Und ich kannte einen Jungen – einen Freund meines Cousins in West Orange –, der fast ein Jahr Jugendstrafe abgesessen hatte, weil er sich mit Bier betrunken und das Auto des Nachbarn geklaut hatte. Wenn man ihm Glauben schenkte, konnten sie einen jederzeit zusammenschlagen, unter Drogen setzen oder in eine Zwangsjacke stecken. Und sie ließen einen erst wieder raus, wann und wie es ihnen passte.

Es musste eine andere Möglichkeit geben.

Das hatte doch auch Meg gemeint mit dem Geld, das ich behalten sollte – wir konnten es wieder probieren. Und diesmal besser planen.

Wenn sie nicht schon über mich Bescheid wussten.

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden. Ich kletterte hinüber zum Felsen, sammelte die Fünfer und Einer zusammen und steckte sie ein. Dann atmete ich ganz tief durch. Und ging hinüber.

Willie kam mir an der Tür entgegen, und es war sofort klar, dass er dringendere Sachen im Kopf hatte als irgendeinen Verdacht gegen mich.

»Komm rein.«

Er schaute abgekämpft und müde aus, aber auch aufgeregt. Die Mischung machte ihn noch hässlicher. Es war klar, dass er sich nicht gewaschen hatte, und sein Mundgeruch war selbst für seine Verhältnisse grauenhaft.

»Mach die Tür hinter dir zu.«

Ich folgte seiner Anweisung.

Wir gingen hinunter.

Ruth lehnte in ihrem Klappstuhl. Woofer war auch da. Eddie und Denise hockten auf dem Arbeitstisch. Susan weinte neben Ruth still vor sich hin.

Alle saßen ruhig da, während Donny grunzend unten auf dem kalten, feuchten Betonboden lag, die Hose bis zu den Knöcheln heruntergestreift, und die nackte, an Händen und Füßen an die Stützpfeiler gefesselte Meg vergewaltigte.

Anscheinend hatte es sich Ruth gründlich anders überlegt, was die Sache mit dem Anfassen

anging.

Mir wurde schlecht.

Ich wandte mich ab, um wieder zu gehen.

»Mm-mm«, meinte Willie. »Du bleibst hier.«

Das Tranchiermesser in seiner Hand und der Blick in seinen Augen gaben ihm Recht. Ich blieb.

Alle waren so still, dass man das Summen von zwei Fliegen hören konnte.

Es kam mir vor wie ein schlechter, kranker Traum. Und ich verhielt mich wie in einem Traum. Passiv schaute ich zu, wie er sich entwickelte.

Donny bedeckte sie fast ganz. Ich sah nur ihre Beine und Schenkel. Entweder waren sie seit gestern mit Prellungen übersät oder sehr schmutzig. Ihre Fußsohlen waren schwarz.

Ich spürte fast sein Gewicht auf ihr, wie er sie hämmernd nach unten auf den rauen, harten Boden drückte. Sie trug den Knebel, aber nicht die Augenbinde. Durch den Knebel hörte ich ihren Schmerz und ihre hilflose Wut.

Auf einmal bäumte er sich stöhnend auf und packte sie an den verbrannten Brüsten. Dann rollte er sich langsam von ihr herunter.

Neben mir atmete Willie erleichtert auf.

»Also.« Ruth nickte. »Jetzt weißt du, wozu du gut bist.«

Denise und Woofer kicherten.

Donny zog sich die Hose hoch und machte den Reißverschluss zu. Er warf einen flüchtigen Blick in meine Richtung, schaute mir aber nicht in die Augen. Das konnte ich ihm nachfühlen. An seiner Stelle hätte ich es auch nicht getan.

»Jetzt hast du wahrscheinlich Tripper«, bemerkte Ruth. »Aber das macht nichts. Die haben heute gute Medikamente.«

Plötzlich fing Susan an zu schluchzen.

»Mommy!«

Sie wiegte sich in ihrem Stuhl hin und her.

»Ich will zu meiner *Mommy*!«

»Ach, halt endlich die Klappe«, sagte Woofer.

Eddie schloss sich an. »Ja, genau.«

»Halt die Fresse, verdammt«, schrie Ruth.

»Halt die Fresse!«

Sie trat nach Susans Stuhl. Sie lehnte sich zurück und trat noch mal zu. Susan stürzte herunter, sie lag schreiend da, und ihre Schienen scharrten über den Boden.

»Bleib da! Bleib da unten, bleib, wo du bist!«

Ruth schaute sich um. »Wer will sonst noch? Davy? Eddie?«

»Ich«, sagte Willie.

Ruth schaute ihn an.

»Ich weiß nicht. Dein Bruder hat sie gerade

gehabt. Das kommt mir irgendwie wie Inzest vor. Ich weiß nicht.«

»Ach, verdammt, Mom!«

»Doch es kommt mir so vor. Nicht dass es der kleinen Nutte was ausmachen würde. Aber mir wär's viel lieber, wenn es Eddie oder Davy machen würden.«

»Davy will sie doch gar nicht!«

»Klar will er.«

»Nein, er will sie nicht!«

Sie sah mich an, und ich wandte den Blick ab.

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht nicht. Der Junge ist vernünftig. Ich würde sie auch nicht anfassen. Aber ich bin ja auch kein Mann. Wie steht's mit dir, Eddie?«

»Ich will sie schneiden«, antwortete Eddie.

»Ja, ich auch!«, rief Woofer.

»Schneiden?« Ruth wirkte verblüfft.

»Sie haben gesagt, wir dürfen sie schneiden, Mrs. Chandler«, warf Denise ein.

»Hab ich das?«

»Ja klar«, antwortete Woofer.

»Das hab ich gesagt? Wann? Wie schneiden?«

»Hey, ich will sie ficken.« Willie wollte noch nicht aufgeben.

»Klappe. Ich rede gerade mit Ralphie. Wie wollt ihr sie schneiden?«

»Ihr was einritzen. Damit die Leute Bescheid

wissen. Damit sie wissen, was für eine Nutte sie ist.«

»Genau. So was wie ein scharlachroter Buchstabe«, fügte Denise hinzu. »Wie in diesem Comicalbum.«

»Ach, ihr meint so was wie brandmarken. Ihr meint brandmarken, nicht schneiden.«

»Du hast *schneiden* gesagt«, entgegnete Woofer.

»Erzähl mir nicht, was ich gesagt habe. Widersprich mir nicht, ich bin deine Mutter.«

Jetzt mischte sich auch Eddie ein. »Aber Sie haben es wirklich gesagt, Mrs. Chandler. Ehrlich. Sie haben schneiden gesagt.«

»Wirklich?«

»Ich habe es selbst gehört. Alle haben es gehört.«

Ruth nickte. Sie ließ es sich durch den Kopf gehen. Dann seufzte sie.

»Okay. Da brauchen wir eine Nadel. Ralphie, geh rauf und hol meinen Nähkasten aus ... ich glaube, er ist im Flurschrank.«

»Okay.«

Er rannte an mir vorbei.

Ich konnte noch immer nicht glauben, dass das passierte.

»Ruth«, sagte ich, »Ruth?«

Sie schaute mich an. Ihre Augen schienen in

ihren Höhlen zu zucken.

»Was?«

»Das könnt ihr doch nicht wirklich machen.«

»Ich habe es gesagt, also können wir es auch.«

Sie beugte sich zu mir. Ich roch den Zigarettenrauch, der aus jeder Pore ihres Körpers drang.

»Weißt du, was die Schlampe letzte Nacht gemacht hat? Sie wollte abhauen. Irgendjemand hat die Tür nicht verriegelt. Wahrscheinlich Donny, weil er gestern als Letzter drin war, und außerdem ist Donny in sie verknallt. Schon die ganze Zeit. Also habe ich ihn rangelassen. Wenn ein Mann eine Frau gehabt hat, will er nichts mehr von ihr wissen. Donny ist jetzt bestimmt kuriert.

Auf jeden Fall ist es gut, wenn die Leute sehen, was sie für eine ist. Meinst du nicht auch?«

»Mom.« Willie winselte jetzt.

»Was ist?«

»Warum darf ich nicht?«

»Was darfst du nicht?«

»Sie ficken!«

»Weil ich es gesagt habe, verdammt. Das ist Inzest! Und jetzt lass mich endlich in Ruhe damit. Willst du in den Schleim von deinem eigenen Bruder reinrutschen? Willst du das? Hör

mir auf. Du bist widerlich. Genau wie dein gottverdammter Vater.«

Ich hielt es nicht mehr aus. »Ruth, du ... das kannst du nicht machen.«

»Ach?«

»Nein.«

»Nein? Warum nicht?«

»Es ist nicht ... es ist nicht richtig.«

Sie stand auf. Sie trat auf mich zu, und ich musste sie anschauen. Ich musste ihr direkt in die Augen schauen.

»Erzähl mir nicht, was richtig ist, Junge.«

Ihre Stimme war ein tiefes, bebendes Knurren. Ich merkte, dass sie zitterte vor Wut, eine Wut, die kaum noch unter Kontrolle war. Die Augen flackerten wie blakende Kerzen. Unwillkürlich machte ich einen Schritt zurück. Mein Gott, dachte ich, dass ist die Frau, die ich einmal gern hatte. Eine Frau, die ich für witzig und manchmal sogar für schön gehalten habe. Eine von uns.

Ich hatte eine Scheißangst vor ihr.

Sie bringt mich um, dachte ich. Sie bringt uns alle um, auch ihre eigenen Kinder, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wenn es ihr in den Kram passt.

»Erzähl mir nichts.«

Ich glaube, sie wusste, was mir in diesem Mo-

ment durch den Kopf ging. Ich glaube, sie durchschaute mich vollkommen.

Es machte ihr nichts aus. Sie wandte sich an Willie.

»Wenn er versucht abzuhausen, schneid ihm die Eier ab und bring sie mir. Kapiert?«

Willie erwiderte ihr Lächeln. »Klar, Mom.«

Woofers kam mit einer ramponierten Schuh-schachtel hereingerannt. Er gab sie Ruth.

»Es war nicht da.«

»Häh?«

»Es war nicht im Flurschrank. Es war auf der Kommode im Schlafzimmer.«

»Ach.«

Sie öffnete die Schachtel. Ich erhaschte einen Blick auf ein Gewirr von Zwirnspulen, Fadenrollen, Nadelkissen, Knöpfen und Nadeln. Sie stellte sie auf den Arbeitstisch und wühlte darin herum.

Eddie stand auf, um ihr Platz zu machen, und spähte ihr über die Schulter.

»Da haben wir's ja schon.« Sie wandte sich an Woofers. »Das müssen wir aber vorher heiß machen, sonst kriegt sie eine Entzündung.«

Sie hielt eine lange, dicke Nähnnadel in der Hand.

Knisternde Spannung stand auf einmal im Raum.

Ich schaute erst die Nadel und dann Meg auf dem Boden an. Auch ihr Blick und der von Susan hingen an der Nadel.

»Wer darf es machen?«, fragte Eddie.

»Na ja, wir wollen fair sein. Jeder macht einen Buchstaben. Okay?«

»Super. Und was schreiben wir?«

Ruth dachte nach.

»Was möglichst Einfaches. Schreiben wir doch: ›Ich ficke. Fick mich.‹ Das sollte reichen. Dann weiß jeder, was los ist.«

»Klar«, meinte Denise. »Das ist super.« Für mich sah sie in diesem Moment genauso aus wie Ruth. Das gleiche zuckende Licht in den Augen, die gleiche angespannte Erwartung.

»Wow«, rief Woofer. »Das sind viele Buchstaben. Fast drei für jeden.«

Ruth zählte nach und nickte.

»Ich glaube sogar, dass David gar nicht mitmachen will, und dann sind es für jeden drei, und den einen, der übrigbleibt, übernehme ich. David?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Hab ich mir schon gedacht.« Sie klang weder zornig noch höhnisch.

»Okay. Ich mach das erste I. Also los.«

Ich probierte es noch einmal. »Ruth? *Ruth?*«

Willie machte einen Schritt auf mich zu und

bewegte das Tranchiermesser in langsamen, trägen Kreisen direkt unter meinem Kinn. Das machte mich nervös, denn Willie war alles zuzutrauen. Mein Blick wanderte zu Eddie, der ebenfalls mit der Klinge seines Schweizer Messers herumspielte, die Augen kalt und tot, wie ich es erwartet hatte. Dann zu Donny. Es war ein anderer Donny. Auch von ihm konnte ich nicht mit Hilfe rechnen.

Doch Ruth wandte sich nur zu mir um, immer noch beherrscht und ruhig und irgendwie müde. Fast als wollte sie mir etwas erklären, was ich schon längst hätte wissen müssen, und nur zu meinem eigenen Besten. Als würde sie mir damit einen großen Gefallen erweisen. Als wäre ich von allen Kindern in dem Raum ihr Liebling.

»David, ich hab's dir gesagt. Misch dich nicht ein.«

»Dann will ich gehen. Ich will hier raus.«

»Nein.«

»Ich will das nicht sehen.«

»Dann schaust du halt nicht hin.«

Sie wollten es wirklich machen.

Woofers hatte schon die Streichhölzer. Er erhitzte die Nadel.

Ich musste mich zusammenreißen, um nicht zu weinen.

»Ich will es auch nicht hören.«

»Da kann man nichts machen. Wenn du kein Wachs in den Ohren hast, wirst du einiges zu hören kriegen.«

Und so war es auch.

Als es vorbei war und sie mit Alkohol abgetupft worden war, ging ich zu ihr, um zu sehen, was sie gemacht hatten. Nicht erst eben, sondern seit letzter Nacht.

Den ganzen Tag war ich noch nicht so nahe bei ihr gewesen.

Sie hatten ihr den Knebel herausgezogen, weil sie genau wussten, dass sie viel zu schwach zum Reden war. Ihre Lippen waren ganz aufgedunsen. Ein Auge war rot und violett und fast zugeschwollen. Ich sah drei oder vier Brandflecken von einer Zigarette auf ihrer Brust und auf dem Schlüsselbein und einen auf der Schenkelinnenseite. Die dreieckige Verbrennung von Ruths Bügeleisen war eine einzige offene Blase. An den Rippen und Armen und über den Waden und Schenkeln war sie übersät mit blauen Flecken und Schnittwunden, die ihr Willie beigebracht hatte.

Und die Worte waren auch noch da.

ICH FICKE FICK MICH

In fünf Zentimeter hohen Buchstaben. Alles Großbuchstaben. Halb eingebrannt und halb eingeschnitten in die Haut über ihrem Magen.

Es sah aus wie die zittrige, zögernde Hand-

schrift eines sechsjährigen Schuljungen.

»Jetzt kannst du nicht mehr heiraten«, stellte Ruth fest. Sie saß wieder rauchend auf ihrem Stuhl, hatte die Knie umklammert und wiegte sich hin und her. Willie und Eddie waren nach oben gegangen, um sich ein Cola zu holen. Im Bunker stank es nach Rauch und Schweiß und Alkohol. »Verstehst du, Meggy, das bleibt dir jetzt für immer. Du kannst dich nicht mehr ausziehen. Für niemanden. Nie mehr. Weil sie sonst die Worte sehen.«

Ich schaute hin und erkannte, dass es stimmte.

Ruth hatte sie verändert.

Fürs ganze Leben.

Die Brandwunden und Prellungen würden vergehen, doch das würde bleiben und, wenn auch vielleicht nur schwach, selbst in dreißig Jahren noch zu lesen sein. Jedes Mal, wenn sie nackt vor jemandem stand, würde sie daran denken und es erklären müssen. Bei jedem Blick in den Spiegel würde sie es sehen und sich erinnern.

Dieses Jahr war in der Schule eine Vorschrift eingeführt worden, die besagte, dass die Schüler nach dem Sportunterricht duschen mussten. Wie sollte sie das hinkriegen in einem Raum voller Teenagerinnen?

Ruth machte sich keine Sorgen. Für sie war Meg nun eine Art Schützling.

»Jetzt bist du besser dran, wirst schon sehen. Kein Mann wird dich wollen. Du wirst keine Kinder kriegen. Das ist viel besser für dich. Du hast Glück. Hast du gemeint, dass es gut ist, wenn du niedlich bist? Und sexy? Glaub mir, Meggy, eine Frau ist viel besser dran in dieser Welt, wenn sie *ekelerregend* ist.«

Eddie und Willie kamen lachend mit einem Sixpack Cola herein und verteilten die Flaschen. Ich nahm eine und musste mich anstrengen, damit sie nicht zitterte in meiner Hand. Das schwache, süßliche Karamellaroma stieg mir in die Nase. Ein Schluck, und ich würde kotzen. Seit es angefangen hatte, hatte ich mich zusammengerissen.

Donny nahm kein Cola. Er stand neben Meg und schaute auf sie hinunter.

»Du hast Recht, Ma. Das verändert alles. Was wir geschrieben haben, meine ich. Irgendwie seltsam.«

Er versuchte dahinterzukommen. Schließlich hatte er es gefunden.

»Sie ist nichts Besonderes mehr.«

Er klang zugleich überrascht und erleichtert.

Ruth lächelte. Das Lächeln war dünn und zitterig.

»Siehst du? Ich hab's dir doch gesagt.«

Eddie lachte, kam herüber und trat sie in die Rippen. Meg ächzte nur schwach. »Nö, die ist wirklich nichts Besonderes.«

»Sie ist gar nichts!« Denise nuckelte an ihrem Cola.

Eddie trat sie noch einmal, fester, um seine Solidarität mit seiner Schwester zu unterstreichen.

Ich muss hier raus, dachte ich.

Bitte. Ich muss weg.

»Jetzt könnten wir sie eigentlich wieder anbinden«, schlug Ruth vor.

»Lass sie doch liegen«, meinte Willie.

»Es ist kalt da unten. Ich will keine laufende Nase und kein Rumgeschniefe. Zieht sie mal hoch, dann können wir sie uns genauer anschauen.«

Eddie machte ihre Füße los, und Donny befreite ihre Hände von dem Pfosten, ließ sie aber gefesselt und führte die Schnur über einen Nagel in der Decke.

Meg schaute mich an. Es war deutlich zu sehen, wie schwach sie war. Keine Träne. Nicht einmal zum Weinen hatte sie mehr Kraft. Nur ein trauriger, niedergeschlagener Blick, der sagte: Siehst du, was aus mir geworden ist?

Donny zog ihr die Arme mit der Leine über

den Kopf. Er band sie am Arbeitstisch fest, ließ sie aber ein wenig locker. Das war schlampig und ganz untypisch für ihn – anscheinend war ihm alles ganz egal. Anscheinend war sie es nicht mehr wert, sich anzustrengen.

Es hatte sich wirklich alles verändert.

Als hätten sie ihr mit dem Einstanzen der Buchstaben alles Aufregende genommen – jede Macht, bei anderen Furcht, Lust oder Hass auszulösen. Jetzt war sie nur noch ein Stück Fleisch. Schwach. Und irgendwie verächtlich.

Ruth schaute sie an wie eine Malerin, die ihr Werk betrachtet.

»Eins sollten wir noch machen.«

»Was?«, fragte Donny.

Ruth überlegte. »Also, jetzt haben wir sie so weit, dass kein Mann sie mehr will. Das Dumme ist nur, dass sie immer noch Männer will.« Sie schüttelte den Kopf. »Da wird ihr das Leben doch zur Qual.«

»Und?«

Sie dachte nach. Unsere Blicke hingen an ihr.

»Ich sag euch, was wir machen. Donny, geh mal rauf und hol ein paar Zeitungen von dem Stapel in der Küche runter. Einen guten Schwung. Die legst du in den Ausguss hier unten.«

»Wozu Zeitungen? Was sollen wir denn mit Zeitungen?«

»Wollen wir ihr was vorlesen?« Denise kicherte. Alle lachten.

»Mach, was ich dir sage.«

Er stieg hinauf und kam mit den Zeitungen zurück. Er warf sie in den Ausguss neben der Waschmaschine.

Ruth stand auf.

»Okay. Wer hat ein Streichholz? Meine sind alle.«

»Ich hab welche.« Eddie gab sie ihr.

Sie bückte sich und hob das Montiereisen auf, das ich Meg letzte Nacht gegeben hatte.

Ich fragte mich, ob sie es benutzt hatte.

»Hier, nimm das.« Sie reichte Eddie das Montiereisen. »Kommt mit.«

Sie stellten die Flaschen ab und gingen an mir vorbei. Alle waren gespannt, was Ruth vorhatte. Alle außer ich und Susan. Doch Susan saß nur auf dem Boden, so wie es ihr Ruth befohlen hatte, und ich hatte Willies Messer einen halben Meter vor der Brust.

Also ging ich auch.

»Rollt sie zusammen.«

Sie schauten sie an.

»Die Zeitungen. Rollt sie zusammen, ganz fest. Dann werft sie wieder in den Ausguss.«

Woofer, Eddie, Denise und Donny machten sich an die Arbeit. Ruth zündete sich mit Ed-dies Streichhölzern eine Zigarette an. Willie hielt sich hinter mir.

Ich warf einen kurzen Blick hinüber zur Treppe. Sie war verlockend nah.

Sie rollten die Zeitungen zusammen.

»Schön dicht nebeneinander«, sagte Ruth.

Sie stopften sie in das Becken.

»Also, ich erklär euch das jetzt. Eine Frau will einen Mann nicht mit ihrem ganzen Körper. Nein. Sie will ihn vor allem an einer Stelle. Weißt du, was ich meine, Denise? Nein? Noch nicht? Bald wirst du's wissen. Eine Frau will einen Mann an einer ganz bestimmten Stelle, und die ist genau hier zwischen ihren Beinen.«

Sie zeigte und drückte die Hand auf ihr Kleid, um es ihnen vorzuführen. Sie hörten auf zu rollen.

»Eine ganz kleine Stelle. Also, und wenn man ihr diese Stelle wegnimmt, wisst ihr, was dann passiert? Man nimmt ihr die ganze Lust weg.

Wirklich. Sie ist für immer weg. Das klappt. In manchen Gegenden machen sie das immer so, das ist das Normalste von der Welt. Ich glaube, wenn ein Mädchen ein bestimmtes Alter erreicht. Damit sie nicht herumstreunt. Was weiß ich, in Afrika und Arabien und Neu-

guinea, glaube ich. Für die dort gehört das zur Zivilisation.

Und da denke ich mir: Warum nicht auch bei uns? Wir nehmen ihr einfach diese kleine Stelle weg. *Wir brennen sie ihr raus.* Mit dem Eisen.

Und dann ist sie ... vollkommen.«

Schweigend starrten alle Ruth an. Sie konnten nicht glauben, was sie gehört hatten.

Ich glaubte ihr.

Und auf einmal klärte sich das Gefühl, das ich schon seit Tagen mit mir herumtrug, ohne es zu begreifen.

Ich begann zu zittern wie in einem heftigen Dezemberwind. Weil ich es sehen konnte, ich roch es, ich hörte ihre Schreie. Mein Blick ging bis weit in Mogs Zukunft, in *meine* Zukunft – ich sah die Konsequenzen einer solchen Tat.

Und ich wusste, dass ich damit allein war.

Die anderen – selbst Ruth mit ihrer Impulsivität, die sie zu einem Kerkermeister gemacht hatte, mit ihrem Einfallsreichtum, wenn es um das Zufügen von Schmerzen ging, mit ihrem Gerede über das, was gewesen wäre, wenn sie ihre Arbeit behalten und nicht Willie senior getroffen, wenn sie nie geheiratet und keine Kinder gehabt hätte –, die anderen hatten keine Phantasie.

**Nicht die geringste. Sie hatten keine Ahnung.
Für alles außer sich selbst und den Augenblick waren sie blind, leer.**

Diese Einsicht brachte mich zum Zittern.

Ich war der Gefangene von Wilden. Ich hatte mit ihnen gelebt, war einer von ihnen gewesen.

Nein, keine Wilden. Eigentlich nicht.

Schlimmer noch.

Mehr wie eine Horde streunender Hunde oder Katzen oder ein Schwarm grausamer roter Ameisen, mit denen Woofer so gern spielte.

Wie eine völlig andere Gattung. Eine Intelligenz, die nur nach Menschen aussah, aber keinen Zugang hatte zu menschlichen Gefühlen.

Ich stand in ihrer Mitte und versank in einem Sumpf des Andersseins.

In einem Sumpf des Bösen.

Ich rannte zur Treppe.

Ich hörte Willie fluchen und spürte sein Messer, das hinten über mein Hemd streifte. Ich packte das Holzgeländer und wuchtete mich auf die Treppe.

Ich stolperte. Unter mir sah ich Ruth, die deutete und rief, ihr Mund ein klaffendes, schwarzes, tiefes Loch. Ich spürte, wie mich Willie am Fuß packte und zog. Neben mir standen Farbdosen und ein Eimer. Ich schleuderte sie hin-

ter mir hinunter und hörte wieder Flüche, diesmal von ihm und Eddie, als ich mich losriss. Ich rappelte mich hoch und stürzte blind die Treppe hinauf.

Die Tür war offen. Ich stieß das Fliegengitter auf.

Die Sommerhitze schlug in einer einzigen schweren Woge über mir zusammen. Ich konnte nicht schreien, weil ich nach Luft schnappen musste. Ich hörte sie dicht hinter mir. Ich schnellte die Stufen hinunter.

»Los!«, brüllte Donny.

Dann war er plötzlich über mir, die Wucht seines Sprungs von der Veranda riss mich um und raubte mir den Atem. Doch er rollte von mir weg. Ich war schneller auf den Beinen als er. Willie stand seitlich von mir und verstellte mir den Weg zu meinem Haus. Ich sah das Funkeln der Klinge im Sonnenlicht. Ich ließ es nicht auf einen Versuch ankommen.

Ich rannte vorbei an Donnys ausgestreckten Armen durch den Garten in Richtung Wald.

Als ich die halbe Strecke hinter mir hatte, warf sich Eddie hart von hinten auf meine Beine. Ich ging zu Boden, und plötzlich wand er sich auf mir, schlug, trat und versuchte, mir die Augen auszukratzen. Ich rollte und krümmte mich. Ich war schwerer als er und

rang ihn nieder. Er packte mich am Hemd. Ich ließ es zerreißen und machte mich los. Ich stolperte zurück, und dann lag Donny auf mir und dann Willie, doch erst als ich den Druck von Willies Messer an der Kehle spürte, gab ich auf und wehrte mich nicht mehr.

»Los, rein mit dir, du Scheißkerl«, zischte er, »und keinen Mucks!«

Sie brachten mich zurück.

Quälend stand mir der Anblick meines Hauses vor Augen. Ich schaute immer wieder nach irgendwelchen Lebenszeichen dort, aber es gab keine.

Wir gingen hinauf und dann hinunter ins kühle, nach Farbe riechende Dunkel.

Ich legte die Hand an den Hals. An meinem Finger war nur ein wenig Blut.

Ruth stand da, die Arme fest vor der Brust verschränkt.

»Idiot. Kannst du mir vielleicht verraten, wo du hinwolltest?«

Ich blieb ihr die Antwort schuldig.

»Na ja, du gehörst jetzt wohl zu ihr. Keine Ahnung, was wir mit euch allen anstellen sollen.«

Sie schüttelte den Kopf. Dann lachte sie.

»Kannst froh sein, dass du nicht auch so eine *kleine Stelle* hast wie sie. Aber dafür hast du natürlich was anderes, worum du dir Sorgen

machen kannst, stimmt's?«

Denise lachte.

»Willie, hol eine Schnur. Ich glaube, wir fesseln ihn lieber, damit er nicht wieder auf Wanderschaft geht.«

Willie trat in den Bunker. Er kam mit einer kurzen Schnur zurück und gab Donny das Messer. Donny hielt es, während mir Willie die Hände auf den Rücken band.

Alles sahen zu und warteten.

Und diesmal fiel es Donny überhaupt nicht mehr schwer, mir in die Augen zu sehen.

Als sie fertig waren, wandte sich Ruth zu Woofer und gab ihm die Streichhölzer.

»Ralphie, du hast den Vortritt.«

Lächelnd machte Woofer ein Streichholz an und lehnte sich weit über den Ausguss. Er streckte den Arm aus und zündete eine zusammengerollte Zeitung an der Ecke an. Dann zündete er eine andere Ecke an, die näher bei ihm war.

Er trat zurück. Das Papier ging in hellen Flammen auf.

»Feuer hat dir schon immer gefallen.« Ruth seufzte.

Sie wandte sich den anderen zu. »Wer will es machen?«

»Ich«, antwortete Eddie.

Sie schaute ihn mit einem leisen Lächeln an. Es war genau der Blick, der vor nicht allzu langer Zeit fast nur mir vorbehalten war.

Vermutlich war ich nicht mehr ihr Liebling unter den Kindern in unserer Straße.

»Hol das Eisen.«

Eddie holte es.

Sie hielten es in die Flammen. Es war ganz still.

Als sie meinte, dass es heiß genug war, zog er es heraus, und wir gingen alle zurück in den Bunker.

Darüber werde ich euch nichts erzählen. Ich weigere mich.

Es gibt Dinge, die erzählt man nicht. Da stirbt man lieber. Dinge, von denen man weiß, dass man besser gestorben wäre, statt sie zu erleben. Diese Dinge habe ich erlebt.

Zusammengedrängt lagen wir in der Dunkelheit.

Sie hatten die Arbeitslampe mitgenommen und die Tür verschlossen. Wir waren allein, Meg, Susan und ich, und lagen auf den Luftmatratzen, die Willie senior für seine Familie gekauft hatte.

Oben hörte ich Schritte, die vom Wohnzimmer zum Esszimmer und wieder zurück gingen. Schwere Tritte. Donny oder Willie. Dann wurde es still.

Mit Ausnahme von Megs Stöhnen.

Sie war ihn Ohnmacht gefallen, als sie sie mit dem Eisen berührten. Erst war sie erstarrt, und dann war sie plötzlich ganz schlaff geworden, als hätte sie der Blitz getroffen. Doch jetzt kämpfte sich etwas in ihr wieder nach oben an die Oberfläche des Bewusstseins. Ich hatte Angst vor dem Gedanken, wie es ihr gehen würde, nachdem sie erwacht war. Ich konnte mir ihre Schmerzen nicht vorstellen. Nicht diese Schmerzen. Und ich wollte auch gar nicht.

Sie hatten uns losgebunden. Zumindest waren unsere Hände frei.

Ich konnte mich irgendwie um sie kümmern.

Ich fragte mich, was sie wohl jetzt da oben machten. Was sie dachten. Es war nicht schwer, sich die Szene auszumalen. Eddie und Denise waren bestimmt zum Abendessen nach Hause gegangen. Ruth lag auf ihrem Sessel, die Füße auf dem Kissen, eine brennende Zigarette im Aschenbecher neben sich, und starrte auf den leeren Bildschirm des Fernsehers. Willie hatte sich auf die Couch gelümmelt und aß. Woofer lag mit dem Bauch auf dem Boden. Und Donny saß aufrecht auf einem Küchenstuhl und kaute vielleicht an einem Apfel herum.

Sicher hatten sie gefrorene Fertiggerichte in den Herd geschoben.

Ich hatte Hunger. Seit dem Frühstück hatte ich nichts mehr zu mir genommen.

Meine Gedanken kreisten ums Abendessen.

Wenn ich nicht zum Abendessen kam, würden sich meine Eltern ärgern. Dann würden sie sich allmählich Sorgen machen.

Meine Eltern würden sich Sorgen um mich machen.

Wahrscheinlich hatte ich mir noch nie überlegt, was das eigentlich bedeutete.

Einen kurzen Moment war meine Liebe zu ihnen so groß, dass ich fast in Tränen ausgebrochen wäre.

Dann stöhnte Meg wieder, und ich spürte ihr Zittern neben mir.

Ich dachte an Ruth und die anderen, die oben in der Stille saßen. Und sich überlegten, was sie mit uns machen sollten.

Dass ich hier war, hatte alles verändert. Nach dem heutigen Tag konnten sie mir nicht mehr vertrauen. Doch im Gegensatz zu Meg und Susan würde man mich vermissen.

Würden meine Eltern nach mir suchen? Natürlich. Aber wann? Würden sie hier nach mir suchen? Ich hatte ihnen nicht gesagt, wo ich hinwollte.

Blöd, David. Noch ein Fehler. Du hast gewusst, dass du hier in Schwierigkeiten geraten kannst.

Drückend spürte ich die Dunkelheit um mich. Sie machte mich irgendwie kleiner, quetschte mich zusammen und begrenzte meine Möglichkeiten, meinen Spielraum. Und es dämmerte mir ein wenig, wie sich Meg gefühlt haben musste in all den Wochen, ganz allein hier unten.

Fast wünschte man sich, dass sie wiederkommen würden, nur um die Anspannung des Wartens und das Gefühl der Einsamkeit zu durchbrechen.

In der Dunkelheit verschwand man.

»David?«

Susan hatte mich aufgeschreckt. Noch nie hatte ich bei ihr erlebt, dass sie mit mir – oder jemand anderem – redete, ohne vorher angesprochen worden zu sein.

Ihre Stimme war nur ein verängstigt bebenendes Flüstern. Als würde Ruth noch in der Tür stehen und zuhören.

»David?«

»Ja. Alles in Ordnung, Susan?«

»Alles in Ordnung. David, hasst du mich jetzt?«

»Dich hassen? Nein, natürlich nicht. Wieso denn ...?«

»Du musst mich doch hassen. Und Meg muss mich auch hassen. Ich bin schuld.«

»Du bist doch nicht schuld, Susan.«

»Doch. Ich bin an allem schuld. Ohne mich hätte Meg weglaufen und nicht mehr zurückkommen können.«

»Das hat sie ja probiert, Susan. Aber sie haben sie erwischt.«

Auch ohne sie zu sehen, wusste ich, dass sie mit den Tränen kämpfte.

»Sie haben sie im *Flur* erwischt, David.«

»Häh?«

»Sie wollte mich holen. Sie ist irgendwie aus dem Bunker rausgekommen.«

»Ich hab sie rausgelassen. Ich hab die Tür offen gelassen.«

»Und sie ist die Treppe raufgekommen und in mein Zimmer rein, dann hat sie mir die Hand hierhin gelegt, über den Mund, damit ich ruhig bin, und sie hat mich aus dem Bett gehoben. Dann hat sie mich hinausgetragen in den Flur, aber da ist Ruth ...«

Sie konnte sich nicht mehr halten. Sie weinte. Ich legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Ist ja schon gut, ist ja schon gut.«

»... da ist Ruth aus dem Zimmer der Jungs gekommen – wahrscheinlich hat sie uns gehört –, und sie hat Meg an den Haaren gepackt und sie umgerissen, und ich bin auf sie draufgefallen, da konnte sie sich erst nicht bewegen, und dann ist Willie herausgekommen und Donny und Woofer und haben sie geschlagen und getreten. Und dann ist Willie in die Küche und hat ein Messer geholt und hat es ihr an die Kehle gesetzt und gesagt, dass er ihr den Kopf abschneidet, wenn sie sich rührt. Er schneidet ihr den Kopf ab, hat er gesagt.

Dann haben sie uns runtergebracht. Später haben sie noch die Schienen reingeschmissen. Die hier ist kaputt.«

Ich hörte sie scheppern.

»Und dann haben sie sie wieder geschlagen,

und Ruth hat ihr die Zigarette auf die ... auf die ...«

Sie sackte zusammen, und ich legte den Arm um sie. Weinend drückte sie sich an meine Schulter.

»Aber das verstehe ich nicht«, sagte ich. »Sie wollte dich doch später rausholen. Wir hätten uns was ausgedacht. Warum ist sie zu dir rein? Warum wollte sie dich gleich mitnehmen?«

Sie wischte sich die Augen. Ich hörte sie schniefen.

»Ich glaube, weil ... Ruth ... Ruth ... fasst mich immer an. Da unten ... du weißt schon. Und einmal war es so fest ... da habe ich geblutet. Und Meg ... ich habe es Meg gesagt ... und sie war wütend ... furchtbar wütend, und sie hat es Ruth gesagt, und dann hat Ruth sie geschlagen, ganz schlimm, mit einer Schaufel vom Kamin und ...«

Ihre Stimme brach.

»Es tut mir Leid! Das wollte ich nicht. Sie hätte weglaufen sollen. Ich wollte nicht, dass sie ihr wehtun. Aber ich konnte nicht anders! Ich hasse es, wenn sie mich anfasst! Ich *hasse* Ruth! Ich hasse sie. Und ich habe es Meg erzählt ... ich habe ihr erzählt, was sie gemacht hat, und deswegen haben sie sie erwischt. Deswegen ist sie zu mir gekommen. Wegen mir,

David. Wegen *mir*!«

Ich wiegte sie im Arm, und sie fühlte sich zerbrechlich an wie ein Baby.

»Schsch. Schon gut. Es wird schon wieder ... gut.«

Ich malte mir aus, wie Ruth sie anfasste. Es war nicht schwer. Das schwache, hilflose kleine Mädchen, das sich nicht wehren konnte, und die Frau mit den leeren Augen, die glitzerten wie das Wasser in einem schnell strömenden Bach. Ich schnitt das Bild ab.

Nach einiger Zeit beruhigte sie sich allmählich.

»Ich habe etwas«, flüsterte sie schniefend. »Ich hab es Meg gegeben. Schau mal auf der anderen Seite von Meg, da beim hinteren Tischbein. Taste mal.«

Ich stieß auf eine Packung Streichhölzer und einen fünf Zentimeter hohen Kerzenstummel.

»Woher hast du ...?«

»Habe ich Ruth geklaut.«

Ich zündete die Kerze an. Ihr honigfarbener Schein erfüllte den Bunker. Ich fühlte mich gleich besser.

Bis ich Meg sah.

Bis wir sie beide sahen.

Sie lag auf dem Rücken, bis zu den Hüften bedeckt mit einem dreckigen alten Laken, dass

sie über sie geworfen hatten. Ihre Brüste und Schultern waren nackt. Sie war übersät mit blauen Flecken. Die Brandblasen waren offen und eiterten.

Selbst im Schlaf waren die Gesichtsmuskeln angespannt vor Schmerz. Sie zitterte am ganzen Leib.

Die Schrift schimmerte.

ICH FICKE FICK MICH

Ich blickte Susan an und sah, dass sie wieder den Tränen nah war.

»Schau weg.«

Es war schlimm. Es war sehr schlimm.

Doch am schlimmsten war nicht, was sie mit ihr gemacht hatten, sondern was sie selbst machte.

Ihre Arme lagen über dem Laken. Sie schlief.

Und die schmutzigen, schartigen Fingernägel ihrer Hand kratzten ständig tief vom linken Ellbogen hinunter bis zum Handgelenk.

Sie riss an ihrer Narbe.

Riss sie auf.

Der geschundene und geschlagene Körper hatte sich gegen sich selbst gewandt.

»Schau nicht hin.« Ich zog mein Hemd aus und kämpfte mich mit den Zähnen durch die Naht, um unten zwei Streifen abzureißen. Ich nahm Megs scharrende Finger weg. Dann

wickelte ich ihr den Stoff zweimal fest um den Arm und band ihn oben fest, Jetzt konnte sie sich wenigstens nicht mehr verletzen.

»Okay.«

Susan weinte. Sie hatte es gesehen. Lang genug, um zu wissen, was Meg machte.

»Warum? Warum macht sie das?«

»Ich weiß es nicht.«

Doch irgendwie wusste ich es schon. Ich spürte förmlich Megs Wut auf sich selbst. Weil sie versagt hatte. Weil sie es nicht geschafft hatte, sich zu befreien. Weil sie sich und ihre Schwester nicht gerettet hatte. Vielleicht sogar, weil sie die Art von Mensch war, dem so etwas passieren konnte. Weil sie es zugelassen und geglaubt hatte, es irgendwie durchstehen zu können.

Es war unfair und falsch, so zu denken, aber ich glaubte sie zu verstehen.

Sie hatte sich etwas vorgemacht – und jetzt war ihr guter, wacher Verstand böse auf sich selbst. *Wie konnte ich nur so dumm sein?* Fast als hätte sie ihre Strafe verdient. Sie hatte sich vorgemacht, dass Ruth und die anderen Menschen wie sie waren und dass sie deshalb eine bestimmte Grenze nicht überschreiten würden. Nie. Doch das stimmte nicht. Sie waren nicht so wie sie. Das hatte sie jetzt erkannt. Zu

spät.

Ich beobachtete die bohrenden Finger über der Narbe.

Blut sickerte durch das Hemd. Noch nicht besonders viel. Doch so traurig es war, später musste ich ihr vielleicht mit dem Stoff wieder die Hände zusammenbinden, um sie zurückzuhalten.

Oben klingelte das Telefon.

»Geht mal einer ran.« Ruth. Schritte durchquerten das Zimmer. Ich hörte Willies Stimme und nach einer kurzen Pause Ruths Stimme, die ins Telefon sprach.

Ich überlegte, wie spät es wohl war. Ich blickte auf die winzige Kerze und fragte mich, wie lang sie noch halten würde.

Megs Hand glitt von der Narbe weg.

Sie stieß stöhnend die Luft aus. Ihre Augenlider flatterten.

»Meg?«

Sie öffnete die Augen. Sie waren ganz glasig vor Schmerz.

Ihre Finger tasteten wieder nach der Narbe.

»Nicht, mach das nicht.«

Verständnislos schaute sie mich an. Dann nahm sie die Hand weg.

»David?«

»Ja, ich bin's. Und Susan ist auch da.«

Susan beugte sich vor, damit sie sie sehen konnte. Megs Mundwinkel zogen sich zum blassen Abglanz eines Lächelns nach oben. Doch selbst das schien ihr Schmerzen zu bereiten.

Sie stöhnte. »O Gott, das tut so weh.«

»Du darfst dich nicht bewegen. Ich weiß, dass es wehtut.«

Ich zog ihr das Laken hinauf bis zum Kinn.

»Kann ich ... kann ich etwas für dich ...?«

»Nein. Lass mich einfach ... O Gott.«

»Meg?« Susan zitterte. Sie streckte an mir vorbei den Arm aus, konnte sie aber nicht ganz erreichen. »Es tut mir Leid, Meg. Es tut mir so Leid.«

»Schon gut, Susie. Wir haben es probiert. Schon gut. Es ist ...«

Man spürte fast, wie sie der Schmerz durchzuckte. Wie ein Stromschlag.

Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Immer wieder wanderte mein Blick zur Kerze, als ob ich von ihr eine Eingebung erwartete. Doch es kam nichts.

»Wo ... wo sind sie?«

»Oben.«

»Werden sie oben bleiben? Ist es ... Nacht?«

»Fast. Ungefähr Abendessenszeit. Ich weiß nicht. Ich weiß nicht, ob sie oben bleiben.«

»Ich kann nicht mehr ... David. Mehr halte ich nicht aus, weißt du?«

»Ich weiß.«

»Ich kann nicht.«

»Ruh dich aus. Du musst dich ausruhen.« Ich schüttelte den Kopf.

»Was?«

»Wenn wir nur was hätten ...«

»Was?«

»Was, mit dem wir ihnen wehtun. Damit wir hier rauskommen.«

»Es gibt nichts. Nichts. Du hast keine Ahnung, wie viele Nächte ich ...«

»Wir haben das da«, sagte Susan.

Sie hielt die Armschiene hoch.

Ich sah sie mir an. Susan hatte Recht. Die Schiene war aus Leichtaluminium, aber wenn man sie zusammenklappte und sie am Ende packte, konnte man damit zuschlagen.

Doch das reichte nicht. Nicht gegen Willie und Donny gleichzeitig. Und auch noch Ruth. Die durfte man nicht unterschätzen. Vielleicht wenn sie so freundlich waren und nacheinander hereinspazierten, mit ein paar Minuten Abstand dazwischen, hätte ich es ausprobieren können. Aber das war reichlich unwahrscheinlich. Außerdem war ich sowieso nie ein großer Kämpfer.

Eddie wäre der Richtige dafür gewesen.

Wir mussten uns etwas anderes einfallen lassen.

Ich schaute mich um. Sie hatten so ziemlich alles rausgeschafft. Den Feuerlöscher, das Radio, die Konservenkartons, sogar der Wecker und die Luftpumpe für die Matratzen waren verschwunden. Auch die Wäscheleinen, mit denen sie uns gefesselt hatten, hatten sie mitgenommen. Wir hatten nur den Arbeitstisch – der so schwer war, dass man ihn kaum bewegen konnte –, die Matratzen, Megs Laken, ihren Plastikbecher und die Kleider am Leib. Und die Streichhölzer und die Kerze.

Plötzlich wusste ich, wozu man die Streichhölzer und die Kerze benutzen konnte.

Zumindest würden sie dann herunterkommen, wenn *wir* es wollten, und nicht, wann es ihnen passte. Wir konnten sie verwirren und überraschen. Das war immerhin etwas. Etwas.

Ich holte tief Luft. In mir formte sich ein Plan.

»Okay. Wollt ihr was ausprobieren?«

Susan nickte. Auch Meg, ganz schwach.

»Ich weiß nicht, ob es hinhaut. Aber es ist möglich.«

»Los, na mach schon.« Meg stöhnte.

»Beweg dich nicht. Ich brauch dich nicht dabei.«

»Okay, mach es. Damit sie kommen.«

Ich schlüpfte aus meinen hohen Turnschuhen, zog die Schnürsenkel heraus und band sie zusammen. Dann nahm ich auch noch die Schnürsenkel von Susans Schuhen und band sie an meine, sodass ich ungefähr dreieinhalb Meter Schnur hatte. Ein Ende knotete ich straff um die untere Türangel, das andere schlang ich um den ersten Stützpfeiler und band es ungefähr acht Zentimeter über dem Boden fest. So bekam ich einen Stolperdraht, der ein wenig schräg von der Tür zum Pfeiler lief und links ungefähr ein Drittel der Länge des Raums abdeckte.

»Hört mir jetzt genau zu. Das wird nicht leicht. Und gefährlich. Ich meine, es geht nicht nur um sie. Ich will ein Feuer machen hier drin. Dort drüben vor dem Tisch, ungefähr in der Mitte vom Raum. Sie werden den Rauch riechen und runterkommen. Und dann wird hoffentlich jemand über die Schnur fallen. Ich stelle mich mit einer von Susans Schienen neben die Tür.

Aber es wird stark rauchen, und wir haben nicht viel Luft. Wenn sie nicht schnell runterkommen, sitzen wir in der Klemme.«

»Wir schreien einfach«, sagte Susan.

»Ja, damit klappt es hoffentlich. Aber wir

müssen ein bisschen warten, damit sie den Rauch riechen. Bei Feuer kriegen die Leute Panik, das wird uns helfen. Was meint ihr dazu?«

»Was kann *ich* machen?«

Ich musste lächeln. »Nicht viel, Susie.«

Ihr zartes Mädchengesicht wurde ganz ernst, als sie nachdachte.

»Ich weiß, was ich machen kann. Ich bleibe hier bei den Matratzen stehen, und wenn jemand vorbei will, stelle ich ihm ein Bein!«

»Okay, aber pass auf dich auf. Nicht dass du dir noch mehr Knochen brichst. Und du musst mir Platz lassen, damit ich mit dem Ding hier ausholen kann.«

»Mach ich.«

»Meg, bist du auch einverstanden?«

Sie sah blass und schwach aus. Doch sie nickte.

»Mach nur.«

Ich zog mein T-Shirt aus.

»Ich ... ich brauche das Laken.«

»Nimm es.«

Ich zog es ihr vorsichtig weg.

Sie bedeckte mit den Händen die Stelle, wo sie sie verbrannt hatten. Trotzdem sah ich kurz die schwarzrot schimmernde Wunde. Ich zuckte zusammen. Meg hatte es bemerkt und wandte das Gesicht ab. Sie fing wieder an, durch das

Hemd an der Narbe zu kratzen. Ich brachte es nicht über mich, sie davon abzuhalten – sie darauf aufmerksam zu machen, was sie tat.

Und plötzlich konnte ich es nicht mehr erwarten, jemandem diese Schiene überzuziehen. Ich knüllte das Laken zusammen und legte es an den Platz vor dem Tisch. Mein T-Shirt und die Socken legte ich oben drauf.

»Meine auch«, sagte Susan.

Ihre Sachen machten keinen großen Unterschied, aber sie wollte helfen, also nahm ich sie und warf sie auf den Haufen.

»Brauchst du das Hemd?«, fragte Meg.

»Nein, behalt es.«

»Okay.« Ihre Fingernägel gruben weiter.

Ihr Körper sah alt aus, die Muskeln dünn und schlaff.

Ich nahm Susans Schiene und lehnte sie an die Wand neben die Tür. Dann klaubte ich den brennenden Kerzenstummel auf und trat vor den Haufen.

Mein Magen krampfte sich vor Angst zusammen.

»Also, los!« Ich hielt die Kerze nach unten.

Das Feuer züngelte niedrig, doch es kam genügend Rauch. Er zog zur Decke und waberte hinaus. Unsere eigene Pilzwolke im Atombunker.

Schon nach wenigen Sekunden füllte er den ganzen Raum. Ich sah kaum noch bis zu Meg auf ihrer Matratze hinüber. Wir husteten um die Wette.

Der Rauch wurde dichter und unsere Schreie lauter.

Von oben hörten wir Stimmen. Verwirrung. Angst. Dann polternde Schritte auf der Treppe. Ich hielt die Schiene fest im Griff und wartete neben der Tür.

Jemand fummelte an dem Riegel herum. Dann flog die Tür auf, und Willie stand fluchend im Lichtschein aus dem Keller. Der Rauch wälzte sich auf ihn zu wie ein plötzlicher Nebel. Er stapfte herein. Er blieb an den gespannten Schnürsenkeln hängen und stolperte, fiel hin und schlitterte über den Boden mit dem Kopf voran in den Haufen. Schreiend schlug er nach dem Lumpen, der an seiner Wange brannte, und nach seiner zischenden Tolle, deren Schmalz ihm über die Stirn lief.

Ruth und Donny stürmten Schulter an Schulter herein und versuchten, durch den dichten Rauch zu erkennen, was los war. Donny war näher bei mir. Ich holte aus. Blut spritzte von Donnys Kopf auf Ruth und die Tür, und im Fallen griff er nach mir. Die Schiene sauste nach unten wie eine Axt, doch er wich aus. Sie krachte gegen den Boden. Plötzlich schoss Ruth an mir vorbei direkt auf Susan zu.

Susan. Ihre Schachfigur. Ihr Schutzschild.

Ich wirbelte herum und erwischte sie mit der Schiene an den Rippen und am Rücken, doch es reichte nicht, um sie aufzuhalten.

Sie war schnell. Ich lief ihr nach und schwang die Schiene vom Boden hoch wie ein Rückhandschlag beim Tennis, aber sie packte Susan an der schwächtigen Brust und drückte sie gegen die Wand, dann griff sie in ihr Haar und riss es nach hinten. Ich hörte einen dumpfen Knall wie von einem Kürbis, der auf den Boden fällt, und Susan rutschte an der Wand hinunter. Mit aller Kraft zog ich Ruth die Schiene über den unteren Rücken. Jaulend fiel sie auf die Knie.

Aus dem Augenwinkel sah ich eine Bewegung und drehte mich um.

Donny war auf den Füßen und stürzte durch den dünner werdenden Rauch auf mich zu.

Dann auch noch Willie.

Ich peitschte mit der Schiene vor mir hin und her. Sie bewegten sich langsam, vorsichtig. Sie waren nahe, und ich sah, dass Willies Gesicht verbrannt war, ein Auge war geschlossen und tränte. Donny hatte Blut auf dem Hemd.

Dann ging Willie auf mich los, träge fast. Ich holte aus, und die Schiene krachte auf seine Schulter, rutschte weiter und blieb mit einem Ruck an seinem Hals hängen. Mit einem Aufschrei sackte er zusammen.

Dann kam Donny taumelnd auf mich zu, und ich riss die Schiene herum. Auf einmal hörte ich hinter mir ein Rascheln.

Ruth stürzte sich von hinten auf mich und krallte fauchend wie eine Katze nach mir. Ihr Gewicht brachte mich ins Stolpern. Meine Knie knickten ein. Ich fiel zu Boden. Donny stürzte vor, und plötzlich spürte ich einen brennenden Schmerz an der Wange, und mein Kopf wurde nach hinten gerissen. Auf einmal roch ich Leder. Schuhleder. Er hatte mich getreten wie einen Fußball. Ich sah ein blendendes Licht. Ich wollte die Finger fester um die Schiene klammern, aber sie war nicht mehr da. Sie war weg. Das grelle Licht verdunkelte sich schnell zu Schwarz. Ich rappelte mich auf die Knie. Er trat mich in den Bauch. Ich ging zu Boden und

schnappte nach Luft. Dann wollte ich wieder aufstehen, aber ich fand mein Gleichgewicht nicht mehr. Übelkeit stieg in mir hoch wie eine Welle. Ich hatte die Orientierung verloren. Dann trat mich noch jemand anders, in die Rippen, in die Brust. Ich rollte mich zu einem Ball zusammen, spannte die Muskeln an und wartete darauf, dass sich die Dunkelheit lichte. Immer noch traten sie fluchend auf mich ein. Aber es funktionierte, nach einer Weile sah ich wieder etwas und erkannte, wo der Tisch war. Also rollte ich auf ihn zu, rollte unter ihn und schaute hinauf zu Ruths und Donnys Beinen vor mir – und dann war ich wieder verwirrt, denn auf einmal standen zwei weitere Beine da, wo Meg hätte sein sollen, wo Meg auf ihrer Matratze hätte liegen müssen.

Nackte Beine. Verbrannt und mit Wunden übersät.

Megs Beine.

»Nein!«, brüllte ich.

Ich schob mich heraus. Ruth und Donny drehten sich um und gingen auf sie zu.

»Du!«, kreischte Ruth. »Du! Du! *Du!*«

Bis heute weiß ich nicht, was Meg eigentlich vorhatte, ob sie wirklich meinte, dass sie helfen konnte – vielleicht hatte sie einfach die Schnauze voll, von Ruth, von den qualvollen

Schmerzen, von allem –, doch ihr hätte klar sein müssen, dass sich Ruths Wut nicht auf mich und nicht auf Susan richten würde, sondern auf sie, wie ein böser, treffsicherer Giftpfeil.

In ihren Augen lag keine Furcht. Ihr Blick war hart und klar. Und trotz ihrer Schwäche schaffte sie einen Schritt nach vorn.

Ruth stürzte auf sie los wie eine Furie. Sie packte ihren Kopf mit beiden Händen wie ein heilender Evangelist.

Dann knallte sie ihn an die Wand.

Megs Körper begann zu zittern.

Sie sah Ruth an, sah ihr direkt ins Gesicht, und einen Moment lag ein erstaunter Ausdruck in ihren Augen, als würde sie Ruth selbst jetzt noch fragen: *Warum?*

Dann sank sie zusammen. Direkt auf die Luftmatratze wie ein Sack ohne Knochen.

Sie zitterte noch ein wenig, dann wurde sie still.

Ich musste mich auf den Tisch stützen.

Ruth glotzte nur die Wand an. Anscheinend konnte sie nicht glauben, dass Meg nicht mehr dort stand. Ihr Gesicht war aschfahl.

Donny und Willie starrten ebenfalls.

Plötzlich herrschte drückende Stille im Raum. Donny beugte sich vor. Er legte ihr die Hand

auf den Mund, dann auf die Brust.

»Atmet sie noch?«

Die Worte erstarben Ruth auf den Lippen.

»Ja, ganz leicht.«

Ruth nickte. »Deckt sie zu. Zieht ihr was über.

Sie muss zugedeckt sein.«

Wieder nickte sie, ohne jemand Bestimmten zu meinen, dann drehte sie sich um und durchquerte den Raum, langsam und vorsichtig, als würde sie durch Scherben gehen. An der Tür blieb sie kurz stehen, um sich abzustützen. Dann war sie verschwunden.

Jetzt waren nur noch wir Kinder da.

Willie bewegte sich als Erster. »Ich hole Decken.«

Er hielt sich die Hand vor sein verletztes Auge. Die Hälfte seiner Haare war verbrannt.

Doch niemand war mehr wütend.

Vor dem Tisch schwelte noch das Feuer, und dünne Rauchfäden stiegen auf.

»Deine Mutter hat angerufen«, murmelte Donny.

Er starrte hinab auf Meg.

»Häh?«

»Deine Mutter. Sie hat angerufen. Wollte wissen, wo du bist. Ich bin rangegangen. Ruth hat mit ihr geredet.«

Ich musste nicht lang fragen, was sie ihr erzählt hatte. Sie hatten mich nicht gesehen.

»Wo ist Woofer?«

»Er hat bei Eddie gegessen.«

Ich hob die Armschiene auf und trug sie hinüber zu Susan. Aber das bekam sie wahrscheinlich gar nicht mit. Ihr Blick hing an Meg.

Willie kam mit den Decken zurück. Er schaute uns nacheinander kurz an und warf die Decken auf den Boden, dann machte er kehrt und ging wieder hinaus.

Wir hörten ihn die Treppe hinaufstapfen.

»Was willst du jetzt machen, Donny?«

»Ich weiß nicht.«

Seine Stimme klang dumpf, zerstreut, wie betäubt – als hätte er den Tritt gegen den Kopf einstecken müssen und nicht ich.

»Sie könnte sterben. Sie *wird* sterben. Wenn du nichts machst. Niemand außer dir wird was machen. Das weißt du genau. Ruth nicht und Willie auch nicht.«

»Ich weiß.«

»Also mach was.«

»Was denn?«

»Irgendwas. Sag es jemand. Der Polizei.«

»Ich weiß nicht.«

Er nahm eine Decke vom Boden und breitete sie über Meg aus, wie Ruth es ihm befohlen

hatte. Er deckte sie sehr sanft zu.

»Ich weiß nicht.« Er schüttelte den Kopf.

Dann wandte er sich ab. »Ich muss gehen.«

»Lass uns die Arbeitslampe da, okay? Wenigstens das, damit wir uns um sie kümmern können.«

Er dachte kurz nach.

»Ja, klar.«

»Und vielleicht noch etwas Wasser? Einen Lappen und Wasser?«

»Okay.«

Er ging hinaus in den Keller, und ich hörte den Wasserhahn. Dann kam er mit einem Eimer Wasser und mehreren Staublappen zurück und stellte sie auf den Boden. Die Arbeitslampe hängte er an den Haken in der Decke. Er schaute uns nicht an. Kein einziges Mal.

Er trat zur Tür.

»Bis dann.«

»Ja, bis dann.«

Und er schob den Riegel vor.

Die lange, kalte Nacht zog sich endlos hin.

Wir bekamen keinen Besuch mehr von oben.

Im Haus war es still. Aus dem Zimmer der Jungs hörten wir leise das Radio, »All I Have To Do Is Dream« von den Everly Brothers und »Hard Headed Woman« von Elvis. Jedes Lied schien wie ein Hohn.

Inzwischen war meine Mutter bestimmt schon außer sich vor Sorge. Ich konnte mir vorstellen, wie sie in jedem einzelnen Haus an der Straße anrief, um zu erfahren, ob ich da war, ob ich draußen im Garten schlief oder einfach irgendwo übernachtete, ohne es ihr gesagt zu haben. Dann würde mein Vater die Polizei anrufen. Jeden Augenblick rechnete ich mit dem offiziell klingenden Klopfen an der Tür. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, dass sie immer noch nicht aufgetaucht waren.

Hoffnung wurde zu Enttäuschung, Enttäuschung zu Wut und Wut zu dumpfer Resignation. Dann begann der Kreislauf wieder von vorn. Ich konnte nichts anderes tun als warten und Meg mit einem feuchten Lappen über das Gesicht und die Stirn wischen.

Sie hatte Fieber. Ihr Hinterkopf war klebrig

von verkrustetem Blut.

Wir dösten immer nur kurz und schraken dann wieder hoch.

Ständig schwirrten mir irgendwelche Melodien und Slogans aus der Werbung durch den Kopf. *Ajax, der weiße Wirbelwind. Dadadum dadadum. Macht wirklich sauber, wirklich rein. Sie können wirklich sicher sein ... wirklich sicher sein ... wirklich sicher sein ...* Ich konnte nichts festhalten. Aber ich konnte auch nichts loslassen.

Manchmal fing Susan an zu weinen.

Manchmal bewegte sich Meg und stöhnte.

Ich war glücklich, wenn sie stöhnte. Das hieß, dass sie noch lebte.

Zweimal wachte sie auf.

Beim ersten Mal wischte ich ihr mit dem Tuch übers Gesicht und wollte gerade damit aufhören, als sie die Augen aufschlug. Fast hätte ich es fallen lassen, so überrascht war ich. Dann versteckte ich es schnell hinter mir, weil es rosa vom Blut war. Ich wollte nicht, dass sie das sah. Irgendwie verstörte mich diese Vorstellung.

»David.«

»Ja.«

Sie schien mich gehört zu haben. Ich schaute ihr in die Augen und bemerkte, dass eine ihrer Pupillen eineinhalb Mal so groß war wie die andere – und ich fragte mich, was sie sah.

»Hörst du sie?«, flüsterte sie. »Ist sie ... da?«

»Ich höre nur das Radio. Aber sie ist da.«

»Das Radio, ja.« Sie nickte langsam.

»Manchmal höre ich sie. Den ganzen Tag. Auch Willie und Woofer ... und Donny. Lange habe ich gemeint, dass ich etwas erfahre, wenn ich ihnen genau zuhöre. Dass ich herausfinde, warum sie mich so behandelt, wenn ich hinhöre, wie sie durchs Zimmer geht oder in ihrem Sessel sitzt. Aber ich ... habe nie was herausgefunden.«

»Meg, hör zu. Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt nicht redest. Du bist ziemlich schwer verletzt.«

Es war anstrengend für sie, das merkte man. Ihre Worte klangen undeutlich, als hätte ihre Zunge auf einmal nicht mehr die richtige Größe.

»Mm-mm. Nein, ich will reden. Ich kann doch nie reden. Ich habe nie jemanden, mit dem ich reden kann. Aber ...?«

Sie schaute mich merkwürdig an. »Wieso bist du eigentlich hier?«

»Wir sind beide da. Ich und Susan. Sie haben

uns eingesperrt. Erinnerst du dich nicht mehr?«

Sie versuchte ein Lächeln.

»Ich dachte schon, dass du vielleicht eine Phantasie bist. Ich glaube, das warst du auch schon öfter für mich. Ich habe viele ... viele Phantasien. Sie kommen, und dann ... verschwinden sie wieder. Und manchmal will ich auch, dass eine kommt, ich will es ganz fest, aber es kommt keine. Ich kann an nichts mehr denken. Und später dann ... kommt doch eine.

Ich hab sie angebettelt, weißt du. Dass sie damit aufhört. Dass sie mich gehen lässt. Ich hab mir gedacht, es muss so sein, sie macht es eine Zeit lang, und dann lässt sie mich gehen, sie wird einsehen, dass es keinen Grund gibt, mich zu hassen. Und dann habe ich gedacht, nein, sie hört nicht auf damit, ich muss hier raus, aber ich kann nicht, ich verstehe sie einfach nicht, wie hat sie zulassen können, dass er mich mit dem Eisen *verbrennt*?«

»Bitte, Meg ...«

Sie leckte sich über die Lippen. Dann lächelte sie.

»Aber jetzt bist du da und passt auf mich auf.«

»Ja.«

»Und Susan.«

»Ja.«

»Wo ist sie?«

»Sie schläft.«

»Für sie ist es auch schwer.«

»Ja, ich weiß. Sehr schwer.«

Ich war beunruhigt. Ihre Stimme wurde schwächer. Ich musste mich jetzt nah zu ihr beugen, um sie noch zu hören.

»Tust du mir einen Gefallen?«

»Klar.«

Sie packte meine Hand. Ihr Griff war stark.

»Bringst du mir den Ring? Du weißt schon, den Ring von meiner Mutter. Auf mich hört sie nicht. Es ist ihr egal. Aber vielleicht ... Kannst du sie darum bitten? Kannst du mir meinen Ring wiederbringen?«

»Ich bringe ihn dir.«

»Versprochen?«

»Ja.«

Sie ließ mich los.

»Danke.«

Kurz darauf fing sie wieder zu sprechen an.

»Weißt du was? Ich habe meine Mutter nie genug geliebt. Ist das nicht merkwürdig? Und du?«

»Wahrscheinlich auch nicht.«

Sie schloss die Augen.

»Ich glaube, ich möchte jetzt schlafen.«

»Klar, ruh dich aus.«

»Irgendwie komisch. Mir tut nichts weh. Eigentlich müsste es doch wehtun. Sie haben mich überall verbrannt, aber ich hab keine Schmerzen.«

»Ruh dich jetzt aus.«

Sie nickte. Und dann wurde sie still. Ich saß da und sehnte das Klopfen von Officer Jennings herbei, während durch meinen Kopf Worte wirbelten wie ein grell bemaltes Karussell, der Text zu »Green Door«, immer wieder im Kreis ... *midnight, one more night without sleepin', watchin' till the morning comes creepin', green door, what's that secret you're keepin'? Green door?*

Irgendwann schlief ich ein.

Als ich aufwachte, war wahrscheinlich früher Morgen.

Susan schüttelte mich.

»Halt sie auf!« Ein verschrecktes Flüstern drang an mein Ohr. »Halt sie auf! Bitte! Sie darf das nicht machen!«

Einen Moment dachte ich, ich sei zu Hause im Bett.

Ich schaute mich um, und dann fiel mir alles wieder ein.

Meg lag nicht mehr neben mir.

Mein Herz begann wie wild zu klopfen, und

mir schnürte sich die Kehle zusammen.

Dann sah ich sie.

Sie hatte die Decke abgeworfen und saß nackt und zusammengekauert drüben in der Ecke beim Arbeitstisch. Das lange, verfilzte Haar hing ihr über die Schultern. Ihr Rücken war übersät mit dunklen, braunen Flecken und kreuz und quer eingetrockneten Blutfäden. Ihr Hinterkopf schimmerte feucht im Licht der Arbeitslampe.

An ihren Schultern und neben ihrem schön geschwungenen Rückgrat spannten sich die Muskeln an. Ich hörte das Scharren von Fingernägeln.

Ich stand auf und ging zu ihr.

Sie grub.

Sie kratzte mit den Fingern am Betonboden, wo er mit der Wand zusammentraf. Um sich hinauszugraben. Sie gab leise Laute der Anstrengung von sich. Ihre Fingernägel waren zerbrochen und bluteten, einer fehlte schon ganz, auch ihre Fingerspitzen waren wund, und ihr Blut vermischte sich mit den Kieskrümeln, die sie aus dem abbröckelnden Beton gebohrt hatte. Es war ihre letzte Weigerung, sich zu unterwerfen. Ihr letzter Akt der Auflehnung. Der Wille, der sich über den besiegten Körper erhoben hatte, um sich gegen nackten

Stein zu wenden.

Der Stein war Ruth. Er war undurchdringlich und ließ sich nur Kies und Sand abringen.

Ruth war der Stein.

»Meg, hör bitte auf. Komm.«

Ich schob ihr die Hände unter die Arme und hob sie hoch. Sie war so leicht wie ein kleines Kind.

Ihr Körper fühlte sich warm an und voller Leben.

Ich legte sie wieder auf die Matratze und deckte sie zu. Susan gab mir den Eimer, und ich wischte ihr die Fingerspitzen ab. Das Wasser wurde noch röter.

Dann begann ich zu weinen.

Ich wollte nicht weinen, weil Susan da war, doch ich konnte die Tränen nicht mehr halten. Sie kamen einfach und flossen auf den Beton wie Megs Blut.

Ihre Wärme war nur Fieber. Ihre Wärme war eine Lüge.

Der Tod war jetzt fast zu riechen.

Ich hatte ihn in der vergrößerten Pupille gesehen, in diesem schwarzen Loch, das ein Bewusstsein verschlingen konnte.

Ich tupfte ihr die Finger ab.

Als ich fertig war, versetzte ich Susan, damit Meg zwischen uns liegen konnte. Still lagen wir

zusammen und beobachteten ihren flachen Atem, und jeder Atemzug, der durch ihre Lunge strömte, band die Momente zusammen, gewährte uns einen Aufschub von einigen Sekunden, und das Flackern ihrer halb offenen Augenlider verriet uns, dass unter der zerschlagenen Oberfläche noch Leben pochte. Es erschreckte uns nicht, als sie die Augen aufschlug. Wir waren glücklich, dass uns Meg anschaute, die alte Meg, die in der gleichen Zeit gelebt hatte wie wir, und nicht in einem Fiebertraum.

Sie bewegte die Lippen. Dann lächelte sie.

»Ich glaube, ich schaffe es.« Sie griff nach Susans Hand. »Ich glaube, ich werde wieder gesund.«

Sie starb unter dem grellen, künstlichen Licht der Arbeitslampe, in einer Morgendämmerung, die für uns keine war.

Ungefähr eineinhalb Stunden später kam das Klopfen an der Tür.

Ich hörte, wie sie aus ihren Betten aufstanden. Ich hörte männliche Stimmen und schwere, unbekannte Schritte vom Wohnzimmer ins Esszimmer und dann auf der Treppe.

Sie schoben den Riegel zurück und öffneten die Tür. Jennings war da, zusammen mit meinem Vater und einem anderen Polizisten namens Thompson, den wir vom Veteranentreffen kannten. Hinter ihnen standen Donny, Willie, Woofer und Ruth, ohne einen Versuch zu machen, zu fliehen oder etwas zu erklären. Sie schauten nur zu, während Jennings zu Meg ging, ein Augenlid hochschob und nach dem Puls tastete, der nicht mehr da war.

Mein Vater kam herüber und legte den Arm um mich. Er schüttelte den Kopf. »Gott sei Dank haben wir dich gefunden. Gott sei Dank.« Ich glaube, solche Worte hatte ich noch nie von ihm gehört, aber sie kamen von ganzem Herzen.

Jennings zog Meg die Decke über den Kopf, und Officer Thompson versuchte Susan zu trösten, die von Weinkrämpfen geschüttelt wur-

de. Seit Meg gestorben war, war sie still gewesen, doch jetzt brachen die Erleichterung und Trauer aus ihr hervor.

Ruth und die anderen starrten teilnahmslos.

Jennings, bei dem Meg am vierten Juli Schutz gesucht hatte vor Ruth, sah aus, als wollte er gleich jemanden erwürgen.

Er hatte kaum mehr seine Stimme in der Gewalt, als er mit rotem Gesicht Fragen abfeuerte. Es war ihm deutlich anzumerken, dass er viel lieber mit der Pistole an seiner Hüfte gefeuert hätte, die er immer wieder mit der Hand streifte. *Wie ist das passiert? Und das hier? Wie lang war sie schon hier unten? Wer hat ihr das in den Bauch gestanzt?*

Eine Weile blieb Ruth stumm. Sie stand nur da und kratzte an den wunden Stellen in ihrem Gesicht. Dann sagte sie: »Ich will einen Anwalt.«

Jennings tat, als hätte er sie nicht gehört. Er stellte weiter Fragen, doch sie wiederholte nur immer, dass sie einen Anwalt wollte. Offensichtlich hatte sie vor, von ihrem Recht auf Aussageverweigerung Gebrauch zu machen.

Jennings wurde immer wütender. Doch das half ihm nichts. Das hätte ich ihm gleich sagen können.

Ruth war der Stein.

Und ihre Kinder folgten ihrem Beispiel.

Aber ich nicht. Ich holte tief Luft und verdrängte kurz, dass mein Vater neben mir stand.

»Ich kann Ihnen alles sagen, was Sie wissen wollen. Ich und Susan.«

»Hast du das alles gesehen?«

»Das meiste.«

»Ein paar von den Verletzungen sind schon ein paar Wochen alt. Hast du das auch gesehen?«

»Einen Teil. Genug jedenfalls.«

»Du hast es gesehen?«

»Ja.«

Seine Augen wurden enger. »Bist du hier der Gefangene oder der Aufseher, Junge?«

Ich wandte mich an meinen Vater. »Ich habe ihr nie wehgetan. Nie. Ehrlich.«

»Aber du hast ihr auch nicht geholfen«, stellte Jennings fest.

Das hatte ich mir selbst die ganze Nacht lang vorgehalten.

Nur dass sich Jennings Stimme wie eine Faust um die Worte ballte und sie mir entgegenschleuderte. Einen Moment verschlug es mir regelrecht den Atem.

Er hat Recht, dachte ich. Trotzdem ist es nur die halbe Wahrheit.

»Nein, ich habe ihr nicht geholfen.«

»Du hast es versucht.« Susan schluchzte.

»Stimmt das?«, fragte Thompson.

Susan nickte.

Jennings starrte mich lange an, dann nickte auch er.

»Okay. Wir reden später darüber. Jetzt müssen wir das erst mal melden, Phil. Alle nach oben.«

Ruth murmelte etwas.

»Was?« Jennings sah sie an.

Sie nuschelte etwas vor sich hin.

»Ich verstehe Sie nicht, Lady.«

Ruth riss den Kopf hoch, ihre Augen blitzten.

»Ich habe gesagt, sie war eine Schlampe. Sie hat das geschrieben! Sie! ICH FICKE FICK MICH. Glauben Sie vielleicht, ich war das? Sie hat sich das draufgeschrieben, weil sie stolz darauf war.

Ich wollte es ihr austreiben und ihr ein bisschen Anstand beibringen. Aus lauter Trotz hat sie es geschrieben. ICH FICKE FICK MICH. Und das hat sie auch gemacht, *alle* hat sie gefickt. Und den da hat sie sowieso gefickt.«

Sie zeigte auf mich. Dann auf Willie und Donny.

»Und die zwei auch. Sie hat sie alle gefickt! Sogar meinen kleinen Ralphie hätte sie gefickt,

wenn ich sie nicht aufgehalten hätte und sie nicht hier unten eingesperrt und gefesselt hätte, damit niemand mehr ihre Beine, ihren Arsch und ihre Fotze sehen muss, ihre *Fotze*, ja! Sie war nichts anderes, nur eine Fotze, eine Frau, die für jeden Mann die Beine breit macht, der mal mit ihr will. Ich habe ihr einen *Gefallen* getan, verdammt. Und deswegen scheiße ich auf dich und das, was du denkst. Gottverdammter Fleischklotz in Uniform. Kotzbrocken. Ich scheiß auf dich! Einen Gefallen hab ich ihr getan ...«

»Lady, ich glaube, Sie halten jetzt besser den Mund.«

Er beugte sich nah zu ihr und schaute sie an wie etwas, in das er auf dem Gehsteig getreten war.

»Haben Sie mich verstanden, Lady? Mrs. Chandler? Ich hoffe es sehr. Machen Sie endlich die Dreckschleuder zu, die Sie mit einem Mund verwechseln.«

Er wandte sich an Susan. »Kannst du gehen, Kleines?«

Sie schniefte. »Wenn mir jemand die Treppe hochhilft.«

»Ich trag sie lieber«, meinte Thompson, »sie wiegt sowieso kaum was.«

»Okay, dann geh du mit ihr voraus.«

Thompson nahm sie auf den Arm und ging durch die Tür und die Treppe hinauf. Willie und Donny folgten ihm, den Blick auf die Füße gesenkt, als wäre ihnen der Weg unbekannt. Dad ging hinter ihnen und passte wie eine Art Polizist auf sie auf. Ich folgte ihnen. Ruth ging dicht hinter mir, als hätte sie es plötzlich eilig, das Ganze hinter sich zu bringen. Ich warf einen Blick über die Schulter und sah Woofer praktisch neben ihr und Officer Jennings hinter ihm.

Dann bemerkte ich den Ring.

Er funkelte im Sonnenlicht, das durch das Fenster in der Hintertür hereinfiel.

Ich stieg weiter die Treppe hinauf, doch einen Moment war ich mir kaum noch meiner Umgebung bewusst. Hitze peitschte durch meinen Körper. Immer wieder sah ich Meg vor mir und hörte, wie sie mir das Versprechen abnahm, ihr den Ring ihrer Mutter zurückzubringen und Ruth darum zu *bitten*, als wäre er nicht sowieso Megs Eigentum gewesen, als hätte Ruth ein Anrecht darauf, als wäre sie nicht nur eine gemeine Diebin, und ich dachte daran, was Meg schon durchgemacht hatte, bevor wir sie kennen gelernt hatten, sie hatte ihre Eltern verloren, nur noch Susan war ihr geblieben – und dann hatte sie diesen Ersatz bekom-

men. Dieses Zerrbild von einer Mutter. Diesen bösen Scherz von einer Mutter, die ihr nicht nur den Ring genommen hatte, sondern alles, ihren Körper, ihre Zukunft, ihr Leben – und das alles unter dem Vorwand, sie aufzuziehen, während sie sie in Wirklichkeit in den Dreck gestoßen hatte, immer tiefer und tiefer, und sich darüber gefreut, sich daran geweidet hatte und dabei *gekommen* war, verdammt, bis Meg schließlich ganz in der Erde versunken war, wo sie von jetzt an liegen würde, ausgelöscht und erloschen.

Doch der Ring war noch da. Und in meinem plötzlichen Zorn erkannte ich, dass auch ich stoßen konnte.

Ich drehte mich um und hob die Hand mit weit gespreizten Fingern an Ruths Gesicht, sah, wie mich die dunklen Augen erst erstaunt und dann angstvoll anschauten, ehe sie unter meiner Hand verschwanden.

Ich sah, dass sie begriffen hatte.

Und leben wollte.

Ich sah sie nach dem Geländer tasten.

Ihr Mund klappte auseinander.

Einen Moment spürte ich die kalte Haut ihrer Wangen unter meinen Fingern.

Mein Vater stieg weiter die Treppe hinauf. Er war schon fast oben angelangt.

Ich stieß.

Nie mehr in meinem Leben habe ich mich so gut und stark gefühlt wie in diesem Augenblick.

Ruth schrie, Woofer und Officer Jennings streckten die Arme nach ihr aus, doch als sie auf die Stufe traf, auf der Jennings stand, rutschte sie vorbei, und er berührte sie kaum. Farbdosen fielen nach unten auf den Beton. Ruth folgte ihnen ein wenig langsamer.

Ihr offener Mund schlug gegen eine Stufe. Die Wucht des Aufpralls schleuderte sie nach vorn wie einen Akrobaten, und als sie unten landete, knallte sie wieder mit dem Gesicht nach vorn auf den Boden, und Nase und Wange zerplatzten unter dem vollen Gewicht ihres Körpers, der wie ein Sack Steine nach unten gestürzt war.

Aus ihrem Genick kam ein lautes Knacken.

Und dann lag sie da.

Plötzlich war der Raum von Gestank erfüllt. Ich hätte fast gelächelt. Sie hatte sich angeschissen wie ein Baby, und das fand ich durchaus passend.

Dann war alles in Aufruhr, Donny und Willie, Dad und Officer Thompson ohne Susan auf dem Arm quetschten sich an mir vorbei, und alle schrien und scharten sich um Ruth wie um

eine archäologische Fundstelle. *Was ist passiert? Was ist mit meiner Mutter passiert!* Willie kreischte, und Woofer heulte, Willie hatte völlig die Beherrschung verloren, beugte sich über sie, drückte ihr die Hände auf die Brust und den Bauch, um sie wieder zum Leben zu erwecken. Auch Donny brüllte jetzt. *Was ist passiert, verdammte Scheiße!* Alle starrten die Treppe hoch zu mir, als hätten sie mir am liebsten alle Glieder einzeln ausgerissen, und mein Vater hatte unten Stellung bezogen, für den Fall, dass sie es versuchten.

»Was ist denn passiert?«, fragte Officer Thompson.

Jennings schaute mich nur an. Er wusste es. Er wusste verdammt gut, was passiert war.

Aber das war mir in diesem Augenblick ganz egal. Ich fühlte mich, als hätte ich eine lästige Wespe erschlagen. Eine, die mich gestochen hatte. Nicht mehr und nicht weniger.

Ich ging die Treppe hinunter und sah ihm ins Gesicht.

Er schaute mich weiter an. Dann zuckte er die Achseln.

»Der Junge ist gestolpert. Kein Wunder, hatte nichts zu essen, hat fast nicht geschlafen die ganze Nacht, hat zuschauen müssen, wie das Mädchen stirbt. Ein Unfall. Sehr bedauerlich,

aber so was passiert manchmal.«

Woofers, Willie und Donny glaubten ihm kein Wort, doch irgendwie interessierte es jetzt niemand mehr so besonders, was sie glaubten und was nicht.

Der Gestank von Ruths Scheiße war entsetzlich.

»Ich hole eine Decke.« Thompson schob sich an mir vorbei.

»Der Ring.« Ich deutete. »Der Ring an ihrem Finger gehört Meg. Er war von Megs Mutter. Den sollte jetzt Susan kriegen. Kann ich ihn ihr geben?«

Jennings bedachte mich mit einem gereizten Blick, der besagte, dass es jetzt reichte und dass ich nicht übertreiben sollte.

Aber auch davon ließ ich mich nicht aufhalten.

»Der Ring gehört Susan.«

Jennings seufzte. »Stimmt das, Jungs? Es wird viel leichter für euch, wenn ihr mich nicht anlügt.«

»Glaub schon«, sagte Donny.

Willie schaute seinen Bruder an. »Du Wicher.«

Jennings hob Ruths Hand und sah den Ring an.

»Okay.« Auf einmal wurde seine Stimme ganz

**sanft. »Gib ihn ihr.« Er zog ihn ihr vom Finger.
»Sag ihr, sie soll ihn nicht verlieren.«
»Mach ich.«
Ich ging hinauf.
Auf einmal war ich furchtbar müde.
Susan lag auf der Couch.
Ich ging zu ihr, und bevor sie fragen konnte,
was passiert war, hielt ich ihn in die Höhe. Ich
sah, wie sie den Ring anschaute und ihn er-
kannte, und plötzlich zwang mich der Blick in
ihren Augen neben sie auf die Knie, sie streck-
te ihre dünnen, blassen Ärmchen nach mir
aus, und dann drückten wir uns fest aneinan-
der und weinten und weinten.**

EPILOG

Wir waren keine Kriminellen, sondern jugendliche Deliquenten.

Nach dem Gesetz waren wir also *automatisch* unschuldig und konnten für unsere Taten nicht zur Verantwortung gezogen werden, als wäre jeder Mensch unter achtzehn unzurechnungsfähig und nicht in der Lage, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Unsere Namen wurden nie an die Presse weitergegeben. Die Sache blieb geheim, und wir kamen ohne Vorstrafe davon.

Das kam mir ziemlich seltsam vor, doch da wir ja auch von den Rechten der Erwachsenen ausgeschlossen waren, war es wohl nur natürlich, uns auch von der Verantwortung der Erwachsenen auszuschließen.

Natürlich, außer vielleicht für Meg und Susan. Donny, Willie, Woofer, Eddie, Denise und ich kamen vors Jugendgericht, und Susan und ich sagten als Zeugen aus. Es gab weder Staatsanwalt noch Verteidiger, nur den Richter Andrew Silver und eine Hand voll Psychologen und Sozialarbeiter, die ernsthaft darüber diskutierten, was mit uns geschehen sollte. Doch das stand eigentlich schon von Anfang an fest.

Donny, Willie, Woofer, Eddie und Denise wurden in Jugendstrafanstalten verfrachtet – eine Besserungsanstalt, wie wir das nannten. Eddie und Denise nur für zwei Jahre, weil sie an der eigentlichen Tötung nicht beteiligt gewesen waren. Donny, Willie und Woofer bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr, das härteste Strafmaß, das man damals als Jugendlicher bekommen konnte. Mit achtzehn mussten sie entlassen und ihre Namen aus dem Strafregister gelöscht werden.

Die Taten des Kindes durften nicht dem erwachsenen Menschen zur Last gelegt werden.

In einer anderen Stadt oben im Lakes District wurden neue Pflegeeltern für Susan gefunden.

Aufgrund ihrer Aussage vor Gericht und der Tatsache, dass es nach dem Jugendstrafrecht streng genommen so etwas wie eine Komplizenschaft nicht gab, wurde ich der Obhut meiner Eltern übergeben und bekam eine psychiatrische Betreuerin zugewiesen, eine langweilige, lehrerinnenhafte Person namens Sally Beth Cantor, die mich genau ein Jahr lang erst einmal pro Woche und dann einmal pro Monat aufsuchte und die immer sehr besorgt schien um meinen »Fortschritt in der Aufarbeitung« dessen, was ich gesehen und getan – und vor allem nicht getan – hatte, die aber auch immer

so wirkte, als wäre sie halb am Einschlafen, weil sie das alles schon eine Million Mal gemacht hatte, und als würde sie sich im Grunde ihres Herzens nur wünschen, dass mich meine Eltern viel weniger nachsichtig behandelten als die Justiz oder dass ich mit der Axt auf meine Mom losging, nur damit sie endlich einen handfesten Vorfall hatte, mit dem sie etwas anfangen konnte. Dann war das Jahr vorbei, und sie kam nicht mehr. Es dauerte drei Monate, bis ich sie vermisste.

Keinen von ihnen habe ich jemals wiedergesehen. Zumindest nicht persönlich.

Susan und ich schrieben uns eine Zeit lang. Ihre Knochen heilten wieder. Sie mochte ihre Pflegeeltern. Sie fand neue Freunde. Dann kamen keine Briefe mehr von ihr. Ich fragte sie nicht nach dem Grund. Ich konnte ihr keinen Vorwurf machen.

Meine Eltern wurden geschieden. Mein Vater verließ die Stadt. Ich sah ihn nur noch selten. Ich glaube, dass er sich letztlich für mich schämte. Auch ihm konnte ich keinen Vorwurf machen.

Beim Schulabschluss war ich schlechter

Durchschnitt, was für niemand eine Überraschung war.

Ich ging sechs Jahre aufs College, unterbrochen von zwei Jahren in Kanada, um dem Wehrdienst zu entgehen, und machte mein Diplom als Betriebswirt. Diesmal war ich Drittbester meines Jahrgangs, was für alle eine große Überraschung war.

Ich bekam eine Stelle an der Wall Street, heiratete eine Frau, die ich in Victoria kennen gelernt hatte, ließ mich scheiden, heiratete wieder und wurde ein Jahr später erneut geschieden.

1982 starb mein Vater an Krebs. Meine Mutter hatte '85 einen Herzinfarkt und starb auf dem Küchenboden neben dem Spülbecken mit einem Stück Brokkoli in der Hand. Obwohl sie schon lange allein gelebt hatte und für niemanden mehr kochte, hatte sie bis zum Schluss die Gewohnheit beibehalten, gut zu essen. Man konnte ja nie wissen, wann die nächste Depression kam.

Mit meiner Verlobten Elizabeth fuhr ich nach Hause, um das Haus meiner Mutter zu verkaufen und ihren Nachlass zu regeln. Zusammen sichteten wir die vermischten Überreste der vierzig Jahre, die sie dort gelebt hatte. In einem Roman von Agatha Christie fand ich nicht

eingelöste Schecks. Ich entdeckte Briefe, die ich ihr vom College geschrieben hatte, und Bleistiftzeichnungen, die ich in der ersten Klasse gemacht hatte. Ich stieß auf vergilbte Zeitungsartikel über die Eröffnung des Eagles Nest und diesen oder jenen Preis, den mein Vater von den Kiwaniern, vom Veteranenverein oder vom Rotary Club bekommen hatte.

Und ich fand Ausschnitte über den Tod von Megan Loughlin und von Ruth Chandler.

Todesanzeigen aus der Stadtzeitung.

Die von Meg war kurz, fast erschütternd kurz, als könnte ihr kurzes Leben kaum als richtiges Leben gelten.

LOUGHLIN, Megan, 14, Tochter von Daniel Loughlin und Joanne Haley Loughlin, beide verstorben. Schwester von Susan Loughlin. Der Trauergottesdienst findet statt am Samstag um 13.30 Uhr im Fisher Funeral Home, 110 Oakdale Avenue, Farmdale, New Jersey.

Die von Ruth war etwas länger.

CHANDLER, Ruth, 37, Gattin von William James Chandler, Tochter von Andrew Perkins und Barbara Bryan Perkins, beide verstorben. Sie hinterlässt ihren Gatten und ihre Söh-

ne William junior, Donald und Ralph. Der Trauergottesdienst findet statt am Samstag um 14.00 Uhr im Hopkins Funeral Home, 15 Valley Road, Farmdale, New Jersey.

Sie war länger, aber genauso nichtssagend.

Ich schaute mir die Ausschnitte an und merkte, dass ihre Trauergottesdienste zeitlich nur eine halbe Stunde und räumlich nur sechs oder sieben Straßenzüge auseinander gelegen hatten. Ich war bei keinem von beiden gewesen. Und ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass irgendjemand hingegangen war.

Ich starrte durch das Wohnzimmerfenster hinüber zu dem Haus auf der anderen Seite der Auffahrt. Meine Mutter hatte mir erzählt, dass dort jetzt ein junges Paar lebte. Nette Leute, wie sie fand. Sie waren noch kinderlos, hofften aber bald auf Nachwuchs. Sobald sie es sich leisten konnten, wollten sie eine Terrasse bauen.

Der nächste Ausschnitt war ein Foto. Das Bild eines jungen, gut aussehenden Mannes mit kurzem braunen Haar und einem breiten, dämlichen Lächeln.

Er kam mir bekannt vor.

Ich klappte den Ausschnitt auf.

Es war ein Artikel vom 5. Januar 1978 aus

dem *Newark Star-Ledger*. Unter der Überschrift »Mordanklage gegen Mann aus Manasquan« wurde berichtet, dass der Mann auf dem Bild und ein nicht namentlich genannter Jugendlicher am 25. Dezember im Zusammenhang mit dem gewaltsamen Tod der zwei Teenager Patricia Highsmith (17) aus Manasquan und Debra Cohen (17) aus Asbury Park verhaftet worden waren.

Beide Opfer wiesen Spuren von sexuellem Missbrauch und mehrere Messerstiche auf, doch die Todesursache war Verbrennen. Sie waren mit Benzin übergossen und auf einem verlassenen Feld in Brand gesteckt worden.

Der Mann auf dem Foto war Woofer.

Davon hatte mir meine Mutter nie erzählt. Ich schaute mir das Foto an und glaubte zumindest einen guten Grund dafür zu erkennen: Möglicherweise hätte ich in der Zeitung nachgeschlagen und das Bild gesehen.

Mit seinen knapp dreißig Jahren hatte Woofer eine geradezu erschreckende Ähnlichkeit mit Ruth.

Wie alle anderen Zeitungsausschnitte war auch dieser in einen Schuhkarton gestopft und auf der Speichertreppe abgestellt worden. Die Ränder waren bräunlich und ausgefranst. Doch ich bemerkte etwas an der Seite. Ich

drehte den Ausschnitt und erkannte die Handschrift meiner Mutter. Sie hatte einen Bleistift benutzt, die Worte waren verblasst, aber immer noch leserlich.

Direkt neben die Überschrift hatte sie an der Seite des Bildes entlang mit feiner Ironie eine Frage geschrieben: *Was wohl aus Donny und Willie geworden ist?*

Und heute, am Vorabend meiner noch ungewissen dritten Ehe mit einer Frau, die genauso alt wäre wie Meg, wenn sie überlebt hätte, verfolgt von Alpträumen, die sich alle darum drehen, dass ich wieder versage, dass ich jemanden im Stich lasse und ihn leichtsinnig den Gefahren der Welt ausliefere – und nachdem ich die Namen, die sie auf den Rand des Ausschnitts gekritzelt hat, mit denen von Denise und Eddie Crocker und mit meinem eigenen ergänzt habe –, stehe auch ich vor dieser Frage.

DANK

an Dave, der ein hohes Risiko eingegangen ist und viel Zeit, Kraft und harte Münze aufgewendet hat, um die Sache diesmal richtig hinzukriegen, an Chris, der praktisch mit vorgehaltener Waffe gezwungen wurde, das Ding zu lesen, und an alle anderen Beteiligten, die so gründlich darüber nachgedacht haben, was das Buch erreichen will, und sich dann die Mühe gemacht haben, so glänzend darüber zu schreiben. Eine bessere Gesellschaft kann sich ein Autor nicht wünschen, Leute, und dafür bin ich wirklich dankbar.